3 1761 07934870 2

Die Freie Stadt Danzig.

Digitized by the Internet Archive
in 2011 with funding from
University of Toronto

http://www.archive.org/details/diefreiestadtda00brau

Brandstetters
Heimatbücher
Deutscher Landschaften

Band 29

Die freie Stadt Danzig

Die Freie Stadt Danzig

Natur, Kultur und Geschichte des Freistaates

Von

Fritz Braun und Carl Lange

Mit 19 Kunstbeilagen und 1 Karte

Friedrich Brandstetter in Leipzig

DD
901
D283B7

1139020

Den Einband zeichnete Kurt Opitz, Leipzig.

Buchdruckerei W. Hoppe, Borsdorf-Leipzig

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Geleitwort. Von Senator Dr. Hermann Strunk IX
Danzig. Von Fritz Braun 1
Meeresleuchten. Von Carl Lange 10
Die Danziger Bucht. Von Prof. Dr. Lakowitz. 11
Die heilenden Wellen. Von Franz Lüdtke 19
Paul Beneke. Erinnerungen an Danzigs große Zeit. Von Dr. Walther Millack 20
Danzigs geschichtliche Lage. Von Dr. Erich Keyser 26
Von den Landschaftsformen des Freistaates Danzig. Von Fritz Braun 32
Waldandacht. Von Bruno Pompecki 37
Die landschaftliche Schönheit unseres Freistaates. Von Carl Lange . . 37
Frühlingsabend in Oliva. Von Bruno Pompecki 43
Die Gründung des Klosters Oliva. Von Dr. Erich Keyser 44
Alt-Oliva. Aus dem unveröffentlichten Nachlaß Bruno Pompeckis . . . 48
Joseph von Eichendorff und Danzig. Von Carl Lange. 54
Die Entwicklung des Danziger Stadtbildes. Von Dr. Erich Keyser . . 56
Robert Reinick. Von Marie Schempp 61
Straßburg und Danzig. Von Fritz Braun 66
Mein Danzig. Von Fritz Kudnig 71
Die Krone im Wappen Danzigs. Von Archivdirektor Dr. Kaufmann 72
Danziger Giebel. Von Martha Hinz 75
Die Bauten der Ordenszeit in Danzig. Von Prof. Dr. Adalbert Matthaei 76
Danzig. Von Fritz Kudnig 80
St. Marien. Von Generalsuperintendent Dr. D. Kalweit 81
Wächter im Turm. Danziger Historie (1577). Von Paul Enderling . . 82
Zu St. Marien. Von Elsa Faber-von Bockelmann 87
Die astronomische Uhr in der Marienkirche. Von Dr. Arno Schmidt 89
Eine Besteigung des Marienkirchturms um 1850. Von Louis Passarge 93
St. Marien am Abend. Von Arthur Brausewetter 94
St. Trinitatis. Von Pfarrer Rode 99
Wie unsere Voreltern für die Schule sorgten. Von Dr. W. Faber . . . 100
An die Heimat. Von Johannes Trojan 102
Die Kaufmannsgilden oder die Brüderschaften des Artushofes. Von Dr. Theodor Hirsch 104
Die Handwerksinnungen. Von Dr. Theodor Hirsch 107

Seite

Die St. Georgshalle. Von George Cuny 110
Das Hohe Tor und der Stockturm. Von Dr. Lic. Semrau 113
Der Stockturm und seine Umgebung. Von Prof. Dr. Adalbert Matthaei 114
Der falsche Bürgermeister. Von Herbert Sellke 116
Danzigs Belagerung durch die Polen im Jahre 1577. Von Dr. Siegfried Rühle 121
Neues von Zacharias Zappio. Von Wilhelm Schwandt 132
Das Danziger Krantor. Von Fritz Braun 134
De junge Kuulbarsch. Von Walther Domansky 135
Katharina Meydeborg. Von Martha Hinz 136
Gustav Adolf vor Danzig. Von Dr. Hans Hübner 139
Peter der Große in Danzig. Von Dr. W. Millack 144
Chodowiecki über seine Vaterstadt. Von Dr. F. Schwarz 150
Aus den Tagebüchern von Daniel Chodowieckis Künstlerfahrt im Jahre 1773 155
Johann Daniel Falk, ein Danziger Dichter. Von Wolfgang Federau . 157
Johanna Schopenhauers Kinderzeit. Von Wolfgang Federau 160
Alt-Danzig. Aus Johanna Schopenhauer, Jugend- und Wanderbilder . 162
Das Danziger Haus auf der Pfaueninsel bei Potsdam. Von Geheimrat A. Carsten 165
Daniel Chodowiecki. Von Prof. Dr. Adalbert Matthaei 166
Aus Danzigs erster Freistaatzeit 1807—1814. Von Dr. W. Millack . . . 169
Schopenhauersprüche 172
Danziger Hymne. Von Prof. Dr. R. Stoewer 173
Eine Schreckensnacht aus der Belagerungszeit von 1813. Von A. F. Blech 174
Der Vierkleewerberg an der Pulvermühle bei Oliva. Von Johannes Trojan 177
Spruch. Von Arthur Schopenhauer 180
Danzigs Straßenleben vor 100 Jahren. Von E. Förstemann 181
Vom alten Danzig: Unsere drolligen Straßennamen Von Kaethe Schirmacher 185
Aus dem Leben eines Danzigers. Von Prof. Waldemar Oehlke . . . 193
Danzigs Beischläge. Von Herbert Pawlowski 195
Erinnerungen einer alten Werderanerin: Die Cholerazeit. Von Jenny Wüst-Bulcke 197
Bruno Pompecki, ein Dichter der Heimat. Von Carl Lange 202
Olivas Königlicher Garten. Von Fritz Braun 204
Stoßt an! Danzig soll leben! Von Dr. Hellmuth Craczer 208
Der Zoppoter Festspielgedanke. Von Prof. Max von Schillings . . . 210
Die Technische Hochschule Danzig. Von Professor Schulze-Pillot . . . 212
Die Wasserkräfte der Radaune. Von Senator Dr. Runge 213
Die Gräben im Werder. Von Fritz Braun 215
Flurnamen als Danziger Geschichtsquelle. Von Senator Dr. H. Strunk 219

Seite

Der Hochmeister in Lichtenau. Von Georg von Kries 225
Die naturwissenschaftlichen Sammlungen der Freien Stadt Danzig. Von Dr. W. La Baume 227
Alte Sternwarte. Von Dr. Erwin Lick 233
Strandkiefern. Von Werner Schulz 234
Die Tierwelt des Freistaates einst und jetzt. Von Fritz Braun . . . 234
Die Bäume und Sträucher des Freistaates. Von Prof. Dr. Wangerin . 240
Das Danziger Werder. Von Walther Domansky 247
Im Hoene-Park. Von Willibald Omankowski 249
Die Westerplatte. Von Dr. Martin Dütschke 250
Schicksal. Von Helene Westphal 252
Unsere Westerplatte. Von Carl Lange 253
Ein Danziger Naturschutzpark im Wechsel der Jahreszeiten. Von Dr. Hans Lüttschwager 254
Helafahrt. Von Carl Lange 258
Unsere Danziger Bucht am Abend. Von Helene Westphal 259
Heubude. Von Fritz Jaenicke 261
Das Danziger Staatsarchiv, seine Bestände und seine Aufgaben. Von Archivdirektor Dr. Kaufmann 262
Der Löwe im Danziger Wappen. Von Anton Bertling 265
Danzig im internationalen Verkehr. Von Dr. Carl Bechler 266
Danziger Volkstypen. Von Herbert Sellke 269

Mitarbeiter- und Quellenverzeichnis 271

Verzeichnis der Abbildungen und Kunstbeilagen.

Danzig vom Mottlauhafen aus. Nach einer Federzeichnung von Ragimund Reimesch 1
Vor dem Rathaus in Danzig. Nach einer Originalzeichnung von Ragimund Reimesch 8
Am Marienseе bei Danzig. Nach einer Originalzeichnung von Ragimund Reimesch 32
Im Hof des Klosters Oliva. Nach einer Originalzeichnung von Ragimund Reimesch 40
St. Nicolai um 1858. Nach einer Originalradierung von Joh. Carl Schultz 64
Alter Hof an der Großen Mühle, erbaut 1349. Nach einer Originalzeichnung von Ragimund Reimesch 72

Seite

Marienkirche. Nach einer Originalradierung von Professor Berthold Hellingrath 80

St. Trinitatiskirche in Danzig um 1858. Nach einer Originalradierung von Joh. Carl Schultz 96

Kleine Krämergasse mit Durchblick zur Marienkirche. Nach einer Originalradierung von Professor Berthold Hellingrath 104

St. Katharinen um 1857. Nach einer Originalradierung von Joh. Carl Schultz 120

Am Kran. Nach einer Originalradierung von Professor Berthold Hellingrath 136

Das Chodowieckische Haus in Danzig. Nach einer Zeichnung von Daniel Chodowiecki 152

Schopenhauerhaus in Oliva b. Danzig. Phot. von Ilse Macholz. . . 160

Barock-Diele in einem Danziger Bürgerhaus. Nach einer Originalradierung von Joh. Carl Schultz 168

Die Johanniskirche in Danzig um 1858. Nach einer Originalradierung von Joh. Carl Schultz 184

Langermarkt Danzig. Nach einer Originalradierung von Professor Berthold Hellingrath. 192

Frauentor. Nach einer Originalradierung von Professor Berthold Hellingrath 208

Wind-Schöpfwerk aus der Ordenszeit im Danziger Werder. Nach einer Originalzeichnung von Ragimund Reimesch 216

Vorlaubenhaus in der Danziger Niederung. Nach einer Originalzeichnung von Ragimund Reimesch 248

Am Sande. Nach einer Originalradierung von Professor Berthold Hellingrath 264

Danzig vom Bischofsberg. Nach einer Federzeichnung von Ragimund Reimesch 270

Geleitwort.

Von Senator Dr. Hermann Strunk.

Es ist ein buntes Bild aus Natur und Kunst, das sich in diesem neuen Danzigbuch entrollt, und es ist ein wechselvolles Schicksal, das hierin dem Beobachter der Danziger Geschichte dargeboten wird. Hier wird einmal an einem kleinen Ausschnitt aus dem Leben der Ostmark so recht klar, daß die in Deutschland leider weit verbreitete Meinung von einem ewigen Einerlei der ostdeutschen Landschaft und seelischen Art ein Märchen ist, und noch dazu ein böses.

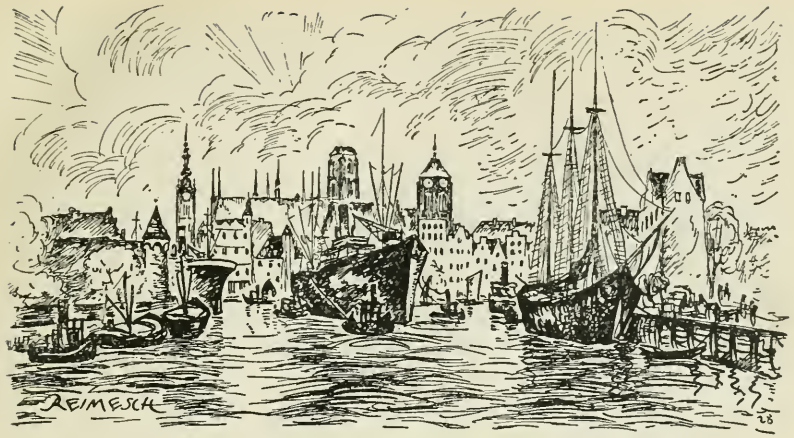
So verschiedenartig Charakter und Stil der von mir hochgeschätzten Herausgeber und so reich die Anschauung und die Darstellung der Mitarbeiter ist, so vielgestaltig ist das geistige Leben in Danzig jetzt wie ehedem. Ich brauche nur aus der Vergangenheit an die Namen Hevelke, Opitz, Schopenhauer, Chodowiecki, v. Eichendorff und Robert Reinick als Zeugen der Vergangenheit zu erinnern.

Und wer nur einen Blick in die Blätter der ruhmreichen Danziger Geschichte tut, dem weht sogleich der stürmische Atem der See entgegen. Es mag wenige deutsche Städte geben, deren Werden und Wachsen wie die Geschichte Danzigs mit dramatischer Spannung geladen ist.

Und auch heute ist es nicht anders. Die Danziger sind wieder einmal auf einen Vorposten des Deutschtums gestellt, der sie zwingt, wach zu sein und verantwortungsbewußt zu handeln. Hier an der Ostsee und an der Mündung der Weichsel ist, geopolitisch betrachtet, ein Schnittpunkt der politischen und wirtschaftlichen Interessen großer, an länderumspannendem Seeschiffahrtsverkehr beteiligter Völker, die sich hier berühren, die sich abstoßen oder anziehen. Der Grenzcharakter gibt Danzig eine besondere Lebhaftigkeit und verschafft Danzig eine weltpolitische Geltung und einen spürbaren internationalen Einschlag, die zu der Kleinheit des neuen Staatswesens der Freien Stadt Danzig in umgekehrtem Verhältnisse steht. Durch die Bestimmungen des Vertrages von Versailles ist Danzig wieder einmal das Schicksal aufgezwungen, ein Streitgegenstand zwischen den europäischen Mächten zu werden, die an der Ostsee zu entscheidungsvoller Stellung gelangt sind. Da gilt es immer von neuem alle Kräfte in Spannung und Bewegung zu halten, damit Danzig nicht ganz zum Spielball anderer wird.

Für diese Unsicherheit aber werden die Danziger entschädigt durch die Kostbarkeit ihres eigenartigen alten Stadtbildes mit den weithin bekannten Bau- und Kunstdenkmälern und durch die Schönheiten der natürlichen Landschaft in See und Wald und Strom, Nehrung und Haff, Niederung und Höhe; es bietet sich hier ein Bild, das selten geschaut wird und das auch denjenigen, der weite Reisen gemacht hat und vieler Länder Städte und Menschen kennen lernte, entzücken wird.

Es sind in der letzten Zeit mehrere wertvolle wissenschaftliche und politische Bücher entstanden, um die Welt über die eigentümliche Lage und Stellung des jungen Freistaates aufzuklären. Dieses neue Danzigbuch aber ist als ein deutsches Heimatbuch im Kranze der wohlbekannten Brandstetter'schen Sammlung dazu berufen, ein Hausbuch und Schulbuch in allen deutschen Gauen zu werden. Denn es wendet sich nicht bloß an Verstand und Gedächtnis, sondern es rührt mit der Stimme der Dichter an das Gemüt und dringt mit seiner eindringlichen Sprache zum Gewissen, ins Herz. Und das brauchen wir Danziger. Es ist mehr als Aufklärung nötig, wir Danziger brauchen Verständnis und Teilnahme und Opferbereitschaft. Darum wünsche ich dem Danzigbuch den Weg in die Hütten und Paläste, in die Schulstuben und Büchereien des ganzen großen deutschen Vaterlandes.



Danzig vom Mottlauhafen aus.

Danzig.

Von Fritz Braun.

Die Vorstellungskreise, die durch die Namen der einzelnen deutschen Großstädte in uns geweckt werden, sind hinsichtlich ihres Reichtums an Begriffen recht verschieden groß. Mit den Namen Hamburg, München, Heidelberg, Köln verbinden wir sofort ganz bestimmte Begriffe; wir alle glauben jene Städte recht gut zu kennen, mag das nun zutreffen oder nicht. Hören wir von Krefeld, Barmen, Hamborn sprechen, so fühlen wir uns dagegen ziemlich hilflos. Meine Vaterstadt Danzig hält in dieser Hinsicht wohl die Mitte; besonders gut ist es um sie sicherlich nicht bestellt. Um das dem Leser zu Gemüte zu führen, brauche ich neben Danzig nur Straßburg, die wunderschöne Stadt, zu nennen.

Darum ist es doppelt nötig, daß wir uns mit Danzig, seiner Weltlage, seinem Werdegang, seinen kulturellen Aufgaben etwas beschäftigen. Wir werden dabei ein gar weites Umland berücksichtigen müssen. Jedes Lebewesen — auch die Städte sind solche Wesen — ist letzten Endes ein Teil der ganzen Welt. Es lebt ihr Leben mit und wäre ohne sie nicht denkbar. Leben erkennen heißt Zusammenhänge begreifen. Gilt unsere Teilnahme einem Ort wie Cuxhaven, so braucht uns niemand eigens auseinanderzusetzen, daß er ohne Hamburg nicht vorhanden wäre. Erst die weltumspannende wirtschaftliche Arbeit dieser großen Handelsstadt

ermöglichte sein Entstehen, Wachsen und Blühen; so ist dieser Vorhafen an der norddeutschen Strommündung letzten Endes von der Witterung ferner Tropenländer abhängig, da sie die Menge und den Wert der Ausfuhrgüter beeinflußt.

Auch Danzig ist eine Stadt weiter Beziehungen, und die Nervenbahnen, die es mit seiner Welt verbinden, gleichen zum Teil langen, feinen Fäden, die erst in weiter Ferne Lebensvorgänge anregen sollen.

Die alte Hansestadt liegt schon östlich des zusammenhängenden deutschen Siedlungsraumes. Jenseits der Oder reichte die Kraft der deutschen Siedler nicht mehr aus, den sich rasch verbreiternden Raum zwischen dem Fels und dem Meer vollkommen einzudeutschen. Je weiter wir nach Osten gehen, desto mehr gleichen die deutschen Siedlungsgebiete größeren und kleineren Inseln. Wo der Deutsche, wie das im Ordenslande der Fall war, als Herr gebot, liegen sie grade in den fruchtbarsten Gebieten; wo der Slawe herrschte, mußte der deutsche Siedler, wie das etwa in Posen geschah, mit den Landesteilen vorliebnehmen, welche nur durch besonders schwere Arbeiten in Kulturland verwandelt werden konnten. Allerdings geschah es dann nicht selten, daß deutscher Fleiß im Lauf der Jahrhunderte Sumpf und Heide in besonders wertvolle Wiesen und Fruchtgefilde verwandelte.

In der Nähe der Ostseeküste besteht zwischen den deutschen Siedlungen und dem Baltischen Meer ein nahes, ursächlich wohlbegründetes Verhältnis. Ist dieses Meer doch ein durch und durch deutsches oder wenigstens germanisches Meer. So wurde es zum Ausgangspunkt starker Kräfte, die von der Küste landeinwärts strebten, in Gebiete hinein, deren Bewohner niemals ein rechtes Verhältnis zum Meer gehabt hatten. Um das zu erweisen, brauchen wir nur an der Südküste der Baltensee Namen wie Danzig, Königsberg, Riga, Reval, Narwa, Nowgorod aufzuzählen.

Hören wir Danzig immer wieder, und zwar sicherlich mit Recht, als den großen Weichselhafen, als den Hafen des Weichsellandes bezeichnen, so sehen wir im Geiste sogleich eine Fülle von Kräften, dem Geäder der Weichsel und ihrer Nebenflüsse wesensverwandt, stromab zum Meere drängen, Kräfte, die weiterzuleiten Danzigs vornehmste Aufgabe war. Das erscheint ganz natürlich und wird doch der Wahrheit kaum gerecht; ehe es so weit kam, war erst eine gewaltige Arbeit zu leisten, die der landein, stromauf wirkenden Tätigkeit der deutschen Siedler an der Mündung des großen Stromes zufiel. Dabei beherrschte deutsche Arbeit, deutscher Willen auch in Tagen größter Machtfülle doch nur den

Unterlauf des Stromes; nur dort trat das Leben des Landes in den Bereich deutschen Bewußtseins ein.

Verfolgen wir die Geschichte Danzigs während der Ordensherrschaft, so sehen wir, daß auch hinsichtlich dieser Stadt die allgemeinen biologischen Gesetze des Mittelalters Geltung besaßen. Am bezeichnendsten für diese Lebensverhältnisse ist das Nebeneinander, das gleichzeitige Bestehen der mannigfachsten politischen Beziehungen und Verknüpfungen, von denen ein Sohn der Neuzeit annehmen möchte, daß sie einander ausschließen müßten.

Mit Erstaunen hört da der Wißbegierige, daß der große Weichselhafen trotz seiner Sonderrechte, die ihm etwa die Stellung einer freien Reichsstadt verliehen, doch ein Glied des Ordensstaates war, und wird noch mehr verwirrt, wenn er dann erfährt, er sei auch ein wichtiges Mitglied der Hansa gewesen. Dabei gewinnen wir im einzelnen immer wieder den Eindruck, daß auch bei unseren Vätern das Sprichwort „Jeder ist sich selbst der Nächste!" volle Geltung besaß; auch die Danziger dachten jederzeit zuerst an ihren eigenen Nutzen, und das heißt bei einer Handelsstadt stets: an den eigenen Säckel.

Jedenfalls glückte es ihnen immer, Herr im eigenen Hause zu bleiben. Sollte die wirtschaftliche Aufgabe Danzigs, im Handel zwischen dem Westen und Norden einerseits und dem polnischen Hinterlande andererseits den Mittler zu spielen, wirklich gewinnreich bleiben, so mußte dafür Sorge getragen werden, daß bei jedem Geschäft dem Danziger Kaufmann ein wesentlicher Gewinnanteil zufiel. Um das ganz sicher zu erreichen, wurde der unmittelbare Handelsverkehr zwischen den Fremden, den Polen und Briten, den Polen und Dänen, ganz und gar verboten. In Danzig durften die Fremden nur an Danziger verkaufen, von Danzigern kaufen. Daß diese Ordnung der Dinge wenig nach dem Sinn der Fremden war, versteht sich von selbst, und nichts spricht so sehr für die Zähigkeit unserer Altvorderen als die Tatsache, daß sie in dieser Hinsicht ihr Stück fast ausnahmslos durchzusetzen wußten, bis auf den hohen Bastionen ihrer freiheitsstolzen Stadt die preußische Adlerfahne aufstieg.

Alle anderen Charakterzüge der Danziger mögen umstritten werden, ihre Freiheitsliebe ist wohl über alle Zweifel erhaben. Der eigentliche Leitgedanke der Danziger Politik mußte zu allen Zeiten der Wunsch sein, Herr im eigenen Hause zu bleiben. Dieser Wunsch bestimmte auch die Politik der Danziger während der Kriege des Ordensstaates mit dem polnischen Nachbar, wenn das auch von neueren Historikern in Abrede gestellt wurde. Ganz unwillkürlich mußte ein kleines Gemein-

wesen, das sich selber wehrhaft fühlte, dem größeren politischen Verbande zuzustreben, der willenloser und nervenschwächer erschien, denn in ihm ließ sich der eigene Kopf eher durchsetzen, das eigene Stück leichter behaupten.

So tritt uns Danzig zu allen Zeiten als eine Hochburg deutschen Bürgerstolzes entgegen; Henning Schindekopfs selbstherrlicher Wahlspruch: „Ick sülwst," könnte ebensogut den Wappenschild meiner lieben Vaterstadt zieren.

Gott sei Dank gehöre ich selbst noch zu den alten Danzigern, die in der von himmelhohen Bastionen schier allzueng umwallten Stadt aufgewachsen sind, in dieser fast kerkerartigen Siedlung, deren Bürger um der lieben Freiheit willen in lichtlosen Straßenschächten hausen mußten, weil sie sich darüber klar waren, daß nur der Wehrhafte ehrenhaft bleiben kann.

Es war sicherlich mehr als nur spielerisches Tun, wenn unsere Väter sich immer wieder an den großen Gestalten des klassischen Altertums erbauten, die vor anderen Opfermut und Gemeinsinn verkörperten. Nicht umsonst schmückt die Losung Concordia res parvae crescunt, discordia maximae diabuntur den Giebel eines Danziger Tores. Die Kulturgeschichte Danzigs kommt uns vor wie das Ein- und Ausatmen eines einzigen überpersönlichen Lebewesens. Betrachtet die gebirgsgleiche Marienkirche, und ihr kommt kaum auf den Gedanken, einen einzelnen, einen Menschen mit einem Eigennamen, zu ihr in Beziehung zu setzen. Pilgertet ihr durch die Gassen der Speicherinsel, wo Hunderte einzelner Häuser zu einem Gehäuse zu verschmelzen scheinen, wandertet ihr vor einem Menschenalter auf dem schattigen Ringweg innerhalb der hohen Bastionen, so war euch dort ganz ähnlich zumute, schautet ihr dem Gemeinwesen an sich geradenwegs in sein stolzes deutsches Antlitz.

Und dieses Gemeinwesen fesselte euch nicht nur durch seine Macht und Größe; es besaß mehr als das; ihm eignete der unwiderstehliche Reiz der nur einmal vorhandenen, nie wiederkehrenden Persönlichkeit. Die gotische Stadt der Frühzeit verschwand, nur die gewaltigen Kirchen dem Nachfahr überantwortend; an die Stelle herben, fast lastenden Ernstes trat der heitere Sinn jenes niederdeutschen Landes, in dem die Wiege eines Rubens stand. Aus der Weltflucht vergangener Zeiten schien heißer Lebenshunger, brünstige Lebensfreude werden zu wollen. Die glänzenden Fenster der Patrizierhäuser gönnten dem ernsten, stützenden Baustein kaum noch ein Plätzchen, und auch die Steine mußten sich mit dem heiteren Schmuck der Renaissancebauten beleben, um in diese

goldglänzende, farbenfrohe Welt zu passen, die reiche, stolze Menschen mit unerhörtem Kleiderprunk erfüllten. Aber merkwürdig, das Neue und das Alte erwiesen sich doch als der Lebensausdruck einer und derselben wesenhaften Persönlichkeit, alle scheinbaren Widersprüche sind solche, wie sie sich aus der Fortentwicklung desselben Wesens ergeben müssen. Und letzten Endes blieb das Gotisch-Germanische doch das, was den Ausschlag gab, das Ewig-Göttliche, das über den leicht gekräuselten Wassern des Alltags schwebte. Auch ich selber sah ein altes Danzig zu einem neuen werden; Bauten über Bauten entstanden vor meinen Augen, aber die rechten Wahrzeichen meiner Vaterstadt blieben für mich doch die gewaltige Marienkirche und der kraftvolle Kran, der sich im dunkeln Wasser der Mottlau spiegelt. O möchten doch unsere Enkel mit ähnlichen Gefühlen auf diese ehrwürdigen Zeugen der Vergangenheit blicken und dabei um Ehrfurcht und Einfalt beten!

Immer wieder müssen wir heute feststellen, daß unsere Volksgenossen im Reich von den völkischen Verhältnissen in Danzig keine rechte Vorstellung haben. Fast möchte man sagen, sie hätten kaum den Mut, begreifen zu wollen, daß Danzig stets eine rein deutsche Stadt gewesen ist, und daß dieser unbedingte Ausspruch wirklich ohne Hörner und Zähne gilt. Mancher mochte da den leisen Verdacht hegen, das sei eine Übertreibung, die man der guten Absicht nachsehen müsse. Aus diesem Gefühl heraus stammelte er wohl die Frage: „Und die Polen?" Dem gegenüber müssen wir immer wieder und wieder feststellen, daß, was Danzig angeht, der Pole überhaupt nicht in Frage kam. Weit davon entfernt, dort Hausrecht zu besitzen, hat er sogar das Gastrecht nur selten begehrt. Danzigs Luft machte deutsch! In meiner eigenen Familie umrankte ein deutsches Reis, das aus dem litauischen Grenzwald nach Danzig verpflanzt wurde, ein polnisches, das aus der Schwetzer Gegend stammte. Weil aber die Familie grade in Danzig blieb, wurden ihre Nachkommen kerndeutsche Menschen. Als geistige Aufgaben es von mir verlangten, mußte ich mich in die slavische Art erst eigens hineindenken.

Wie das möglich war, läßt sich leicht erklären. Die Deutschen im Reich denken oft, das Küstenland der Ostsee werde nach Osten zu allmählich immer polnischer, und Danzig, eine Siedlung mit gemischter, aber überwiegend deutscher Bevölkerung, halte hier, das Antlitz gen Osten kehrend, deutsche Wacht.

Diese Ansicht ist grundfalsch. Neben unserem großen Deutschland im Westen gibt es gewissermaßen noch ein zweites, kleineres im Osten

zwischen der Weichsel und der alten russischen Grenze, ein reiches Land, in dem wir von Danzig bis Gumbinnen keine Siedlung treffen, die kein deutsches Gehäuse wäre. Man muß Ostmärker sein, um mit sich weitender Brust zu fühlen, wie groß und lebensvoll dieser Raum ist, der auf den kleinen Karten unserer Schulatlanten so winzig aussieht. Will ich mir Gaue der deutschesten Art vorstellen, so denke ich an die weiten, weiten Weichsel-Nogatwerder, so wandere ich im Geist am sangesfrohen Lenztag längs der blitzenden Alle durch das versonnene, trauliche Ermland, so halte ich stille Rast in den schattigen Parkanlagen der reichen Güter des Pregellandes, wo heißblütige ostpreußische Junker das feurige Roß nicht selten besser bändigen lernten als das eigene wilde Blut. Alles das und noch viel mehr — wie ein Gesicht taucht plötzlich der waldgrüne Saum der Frischen Nehrung mit seinen wetterharten Fischern vor mir auf — liegt in dieser Germania altera, minor, in der Kopernikus rechnete und Kant dem ewigen Menschen Gesetze gab. Danzig ist nun eine westliche Grenzstadt dieses Gebietes. Nicht nach Osten, sondern nach Westen zu blickt sie auf slawisches Land, auf jene Kassubei, deren trennende Kraft erst durch die politischen Zwangsmaßregeln unserer Tage ganz unnatürlich gesteigert wurde. Hier im Westen der Germania altera, minor, bildet Danzig ein gewaltiges Bollwerk, halten der deutsche Bauerngau der Weichselwerder, die alte Hauptstadt an der dunkeln Mottlau treulich Wache wie Hagen und Volker. Solange sie dieser Aufgabe gerecht werden können, dürfen wir voller guter Zuversicht in die Zukunft der Ostmark schauen; erst wenn sie vergewaltigt werden sollten, wäre wirklich die Zeit der schweren Not gekommen, wäre unsere Ostmark kein reiches Land mehr, sondern ein winziger Gau; dann könnte man von ihrem Nabel aus schon die feindliche Flut sehen, die sie von allen Seiten bedrängt. Darum weiß heute der Ostpreuße, der Königsberger nur allzugut, Danzigs Los ist sein Los, Danzigs Freiheit ist seine Freiheit. Wie es aber Deutschland erginge, wenn es wirklich die Ostmark verlöre, das wagen wir kaum auszudenken. Der Gefolterte in der Eisernen Jungfrau möchte sich freier fühlen.

Auch aus einem anderen Grunde ist Danzig für den führenden Staat unseres Volkes geradezu unersetzlich.

Es gibt in der ganzen Ostmark keine bedeutendere Siedlung, wo Land und Meer einander so nahe sind wie hier bei Danzig; ist doch der ragende Turm der Marienkirche in der Luftlinie kaum vier Kilometer vom Strande entfernt. Wie sehr ist der große Weichselhafen in dieser Hinsicht vor Ostpreußens Hauptstadt bevorzugt! So müßte es ganz

von selbst dazu kommen, daß die alte Hansastadt in jüngster Zeit wieder zu einer, wieder zu der Hochburg deutscher Seegeltung im Osten wurde, daß von den Hellingen seiner Werften mächtige Linienschiffe, stolze Ozeandampfer in ihr Element glitten. Wenn die schimmende Seewehr des jungen Reiches irgendwo Heimatrecht hatte, so besaß sie es auf der freien Reede meiner Vaterstadt. Nie blickte das Auge des Jünglings so hell und stolz, als wenn er die wuchtigen Panzer, die schnellen Kreuzer dort besuchen durfte. Daraus erklärt sich auch die ungeheure seelische Spannung, die uns Danziger heutzutage bei jedem Besuch deutscher Kriegsschiffe überkommt. Niemals wird es uns so klar, was wir verloren haben, niemals wissen wir so genau, was wir wiedererstreben müssen. Gegen dieses Gefühl vermögen die „klugen" Reden aller führenden Wirtschaftspolitiker nichts auszurichten. Es gibt Augenblicke im Menschenleben, wo „Händler" und „Helden" sich ganz von selber scheiden, wo wir ganz von selber dem alten Aristoteles beipflichten, der es „für unwürdig eines edlen und freigeborenen Mannes erachtete, sich in allen Dingen vom Nutzen leiten zu lassen."

Und dabei war dieser Sinn für große politische Zusammenhänge durchaus kein altes Ahnenerbe meiner Danziger Mitbürger. Es ist ja erklärlich, daß die Einwohner einer einsam gelegenen Kolonialstadt sich leicht einbilden, in jeder Hinsicht ihr eigenes Leben zu leben. So nannten sich auch meine lieben Mitbürger mit Vorliebe Danziger Pomuchels, d. h. Dickköpfe, um damit anzudeuten, daß sie ihre eigenen Wege gingen, daß sie sich von niemandem etwas vorschreiben ließen, von keinem Lehre annähmen.

Fragen wir uns nun, tiefer schürfend, wie die Eigenart des Danzigers zustandegekommen sei, so werden wir vor allem die Blutmischung des Menschenschlages und die Wesenheit seiner neuen Heimat dafür verantwortlich machen müssen.

Vermittelten seine niederdeutschen Ahnen dem Danziger deren herbe Art und zähe Tatkraft, so wurden diese Eigenschaften durch das slavische Blut, das fortwährend in winzigen, fast unmerklichen Rinnsalen nach Danzig sickerte, im Laufe der Jahrhunderte doch wesentlich beeinflußt. An unserer Behauptung, Danzig sei zu allen Zeiten eine rein deutsche Stadt gewesen, wird dadurch nicht das geringste geändert, denn die Zuzügler slawischen Blutes, zumeist schlichteste Leute in dienender Stellung, sorgten selber dafür, daß bereits ihre Kinder die Muttersprache vergaßen, die sie in ihrer neuen Umgebung kaum besonders empfahl. Aber wenn auch der Laut ihrer Sprache verklang, ist doch

das Blut dieser Zuwanderer nicht spurlos verschwunden. Auf die Beimischung slawischen Blutes müssen wir es wohl zurückführen, daß der Danziger trotz seiner scheinbaren Derbheit weicher, lyrischer gestimmt ist als der Ostpreuße, daß er mehr Formensinn besitzt, den der bildende Künstler wie der Schriftsteller hier gleicherweise betätigten. Ein Schopenhauer, in dem der Sprachkünstler ebenso groß war wie der Denker, dessen formschöne Sprache sich von den ungefügen Satzbauwerken eines Kant so auffällig unterscheidet, ein Robert Reinick, dessen zartes Gemüt sich dem Alemannen Hebel nicht ohne Grund nahe verwandt fühlte, sind in der Hinsicht echte, rechte Danziger.

Die natürliche Ausstattung des Danziger Gaus tat dann ein weiteres, diese Sinnesart und Gemütsrichtung der Danziger zu stärken und zu vertiefen. Die Kinder des Rheinlandes und des rebenreichen Mainfranken denken sich unsere Danziger Heimat wohl als halbes Sibirien. Aber diese Meinung ist grundfalsch. Wenn wir in Norddeutschland gen Osten wandern, so begegnen uns in besonders günstiger Lage immer wieder Stätten, die uns in ihrer Eigenart an die gesegnetsten Gaue unseres Vaterlandes erinnern. Das gilt sogar noch für Kurland, das man mit gutem Grund das „Gottesländchen" getauft hat. Solch ein gesegnetes Gelände ist nun auch der östliche Abhang des pommerellischen Berglandes, zu dem schon die Vorstadtstraßen Danzigs emporstreben. Durch lauschige Waldtäler, zu denen schattende Rotbuchen hinabsteigen, blitzen rasche Murmelbäche, freundliche Landsitze verstecken sich in dämmerstillen Parkanlagen, die einem Eichendorff, der sich hier ganz „zu Hause" fühlte, manches Landschaftsmotiv seines „Taugenichts" boten. Von den neuesten Dichtern ist namentlich Bruno Pompecki der Seele dieser Landschaft mitunter recht nahe gekommen; Willibald Omankowski, der ihn, alles in allem, sicherlich überragt, wurzelt lange nicht so fest grade in der Heimaterde. Wollen die Volksgenossen im Reich die Wesensart unserer Danziger Dichter, wie etwa eines Johannes Trojan, recht verstehen, so müssen sie sich erst einmal vergegenwärtigen, daß diese Männer ihre Kindheit in lieblichen Waldtälern verlebten, wo jahrhundertalte Weinstöcke gastliche Lauben bilden und die feinblätterige Edelkastanie zu stattlichen Bäumen heranwächst.

Der Menschenschlag, der in diesem freundlichen Gehäuse erwuchs, bildete sich wohl zu allen Zeiten ein, für sich allein auskommen zu können. Und doch war diese Anschauung nur ein Wahn. Ob es sich um die Bautätigkeit in der reichen Stadt handelte, ob es galt, die führende Gelehrtenschule der Weichselkönigin, das alte Gymnasium aca-

Vor dem Rathaus in Danzig

Nach einer Originalzeichnung von Ragimund Reimesch

demicum, mit Lehrern zu versorgen, immer mußte man zu fremder Hilfe seine Zuflucht nehmen. Aber das Wort fremd ist hier richtig und falsch zugleich, denn die willigen Helfer kamen aus der Heimat der Väter, sie kamen aus Ländern, in denen der Danziger Kaufmann längst Heimatrecht erworben hatte. So brachten sie denn eine verwandte Seele mit sich in den fernen Osten, so verstanden sie sogleich die Eigenart ihres neuen Wirkungskreises. Darum gelang es ihnen in der Regel auch ganz vortrefflich, sich und ihrer Hände Werk, ihres Geistes Arbeit den neuen und doch nicht fremden Verhältnissen durchaus anzupassen. Ward doch sogar manch welscher Mann, der sich im Schatten der Marienkirche einen warmen Herd gründete, schließlich ein halber Danziger und fürchtete sich nicht, den langen Schlaf in unserer Heimaterde zu verträumen.

Heute blickt die stolze Stadt an der Weichselmündung auf eine inhaltsreiche Geschichte zurück, in der es ihr vergönnt war, der deutschen Volksgemeinschaft wichtigste Dienste zu leisten. Jahrhunderte hindurch war es ihre Aufgabe, den Warenaustausch des Weichsellandes mit West- und Nordeuropa zu vermitteln, und noch immer bildet sie neben Königsberg den wichtigsten städtischen Mittelpunkt jener Germania minor im Osten, die noch immer den Hauptteil der „Ostmark" darstellt.

Wäre man nur darauf aus, geistige Großtaten allerersten Ranges zu verbuchen, so könnte es wohl scheinen, als ob Danzig in geistiger Hinsicht eine recht bescheidene Rolle gespielt habe. Aber dieser Schein trügt. Dessen wird jeder inne werden, der in beschaulichen Stunden die herrlichen Bauten meiner Vaterstadt auf sich wirken läßt. Die „Kunststadt Danzig" ist der beste Beweis für die Geistigkeit ihrer Bürger. Und wenn es immer wieder heißt, Danzig habe nicht einmal eine Universität besessen, so kann das nur auf solche Menschen besonderen Eindruck machen, die das Zunftmäßige, sagen wir nur getrost: das Herdenwesen in der Wissenschaft arg überschätzen und sich erst sicher fühlen, wenn sie den dröhnenden Schritt der Gelehrtenbataillone hören.

Auf solche Denkweise war Danzig niemals eingestellt. Dieselben Menschenkinder, die in politischer Hinsicht das „gemeine Wesen" über alles schätzten und die Bedenken trugen, sich als dienende Glieder entsagend in das Ganze einzufügen, waren in geistigen Dingen stets rechte Eigenbrötler, als ob sie so auf einem anderen Gebiet zum rechten Bewußtsein ihrer Persönlichkeit und Einzigartigkeit kommen wollten. Das gilt für Hevelius, das gilt auch für Schopenhauer, den wehrhaften Streiter, der zeitlebens im Stegreif stand, um die Zunft, die Masse im gelehrten Wesen zu bekämpfen. Das gilt auch für so manchen reichen

Patrizier, der seine Mußestunden der Kunst, der Wissenschaft widmete und sein Haus in ein durchgeistigtes Gehäuse edelsten Menschentums verwandelte, sich selbst dadurch als rechten Deutschen erweisend, daß er alles das nur um seiner selbst willen trieb und erstrebte.

Heute, da das köstliche Erbe solcher Ahnen bedroht ist, sind die Blicke unserer Volksgenossen mehr denn je nach Danzig gerichtet. Wir sind sicher, daß nicht nur die Danziger, sondern auch unsere Brüder im Reich von dieser Teilnahme reichen Segen ernten werden, denn meine liebe Vaterstadt gehört zu den eigenartigsten Stadtpersönlichkeiten zwischen Maas und Memel, und die Liebe zum Persönlichen, ganz auf sich selber Gestellten, tat uns niemals so bitter not wie in unserer gleichmacherischen Zeit. Für uns Danziger selbst aber bedeutet das schwere Geschick, das über uns kam, ein rechtes Stahlbad, in dem wir neue, höhere Kraft gewinnen sollen. Verzagen war niemals Danziger Art. Wenn ich am lauen Sommerabend mit jungen Gesellen von froher Wanderschaft heimkehre und die Klänge der Deutschlandhymne, des Preußenliedes von den grünen Hängen der Olivaer Waldberge widertönen, dann weiß ich, auch die Kinder und Enkel der frischen Sänger werden noch ebenso gute Deutsche sein, wie ihre Ahnen es stets gewesen sind, in stiller Selbstverständlichkeit, ohne viel Ruhmrederei und den Prunk leerer Worte. Mag uns der Allmächtige senden, was seine Vaterhand für uns bereit hält, Freudentage oder den Drang schwerer Zeit, über das eine wie das andere sind schon unsere Väter hinweggekommen. Nur vor dem Schlimmsten des Schlimmen, vor Kleinmut und Schwäche, wolle er uns nach seiner Gnade stets bewahren!

Meeresleuchten.

Von Carl Lange.

Silberstreifen,
Lichtverschwendend,
Die sich greifen,
Nimmer endend! —
In den Nächten ist's ein Flüstern
Wie von freundlichen Geschwistern.....

Wie die warmen, weichen
Wellen sich vergleichen,

Heben .... steigen ....
Fallen und sich neigen,
Ständig wechselnd
Und doch ewig gleich sich zeigen .....
Immer rauschen neue Quellen,
Neue Lieder in den Wellen,
Immer wieder .....

Meeresweben, — Wechsels Fülle, —
Wanderleben, — Rausch und Stille, —
Und im Grunde
Doch der gleiche, doch der reiche,
Lebensstarke Meeresklang.

Weit darüber blüht ein Leben,
Hoch und ferne .....
Und die Wolken und die Sterne
Spiegeln sich im tiefen Grund.

Die Danziger Bucht.

Von Prof. Dr. Lakowitz.

Danzigs landschaftlich schöne Umgebung gewinnt durch das benachbarte Meer erhöhten Reiz. Zweifellos sind Danzig und die gleichnamige Meeresbucht Perlen landschaftlicher Schönheit im Bereich der deutschen Ostsee, wie der Golf von Neapel im Gebiet eines südlichen Meeres.

Morphologisches. Zwischen Rixhöft an der pommerellischen Küste und Brüsterort an der Nordwestecke des ostpreußischen Samlandes breitet sich südwärts ins Land hinein fast halbkreisförmig die Danziger Bucht aus. Sie bedeckt einen Flächenraum von rund 4877 qkm. Ihre künstliche Nordgrenze ist eine etwa 100 km lange, gerade Verbindungslinie Rixhöft (bei 54° 50′ n. Br., 18° 20′ östl. L. n. Gr.) — Brüsterort (54° 58′ n. Br,. 19° 59′ östl. L. n. Gr.), ihre natürliche Grenze im Westen, Süden und Osten der 273 km lange bogenförmige Küstensaum zwischen den beiden genannten vorspringenden Grenzpunkten.

Der Ost- und der Südrand sind ziemlich einfach gestaltet. Dort die wenig gebuchtete Kante der samländischen Hochfläche, mit 50 m Höhe

bei Brüsterort beginnend und südwärts sich mehr und mehr verflachend — die bekannte preußische Bernsteinküste — bis zum Pillauer Tief (siehe Karte), hier der gleichmäßig verlaufende Bogen der rein sandigen Frischen Nehrung, durchbrochen von den drei Mündungen der Weichsel bei Nickelswalde (1895), Neufähr (1840) und Weichselmünde Neufahrwasser (vor 1371). Bei Zoppot hört die Einförmigkeit der Küste auf. Von hier ab bringt der an das Meer herantretende pommerellische Landrücken eine angenehme Abwechselung. Flache Buchten vor Zoppot, Gdingen, Rewa-Oslanin, Putzig wechseln mit den bis 90m hohen, steil zum Meer abfallenden, sogen. Kämpen von Hochredlau-Steinberg, Orhöft, Rutzau-Putzig, Schwarzau ab. Die nördlich Putzig bei Großendorf ansetzende, etwa 35 km lange südöstlich vorspringende Landzunge Hela vermehrt noch den Formenreichtum dieser Westküste und zugleich trennt sie die „große See" der Helenser Bevölkerung von der Putziger „Wiek", d. i. dem hinter der Landzunge geschützt liegenden nordwestlichen Teil der Bucht; der innerste Winkel, westlich einer Linie Kußfeld-Rewa, heißt die „Inwiek". Aus dem hohen Diluvialufer im Osten an der samländischen Küste wie hier im Westen hat die brandende See gewaltige Geröllsteine herausgespült und unterseeisch zur Ablagerung gebracht. Etliche gewaltige Blöcke reichen bei Niedrigwasser aus 5 m Tiefe bis an die Wasseroberfläche, wie z. B. die im Volksmunde als „Sattel" und als „Schimmel" bezeichneten Findlinge vor dem Plateau von Hochredlau. Diese unterseeischen, festliegenden Steinbänke sind ein wichtiger Schutz gegen den zerstörenden Anprall der Wogen und zugleich der sichere Untergrund für eine reiche Algenvegetation, weshalb man sie vor Zerstörung durch Menschenhand bewahren sollte.

Tiefenverhältnisse. Im deutschen Küstengebiet stellt die Danziger Bucht die tiefste Bodeneinsenkung der Ostsee dar. Die Arkonatiefe westlich Bornholm mit ihren 55 m, die große Bornholmer Mulde östlich der Insel mit 105 m, bleiben in dieser Beziehung hinter der Danziger Bucht mit ihrer größten Tiefe von 111 m an ihrer Nordgrenze halbwegs zwischen Rixhöft und Brüsterort zurück. Die 20 m und die 40 m Tiefenlinie verlaufen ziemlich nahe dem Küstenrande, auffallend nahe an der Südspitze der Landzunge Hela, wie ein Blick auf die Karte anschaulich zeigt. Die seewärts gerichteten Ausbuchtungen der Tiefenlinien vor Pillau und vor Nickelswalde-Neufahrwasser sind eine Folge von vorgeschobenen Sedimenten aus dem Pillauer Tief und aus den Weichselmündungen. Auffallend flach ist die Putziger Wiek. Dort hat sich in der Verlängerung einer Landzunge vor Rewa gegen die Innenkante

von Hela eine Sandbank von 1 bis 0,3 m Wassertiefe gebildet, das sogenannte „Reff". Zwischen dem Reff und der Rewaer Landzunge, dem „Spirk", wird eine Fahrrinne, das „Derpke", auf 4—5 m Wassertiefe für die Schiffahrt offengehalten. Das Kußfelder Kolk und das Ceynowaer Kolk an der Helenser Seite sind bemerkenswerte dreieckige Bodeneinsenkungen von 8 bezw. 5 m Tiefe der Inwiek, die in der südlichen Hälfte 3—5 m, in der nördlichen Hälfte nur 0,5—3 m Tiefe aufweist.

Geologisches. Der Festlandsrand der Danziger Bucht wird durch tertiäre, diluviale und alluviale Ablagerungen gebildet. Weiter weiß man aus Grundproben, daß der Meeresgrund innerhalb der 40 m-Tiefenlinie mit weiß bis braun gefärbten Sanden, außerhalb dieser Linie mit weichen, grauen und blauen Tonen bedeckt ist. Was aber unter diesen jüngsten Ablagerungen den festen Untergrund zusammensetzt, das weiß man mit Bestimmtheit nicht. Einen lückenhaften Einblick hat man freilich erzielt, durch Tiefbohrungen auf dem freien Ende der Landzunge Hela. Danach gehört der anstehende Untergrund der Danziger Bucht der Kreideformation an, ganz so wie in Westpreußen und in großen Teilen des norddeutschen Flachlanders überhaupt. In 80 bis 100 m unter N. N. breitet sich da überall der Kreideboden aus, so auch vermutlich in unserem in Rede stehenden Meeresgebiet.

Die Gleichförmigkeit der Tiefenlage des Kreidebodens innerhalb und außerhalb der Danziger Bucht ist von Bedeutung für die Frage nach der Entstehung der Danziger Bucht; denn sie widerspricht der Vermutung, daß ein Beckeneinbruch zwischen stehengebliebenen, tertiärdiluvialen Horsten im Westen und Osten hier vorliege. Danziger Bucht und sie umgebende Festlandsgebiete ruhen doch eben auf derselben ungestört liegenden großen Kreidescholle. An die Stelle etwaiger tektonischer Vorgänge tritt wie im Bereich der Ostsee überhaupt so auch hier lokal das eiszeitliche Agens in den Vordergrund, d. h. die tief furchende Ausschürfung durch die von Norden einst vorgetriebenen Gletschereismassen. Eine Gletscherzunge hat in unserem Gebiet die hier einst lagernden lockeren Tertiär- und Quartärschichten abgeschürft, sie dagegen zu beiden Seiten stehen gelassen. Die Danziger Bucht wäre hiernach das Ergebnis kräftigster eiszeitlicher Gletschererosion und ihre ununterbrochene Wasserbedeckung besteht erst seit dem Abschluß der Eiszeit, d. h. seit dem endgültigen Rückzug der nordischen Gletschermassen. Das dadurch geschaffene Bild erfuhr nachträglich noch eine Veränderung durch die Neuanlage der Frischen Nehrung und der Landzunge Hela. Diese alluvialen Anschwemmungen sind Strandwälle, an deren Aufbau

aus Schwemmstoffen das Meer und die in der Nähe mündenden Flüsse sich beteiligt haben und auch gegenwärtig noch tätig sind. Auf diluvialen Untiefen wuchsen sie als alluviale Sandbänke empor, wie in ähnlicher Weise auch die Kurische Nehrung, bei der tatsächlich das Vorhandensein des diluvialen Untergrundes nachgewiesen werden konnte.

Physikalisches. Im Rahmen unserer Betrachtungen gehen uns die im Gebiet herrschenden Winde und Strömungen, ferner der Salzgehalt und die Temperaturverhältnisse des Wassers besonders an.

Nach Reinicke wehen vom Herbst bis zum Frühjahr zumeist westliche und südwestliche Winde, oft von großer Stärke. April bis einschließlich Juli kommen nordöstliche und nördliche Winde auf, aber selten von Sturmstärke. Südöstliche Winde sind selten. An schönen Herbsttagen treten im westlichen Teil der Bucht oft Windstillen ein infolge des Schutzes durch die bewaldeten Ränder des Danziger Hochlandes im Westen und Südwesten. Sie tragen dazu bei, den an sich bei uns milden Herbst oft zur angenehmsten Jahreszeit zu machen.

Bei östlichen Winden zieht in unserem Gebiet ein Küstenstrom Oberflächenwasser naturgemäß westwärts, bei westlichen ostwärts. Die oft sturmartig wehenden Westwinde sind es wohl, die durch Aufwirbeln des Seesandes im Laufe der Zeiten zur Hakenbildung an der Landecke bei Rixhöft und schließlich zur Entstehung der Landzunge Hela beigetragen haben. Tiefenströmungen fehlen nicht. Ihr Vorhandensein wird durch Baggerschlickverlagerungen und durch nachweisbare Abrasionen des Untergrundes an verschiedenen Stellen bewiesen. Ab und zu schiebt sich bei den dänischen Inseln einlaufendes, schweres, salzreiches Nordseewasser bei anhaltenden Weststürmen als Tiefenstrom nachweislich bis zur Danziger Bucht vor. Endlich zeigen sich am Küstensaum eigentümliche Strömungen; nämlich ablandige Winde schälen im Frühsommer dann bereits erwärmtes Wasser vom Ufersaum hinaus ins Meer und als Ersatz quillt gleichzeitig noch kaltes Tiefenwasser am Ufer empor und überrascht die Badenden durch die niedrige Temperatur. Im Herbst treiben oft ähnliche Winde das bereits abgekühlte Oberflächenwasser seewärts und dafür quillt das noch sommerlich warme Tiefenwasser am Ufer empor, eine für Badende dann angenehme Erscheinung.

Der Salzgehalt des Wassers in der Danziger Bucht ist infolge der Nähe der Flüsse mancherlei unregelmäßigen Schwankungen unterworfen, wobei auch die Jahreszeit nicht ohne Einfluß ist. Im Laufe von 22 Beobachtungsjahren hat sich alles in allem für das Oberflächenwasser der gleichbleibende Salzgehalt von 7,2‰ im Mittel feststellen

lassen; gültig für das freie Wasser dicht vor der Spitze der Landzunge Hela. Für das Tiefenwasser ist ein sicherer Mittelwert noch nicht gewonnen worden. Der für unser Gebiet wie überhaupt für die südöstliche Ostsee nachgewiesene mittlere Salzgehalt von 7—8‰ gilt in der Regel bis zur Tiefe von 55 m; es ist dies die homohaline Deckschicht Krümmels.

Biologisches. Das Eigenartige der Meeresflora ist der gänzliche Mangel an Pflanzen mit farbigen, duftigen Blüten. Die einzige typische marine Blütenpflanze ist das Seegras Zostera marina L. Bei uns bildet es auf weichem Untergrunde in der Putziger Wiek bis 10 m hinabgehende, unterseeische Wiesen. Im flachen Wasser gesellen sich das fadenförmige Laichkraut Potamogeton pectinatus L., Zannichellia palustris L., Ruppia maritima, Schilfrohr Arundo Phragmites L., und die Seesimse Scirpus lacustris L., hinzu, alles Blütenpflanzen, die sonst dem süßen bezw. brackigen Wasser angehören. Im übrigen herrschen im Meere die Algen. In der buchtenreichen Putziger Wiek wurzeln im Sand- und Schlammgrund die Armleuchtergewächse Chara baltica Wahlst. Ch. aspera Willd., Ch. crinita Wallr. und Tolypella nidifica. Leonh. Besiedelt sind sonst Steine, Pfähle, Muscheln, Schneckengehäuse sowie alle überhaupt feste Stützpunkte bietende Gegenstände im Wasser. Mikroskopische Algen haften an allen untergetauchten Pflanzen und Gegenständen oder treiben frei in den obersten Schichten des Wassers einher als Plankton. Leicht beweglicher Untergrund, also loser, sandiger, schlammiger Untergrund, ist für Algenwuchs ungeeignet.

Alle Hauptgruppen der Algen (Tange) sind im unterseeischen Vegetationsbilde der Danziger Bucht vertreten, Rottange, Brauntange, Grüntange, Blaugrünalgen und Kieselalgen (Diatomeen). Die reingrünen und blaugrünen Formen verbleiben am äußersten Küstensaum. Es sind die Darmalgen Enteromorpha intestinalis Lk., E. Linza I. Ag., E. compressa Grev., E. clathrata I. Ag., Vertreter der Gattungen Monostroma, Cladophora, Rhizoclonium, Diplonema, von blaugrünen Algen sind es Arten der Gattungen Rivularia, Calothrix, Lyngbya u. a. m. Weiter in die Tiefe steigen Braun- und Rottange, z. B. der bekannte Blasentang Fucus vesiculosus L., die Meersaite Chorda Filum Stackh., Vertreter der Gattungen Dictyosiphon, Scitosyphon, Stictiosyphon, Ectocarpus, Sphacelaria, Castagnea, Lithoderma Leathesia. Die großen, braunen Bandtange der Gattungen Laminaria der westlichen Ostsee und der Nordsee fehlen der Danziger Bucht wie überhaupt der östlichen Ostsee. Die zierlichen, durch ihre hübsche Färbung dem Auge wohlgefälligen Rottange sind bei uns durch die Gattungen

Ceramium, Polysiphonia, Phyllophora, Gymnogongrus, Bangia, Furcellaria, Hildenbrandia vertreten.

Im allgemeinen ist nur ein recht geringer Teil der Bodenfläche mit Vegetation bedeckt. Weite Flächen sind pflanzenleer; dies gilt durchweg für alle unter 25 m liegende Tiefenregionen. Der Grund hierfür ist der Mangel an Belichtung in jener Tiefe sowie das Fehlen eines festen Untergrundes; auf beweglichem Sande und weichem Tonboden finden die Algen keinen genügenden Halt. Wie der Eurekapfeil nur an der harten Wand, so haftet die Meeresalge mit ihrer Haftscheibe nur auf festliegendem Boden; Wurzelfasern fehlen ihr zur Verankerung im lockeren Boden. Der Untergrund der Danziger Bucht besteht vorwiegend aus lockerem Material. So sind im Osten vorwiegend die Steinansammlungen an der samländischen Küste und im Westen die Geröllmassen vor den Kämpen den natürlichen Boden für Algenwuchs, sofern die Felsstücke festliegen und nicht etwa hin- und herrollen. So kommt es, daß sterile Bodenflächen mit Algenrasen abwechseln. Oasenartig liegen solche Algenrasen in größeren kahlen Sandflächen überall da, wo ein Felsblock, eine Ansammlung kleiner Steine, eine Scholle hartgewordenen Sandes den festen Kern dieser Oasen bilden.

Im ganzen sind von mir auf vielen Fahrten im Ruderboot und im Dampfer mit Harke und Schleppnetz an 90 verschiedene Algenformen in der Danziger Bucht festgestellt worden, einschließlich der an der Oberfläche schwebenden Algen aus den Gattungen Nodularia, Anabaena, Aphanizomenon, aber ausschließlich der Kieselalgen, deren genaue Bestandsaufnahme noch zu erwarten ist.

Unverkennbar ist die Armut der Danziger Bucht an Meeresalgen, ungleich reicher ist die westliche Ostsee. Der Lichtmangel in den bei uns schnell abfallenden Tiefen, der vielfach lose Untergrund und der geringe Salzgehalt sind die Gründe für diese Pflanzenarmut.

Die Algenflora der Danziger Bucht ist ein schwächlicher Ableger der Flora der westlichen Ostsee, wie diese westliche Ostseeflora nach J. Reinke wiederum nur als ein Ableger der reicheren Nordseeflora anzusehen wäre. Prüft man die typischen Meeresalgen unseres Gebietes, also die Rot- und Brauntange, näher, so findet man, daß von ihnen 24% der atlantischen, 11% der subarktischen, 14% der heniarktischen und 50% der arktischen Algenflora angehören. Der hochnordische Charakter der typischen Meeresalgen der Danziger Bucht ist damit erwiesen. In Betracht kommen hier die Rotalgen Ceramium rubrum, Furcellaria fastigiata, Ahnfeltia plicata, Phyllophora Brodiaei, Hildenbrandia,

rosea und die Braunalgen Sphacelaria racemosa var. artica, Ectocarpus siliculosus, E. litoralis, Lithoderma fatiscens, Elachista fucicola, Stictyosiphon tortilis, Dictyosiphon hippuroides, D. foeniculaceus, Chorda Filum.

Diese dem nördlichen Eismeer entstammenden Arten sind nach Eintritt einer ununterbrochenen Wasserbedeckung, also nach dem Abschluß des großen diluvialen Gletscherphänomens, hier eingewandert. Die durch die östliche Lage des Gebietes und die größere Tiefe bedingte, im ganzen niedrige Wassertemperatur, ferner der geringe Salzgehalt mit seinen durch die Jahreszeiten, durch Oberflächen- und Tiefenströmungen hervorgerufenen Schwankungen haben insgesamt Lebensbedingungen geschaffen, die den Algen nordischen und hochnordischen Ursprunges ersichtlich gut zusagen. Ihre Einwanderung in die Danziger Bucht kann einst über die schwedische Senke oder bezw. und zu richtiger Zeit vom Weißen Meere aus über die finnische Seenplatte erfolgt sein, als diese Gebiete ganz oder teilweise von Meerwasser überflutet waren.

Die Bedeutung der Algenansiedelungen an der Küste für das gesamte Leben innerhalb des Meeres ist verständlich, wenn man bedenkt, daß die unterseeischen Algenwiesen brauchbare Laich- und Brutstätten für die Fische sind und daß ferner die festsitzenden Algen zu ihrem Teil als Kohlensäure assimilierende Organismen an der Produktion freien Sauerstoffes im Küstenwasser lebhaft arbeiten. Man schütze daher diese unterseeischen Pflanzenwiesen und verbiete das „Zangen", d. h. Herausheben der Steinblöcke an den Küsten für Zwecke von Straßen- und andere Bauten, um so mehr, als durch das Entfernen der Steine der Küste ein natürlicher Schutz gegen die unterspülende Brandung genommen wird.

Die Tierwelt der Danziger Bucht ist im Vergleich zu der westlichen Ostsee oder gar der Nordsee arm an Arten. Die Formenentfaltung der Gattungen und die Größenentwicklung der Individuen werden durch den geringen Salzgehalt des Wassers sichtlich beeinträchtigt, ganz ebenso wie solches für die Pflanzen sich zeigt. An Fischen, Krustern und Mollusken macht sich diese Hemmung am deutlichsten bemerkbar.

Von warmblütigen Tieren leben in der Danziger Bucht der gemeine Seehund (Phoca vitulina L.), der geringelte Seehund Ph. annelata Nills., der graue Seehund Halichoerus grypus Nills und der Tümmler Phocaena communis.

Die Fischfauna weist nach Seligo (Mitteilungen des Westpr.

Fischereivereins 1923, Bd. XXXII, Nr. 4) folgende Arten auf: Barsch (Perca fluviatilis), Makrele (Scomber scomber), Seeskorpion (Cottus scorpius und quadricornis), drei Meergrundeln (Gobius niger, minutus, Ruthensparri), Lump (Cyclopterus lumpus), Aalmutter (Zoarces viviparus), Stichlinge (Gasterosteus pungitius und aculeatus), Hornfisch (Belone vulgaris), Dorsch (Gaduus morrhua), Sandaal (Ammodytes lanceolatus und tobianus), Steinbutt (Rhombus maximus), Scholle (Pleuronectus platessa), Flunder (P. flesus), Kliesche (Pl. limanda), Nadelfisch (Nerophis ophidion), Nadelfisch (Siphonostomum typhle), Plötze (Leuciscus rutilus), Zope (Abramis ballerus), Zärte (Abramis vimba), Ziege (Pelecus cultratus), Lachs (Trutta salar), Meerforelle (Trutta trutta), Stint (Osmerus eperlanus), Schnäpel (Coregonus lavaretus), Hering (Clupea harengus), Breitling oder Sprott (Clupea sprattus), Perpel (Alosa finta), Aal (Anguilla vulgaris), Stör (Acipenser sturio), Neunauge (Petromyzon fluviatilis).

Als Nutzfische kommen hiervon hauptsächlich Hering und Breitling, Flunder, Scholle und Steinbutt, Dorsch, Lachs und Meerforelle, Perpel, Aal, Stör und Aalmutter in Betracht.

Von Krebstieren sind zu nennen die Garneele (Crangon vulgaris), Palaemon Squilla, Mysis vulgaris, Cuma Rathkei, Idotea entomon und tricuspidata, Anthusa gracilis, Gammarus locusta, Corophium longicorne und etliche Kleinkrebse im Plankton, von Würmern Halicryptus spinulosus, von Mollusken hauptsächlich die baltische Plattmuschel (Tellina baltica), Sandklaffmuschel (Mya arenaria), Herzmuschel (Cardium edule), Miesmuschel (Mytilus edulis) . Von Quallen treten im Herbst in großen Schwärmen auf die Ohrqualle (Medusa aurita) und selten die größere Cyanea capillata. Von darmlosen Tieren ist außer diesen beiden Cordylophora lacustris zu erwähnen. Stachelhäuter fehlen.

Von ihrem Hauptverbreitungsgebiet im Eismeer völlig isolierte Tiere, die bei uns und überhaupt in der östlichen Ostsee mehr oder minder häufig leben, sind der Mudwurm (Halicryptus spinulosus), die Klappenassel (Idothea entomon) und ein Fisch, der Seeskorpion (Cottus quadricornis). Ein gleiches gilt von den hochnordischen Brauntangen Stictyosiphon tortilis und Spacelaria arctica. Einst zu uns eingewandert, haben sie sich den durch die geologischen Umwandlungen des Ostseebeckens bedingten physikalischen Veränderungen in Temperatur und Salzgehalt des Wassers anzupassen gewußt. Sie bilden eigenartige Glieder einer Relikten-Flora und -Fauna, die sich in der Danziger Bucht bis auf den heutigen Tag erhalten haben.

Die heilenden Wellen.

Von Franz Lüdtke.

An unseren Küsten singen die Wellen ihr Lied. Es brandet und braust, zittert oder zagt; es jauchzt im Orkan, spielt im leisen Wehen des Sommertages wie fröhlicher Vogellaut, harft und orgelt weihevolle Klänge unter den Gestirnen der deutschen Nacht. — Immer aber heilt das Lied der Wellen. — Die Menschen können nicht los davon; sie lauschen — lauschen —

Was sind das sonst doch für Töne — nein, Geräusche, die ihr Ohr füllen! Der Alltag lärmt, die Sorge weint; das Sterben wimmert, und das Leben jagt seine bunte, grausige Maskerade dahin. Wo sind die Stunden der Feier geblieben? Wo das tiefe Aufhorchen auf die Stimme des Großen, Ewigen, auf die Worte der Meister, das Zeugnis der Gottes- und Menschenliebe?

Ist unser Ohr — sind wir selbst so krank, daß wir dieses alles nicht mehr vernehmen?

Ja, wir haben das Empfinden, als erschüttere ein ungeheures Kranksein die Welt, als zittere sie im Fieber irgendeiner Krisis entgegen.

Heilen!

Das ist der Schrei aus jeder Brust, die das Kranksein spürt und Genesung heischt: Heilen!

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

An unseren Küsten singen die Wellen ihr Lied.

Sie singen es seit Jahrtausenden, seit Aeonen. Sie singen es im Sturm und Gewitter, über Leid und Glück, am Tag der steilsten Sonnenhöhe und in dunkelster Winternacht.

Selig, beseligend aber singen sie's den Menschen der Not, heute und morgen: ihr heilendes Lied.

Wer wollte es ausdeuten? Wer erklären? Wer sagen: dieses ist seine Melodie?

Wir wissen es alle nicht; wir fühlen nur ein Geheimnis, das Geheimnis des Wunders.

Wir spüren nur, daß ein großer Künstler dies Lied erschuf, ein Künstler, dessen Hand über alle Küsten der Welt reicht.

Und wir kommen.

Zu horchen, zu lauschen; geheilt zu werden.

Die Winde strömen um unsere müde Stirn, die Sonne streicht

unsere Brust. Sommer! jauchzt das Herz. Leben! Kraft! Und die Nacht spricht ihr Amen.

Es gibt noch ein anderes, als die Hetze der lauten Straßen, als das Rattern und Rasen des gierigen Tages, als das wirre Geräusch der Welt.

Es gibt noch Frieden, es gibt Stille, es gibt an unseren Küsten das heilende Wellenlied.

Wie frei wird unser Ohr! Es trinkt die Takte, saugt die Melodie.

Männer blicken verwundert über Fernen, Frauen lächeln, ein Kind jubelt sein kleines — großes Menschenglück zu Gott.

Die Wellen aber singen .... singen ohne Ermüden, ohne Aufhören ihr Lied, ihr heilendes, heiliges Lied .....

Paul Beneke.

Erinnerungen an Danzigs große Zeit.

Von Dr. Walther Millack.

Wer kennt ihn nicht in Danzig, den streitbaren Kapitän, der uns den kostbarsten Bildschmuck unsres Doms, das „Jüngste Gericht" von Hans Memling, heimbrachte? Die Danziger Stadtbibliothek enthält drei Dramen und vier Erzählungen, die sich mit Paul Beneke, dem „Peter von Danzig", seinem großen Krawel, mit seiner Heimkehr und seiner Liebe Leid und Lohn beschäftigen. Ich weiß nicht, ob es noch mehr Beneke-Dichtwerke gibt. Aber schon diese Romane und Dramen bezeugen, wie sehr der alte Danziger Kapitän die Phantasie mancher Dichter beschäftigt hat. Die Phantasie —, denn geschichtlich verbürgten Stoff fanden sie gar wenig vor.

Wer war Paul Beneke? — Da gibt es eine alte Chronik von einem Lübecker Reimar Kock. Von dem nippen sie fast alle, die Autoren der Beneke-Geschichten. Er hat nämlich aus einem Kapitel seines Werkes in treuherziger, biederer Weise ein Heldenlied gemacht: „Van Pawel Beneken, einem dudeschen Helde, 1473." Ein Heldenlied in schwerfälligem Niederdeutsch, in umständlichen Prosasätzen! Aber doch ist's ein Lobgesang auf „eine deutsche, männliche Tat, — auf ein kühnes, unverzagtes Herz!" „Derhalben will ich einem deutschen Helden die Ehre tun und seine Historia mit allen Umständlichkeiten getreulich beschreiben", so beginnt Reimar Kock seine Erzählung von Paul Benekes Heldentaten. Nach guter alter Chronistenmanier erzählt er die Eroberung der kost-

baren Galeide „S. Thomas," die unter anderen Schätzen auch unser berühmtes Gemälde barg. Manche Irrtümer leistet er sich! Das „große Krawel" nennt er z. B. den „großen Johannes", statt den „Peter von Danzig". —Doch dafür versteht er sein Handwerk, erdichtet große Ansprachen und dramatische Zwischenfälle, so daß wir von dieser vielberühmten Tat wirklich ein ungefähr zutreffendes Bild erhalten.

Das ist aber eigentlich schon der ausführlichste Bericht, den wir überhaupt über Paul Beneke haben. In einer anderen lübischen Chronik, der Detmarschen mit ihren Fortsetzungen, wird er „en hart Sevogel" genannt. Aber nur dürftig wird seine Hauptkriegstat berichtet. In den Danziger Chroniken sind natürlich seine Heldentaten ebenfalls genannt. Seine Glanzzeit wird mehrfach dargestellt, — so bei Weinreich, bei Curicke u. a. Es wird erzählt, wie er Neujahr 1470 den John von Newcastle, ein großes englisches Schiff, eroberte, wie er im März 1471 den Lord-Mayor von England gefangennahm und als Hauptsache, wie er 1473 den „S. Thomas" besiegte und die kostbare Beute heimbrachte, die seinen Namen in den östlichen Landen berühmt machte.

Das war der Höhepunkt und zugleich der Abschluß seiner Seekriegslaufbahn. Fügen wir noch hinzu, daß er 1475 bei einer Handelsfahrt nach der Westküste Frankreichs mit dem berühmten „Peter von Danzig" Schiffbruch erlitt und daß er dann als Besitzer eines Hauses in der Heiligengeiststgasse an der Kohlengassenecke in den Danziger Grundzinsbüchern aufgeführt wird, so sind so ziemlich alle bisher bekannten Quellen über sein Leben erwähnt. Sein Todesjahr kann aus der Änderung des amtlichen Eigentümernamens erschlossen werden. Vermutlich starb er 1480.

Was wissen wir also von ihm? Kaum etwas Persönliches! Zehn Jahre seines Lebens tauchen schattenhaft aus dem Dunkel der Geschichte auf. Wer war der Mensch, der historische Paul Beneke? Vielleicht wird durch zielbewußte Forschung noch einmal mehr über ihn bekannt, über seine Familie, seine Erziehung, seine Lebensgewohnheiten. Vorläufig fehlen alle solchen Einzelheiten.

Trotzdem stellen wir uns den alten, tapferen Kapitän nach seinen Taten in vier stürmischen Kriegsjahren recht lebendig vor! Und je mehr wir versuchen, ihn in seiner Zeit zu würdigen, je mehr wir seine Leistungen danach beurteilen, was sie für seine Heimatstadt bedeuteten, um so näher werden wir dem rauhen Seemann gerückt.

Wir können kein Lebensbild Paul Benekes der Vergangenheit entreißen! Aber wir können ihn nach seinen Taten würdigen als einen

ganzen Kerl, der so wundervoll zu den andern führenden Männern Danzigs und der Hanse im Ausgang des 15. Jahrhunderts paßt.

Zweierlei ist für jene Zeit charakteristisch: Ganze Männer finden wir unter den Staatsmännern Danzigs, wie unter den Seefahrern und Entdeckungsreisenden Portugals und Spaniens, unter den italienischen Abenteurern, wie unter den Raubrittern und Fürsten Deutschlands. Renaissancestimmung, Einsatz der Persönlichkeit, kühner Wagemut, — das ist das eine Zeichen der Zeit.

Und das andere ist die Selbstverständlichkeit, mit der die Gemeinschaft solche Leistungen des einzelnen annimmt und ausnutzt — oder ablehnt und auslöscht.

Wir treiben heute Persönlichkeitskult, wollen von jedem berühmten Mann wissen, wer seine Eltern waren, was für Eigenheiten er als Kind hatte, wie er seine Wohnung einrichtete usw. — Damals war die Leistung alles, der private Mensch nichts. Nur durch seine Leistung lebt der einzelne in der Geschichte fort.

Es ist ein großer, einheitlicher Zug in jener Zeit — so sehr, daß man die Bedeutung der ständischen Politik höher werten wollte als die Menschen, die kaum erkennbar waren.

Gewiß, die Bürgerschaft, die Stände, der Rat Danzigs, alle solchen Gemeinschaften scheinen uns klare und zielbewußte Politik zu treiben. Der einzelne diente ihnen. Und doch waren es die Männer, die die Geschichte machten, — damals wie heute! Kraftvoll war die Politik Danzigs in jenen Jahrzehnten, zielbewußt verfolgte der Rat seine Pläne; aber gewaltig waren vor allem die Leistungen der Danziger Bürger.

Heute schiebt der einzelne Bürger alle Verantwortung auf den Staat, wählt allenfalls alle vier Jahre die Vertreter seiner Partei und „beteiligt" sich so an der Regierung. Wie anders ist's damals. Der Staat ist nichts. Kaiser Friedrich III. — die Schlafmütze — repräsentierte in fünfzigjähriger Regierungszeit (1440—93) die Würde Habsburgs und der kaiserlichen Scheingewalt. Er hatte andere, dynastische Sorgen, — mochte sich nicht um die harten Kämpfe deutscher Bürger an den Grenzen des Reiches kümmern. Es bleibt bewundernswert und vorbildlich für unsere Zeit, wie das „Hilf' dir selbst" in allen Teilen des Reichs beherzigt wurde, — so schädlich solche Teilbestrebungen auch dem großen Ganzen waren.

Es ist Danzigs große Zeit! In jenen Jahrzehnten löste sich die aufblühende Stadt vom deutschen Ritterorden los, erkämpfte sich im dreizehnjährigen Städtekrieg die Selbständigkeit und ging 1466 fast als

souveräner Staat die Personalunion mit Polen ein, die den Ratsherren am ehesten Entwicklungsmöglichkeit und Unabhängigkeit zu sichern schien. — Danzigs große Zeit! Die Hansa hatte ihre Blütezeit bereits hinter sich, mußte schwer kämpfen, um die errungene Machtstellung zu behaupten. Danzig gewann im 15. und 16. Jahrhundert noch an Macht und Reichtum.

Die frühere Bedeutung des Danziger Holz- und Getreidehandels vor allem können wir heute gar nicht mehr nach Gebühr einschätzen. Die Nordseeländer, England und die Niederlande, waren auf die Danziger Getreidezufuhr angewiesen, zumal wenn die Ernte nicht günstig war. Der Mayor von London ließ in Hungerjahren Getreide aus Danzig kommen. In jenen Jahren heißt es: „Wenn in Danzig die Getreideausfuhr verboten wird, schallt das Geschrei davon mit der abfließenden Flut in Seeland.“ Von Danzig kam das meiste und beste Schiffsbaumaterial für die Nordseeländer, vielleicht mehr als die Tannenbestände des Oberrheins, als die böhmischen Wälder die Elbe abwärts und als das südliche Norwegen zusammengenommen liefern konnten.

Das ist der Untergrund des stolzen Selbstbewußtseins, mit dem die „königlichen Kaufleute“ Danzigs um 1469, zu Paul Benekes Zeiten, zum Kriege gegen England trieben. Ja, der Seekrieg der Hansa gegen England in den Jahren von 1469 bis 1474 war eigentlich ein Krieg Danzigs gegen England. Es ist der einzige Seekrieg, den Deutsche gegen England geführt haben, — bis auf Skagerrak.

Die politischen Ziele, für die der Danziger Rat kämpfte, müssen uns großzügig genug erscheinen. Es galt, das aufstrebende England zurückzuhalten; es galt, auf die eigene Unentbehrlichkeit zu pochen und den Engländern die Zähne zu zeigen, als sie die hansischen Privilegien anzutasten wagten.

War es „Recht“, daß die hansischen Kaufleute in England eine monopolartige Vorzugsstellung genossen, während die Engländer in Danzig und andern Hansestädten nicht als Kaufleute zugelassen wurden, nur durch Vermittlung Danziger Kaufleute einkaufen und verkaufen durften? War es Recht, daß die englische Tuchausfuhr überall von der Hansa behindert wurde, wenn der englische Kaufmann selbst sie ausübte? Danach fragte niemand! Es war ebensowenig „Recht“, wenn England in jenen Jahren irgendeinen Vorwand — in diesem Fall Übergriffe Danziger Kaperkapitäne, die Dänemark in einem Kriege gegen England dienten, — benutzte, um im Jahre 1468 einen „großen Schlag“ gegen die Hansa zu führen, um die hansischen Kaufleute in englischen

Städten gefangennehmen, ihre Güter beschlagnahmen zu lassen. Machtfragen, nicht Rechtsfragen, führen von jeher zum Kriege.

Nicht die recht verwickelten diplomatischen und kriegerischen Einzelheiten der folgenden Jahre interessieren uns heute. — Englische Thronstreitigkeiten, die Politik des damals mächtigen Burgund, die Abtrünnigkeit der Hansestadt Köln, die gegen entsprechende Vorteile sich auf Englands Seite schlug, — das sind einige der besonderen Umstände, die den Verlauf der Verhandlungen und des Krieges bestimmen. Es erklärt besser die Bedeutung eines Paul Beneke, wenn wir die vorhin angedeuteten wahren Kriegsziele im Auge behalten: Das Streben Englands, die Vormundschaft der Hansa abzuschütteln, der Kampf der Hansa unter der stillschweigend anerkannten Führung Danzigs um die alte Vormachtstellung.

So unbeholfen und schwerfällig wie das Niederdeutsch der alten Chroniken, erscheint uns heute die Kriegführung Danzigs und der Hansa. Doch der zähe Wille siegt.

Es ist ja nach unsern Begriffen ein „Sturm im Glase Wasser", was wir den „Seekrieg" der Hansa gegen England nennen.

Ein großes Kauffahrteischiff vor allem, das „große Krawel", das als „Peter von Danzig" in aller Eile zum Kriegsschiff umgebaut, mit zügellosem Gesindel als Söldnern bemannt war, verbreitete vor den englischen Häfen Furcht und Schrecken. Ein gefährliches Kriegswerkzeug war solch ein ungefüges Schiff mit seiner Bemannung auch für den, der es benutzen wollte. Nur ein kühner Seemann, der zugleich ein harter, wilder Kriegsmann war, konnte Schiff und Kriegsscharen lenken. Der Danziger Ratsherr Bernt Paweſt, der zuerst das Kommando hatte. konnte es nicht. Paul Beneke war der Stärkere. Er hatte sich bereits in drei Kriegsjahren — neben einem Martin Bardewiek — ausgezeichnet, als er 1472 das Kommando des „großen Krawel" übernahm. Die Danziger Ratsherren, die den Krieg führen ließen, waren Kaufleute. Der neue Kapitän wußte mit ihnen zu verhandeln und erreichte es, daß er den sechsten Teil des Schiffes als sein Eigentum und entsprechenden Anteil an der Beute erhielt. Denn viele Beute mußte eingebracht werden. Sold und „Viktualien" kosteten zuviel.

So ist Paul Beneke seit 1472 als Privatunternehmer am Erfolg seiner Kriegführung beteiligt.

Dieser Standpunkt drang bald noch weiter durch. Der Rat Danzigs empfand die ganze Kriegsführung weiterhin als zu kostspielig und übertrug die Fortführung des Krieges an wagemutige Unternehmer.

Wir würden heute sagen: eine G. m. b. H. wurde gegründet, mit dem Geschäftszweck, den Seekrieg gegen die Engländer weiterzuführen. Das war damals nichts Ungewöhnliches: privater Wagemut diente dem Staat. Drei Danziger Privatleute, Johann Sidinghausen, Tidemann Valandt und Henrik Niederhof, kauften den „Peter von Danzig" und erhielten vom Rate die Erlaubnis, auf eigenen Gewinn und Verlust gegen die Engländer zu kreuzen. Diese drei Unternehmer machten mit Paul Beneke einen Vertrag, der im Falle des Erfolges für den Kapitän sicher nicht ungünstig war —, und ließen ihn Krieg führen.

Das ist der Hintergrund der Kriegstaten Paul Benekes. Als Privatmann, nicht im amtlichen Auftrage seiner Heimatstadt, führte er seinen kühnen Streich gegen den „S. Thomas". Als er die reiche Beute erobert hatte — nach Simson etwa 4 725 000 Goldmark im Wert —, da war er der gefeierte Held. Was hätte ihn geschützt, wenn er dem starken Schiff „S. Thomas" unterlegen wäre?

Darin scheint mir das Bedeutungsvolle dieses Zeitbildes zu liegen, von dem einige Züge hier skizziert sind, daß es uns solche Männer wie Paul Beneke zeigt. Gewiß keine Helden in blinkender Rüstung. Wir können sie uns wohl kaum „menschlich" genug vorstellen. Aber ganze Männer waren es, die Paul Beneke, Martin Bardewiek, der andere Kaperkapitän, die Danziger Ratsherren, die so kühn den Krieg mit England begannen, die Sidinghausen, Valandt und Niederhof, die der Stadt die Last der Kriegführung abnahmen.

Mir scheint, daß wir für unsere Zeit lernen können aus dem Wagemut, dem Unternehmungsgeist der alten Danziger! Sie kämpften nicht für ideale Güter in diesem Kriege, sondern für ihr Geschäft. Aber wie sie es taten, wie sie einen hohen Einsatz wagten, um stärker als England zu bleiben, wie sie durch ihre Zähigkeit ihr Ziel erreichten, wie Männer unter ihnen Persönlichkeiten waren, die die Absichten des Staates verstanden und aus eigener Kraft zur Ausführung brachten, — das kann uns ein Beispiel sein!

Bald nach dem großen Beutezug Paul Benekes bequemte sich England zum Frieden zu Utrecht und bestätigte der Hansa alle Privilegien. Für weitere 100 Jahre hatte Danzig sich seine Vormachtstellung erkämpft.

Wer Paul Beneke war? Ich denke, wir können es uns besser beantworten! Er war ein Danziger Bürger, der an seinem Platz zu eignem Vorteil seiner Stadt diente, wie es so viele Männer Danzigs damals taten. Einer von vielen! Aber daß es viele von solchem Wagemut damals gab, — das machte die Stadt groß!

Danzigs geschichtliche Lage.

Von Dr. Erich Keyser.

Wer in dem Süden oder Westen unseres deutschen Vaterlandes von der Ostmark spricht, pflegt nicht selten an eine einförmige Landschaft zu denken, in der die Eisenbahn ausgedehnte Strecken nur wenig gewellten und spärlich bewaldeten Bodens durchfährt und die Flecken und Dörfer so weit auseinander liegen, wie anderswo die Großstädte. Doch wer sich einmal aufgemacht hat, um mit eigenem Augen das Land wandernd zu erschauen, der ist regelmäßig überrascht von der Mannigfaltigkeit der Formen, unter denen kornbebaute Flächen und waldige Hügelketten, Fluren und Forsten, Meeresküsten und Stromebenen ihm entgegentreten. Es sind nicht die starken, klaren Gegensätze des südlichen Himmels, die hier die Aufmerksamkeit des Betrachters erwecken, sondern das feine Wiederspiel von Unterschieden der Oberflächengestaltung, der Bewässerung und Witterung, der Pflanzendecke und Tierwelt nötigen ihm die Achtung ab.

Aber wer genauer zusieht, vermag in der Tiefe verborgene Gegensätze zu erkennen, die gerade in der Ostmark aufeinanderstoßen. Hier liegt die Grenze zwischen den geologisch so wichtigen Gebieten der großen russischen Platte und der saxonischen Scholle, welche die norddeutsche Tiefebene unterlagert; und auch die Grenzen zwischen dem osteuropäischen Kontinentalklima und dem atlantischen Klima Westeuropas verläuft mitten durch Ost- und Westpreußen hindurch.

Wie die Landschaft, ist die Kultur des Landes der Gegensätze voll, die sich im Laufe der Jahrtausende in ihm ausgewirkt haben. Auch die Geschichte der Ostmark mag dem eintönig erscheinen, der an das bunte Gewirr der Staatenwelt des deutschen Mutterlandes zwischen Maas und Elbe gewöhnt ist, wo der Reisende früher fast alle Stunden an Schlagbäume stieß, die politische und kulturelle Einheiten voneinander trennten. Hier vermag nur tagelange Wanderung von Grenzpfahl zu Grenzpfahl zu führen, denn von jeher hatten die Staatengebilde der Ostmark einen Umfang, dem nur ganz wenige der westdeutschen Mittelstaaten gleich zu kommen vermochten. Weiträumigkeit bedingt aber allumfassende staatliche Gewalt. Der Staat des deutschen Ritterordens, der mit den Herzögen von Pommerellen, den Königen von Polen und den Fürsten von Litauen jahrzehntelang im Streit gelegen hat, wird nicht mit Unrecht als das Vorbild des modernen Groß-Staates betrachtet, aus ihm heraus erwuchs im Herzogtum Preußen die Keimzelle

des preußischen Staates und damit des deutschen Reiches, das den Adler des Hochmeisters noch heute, wenn auch in verkümmerter Form, in seinem Wappen führt.

Die Gegensätze, welche die politische Entwicklung des deutschen Ostens durchwoben, waren deshalb auch nicht die Eifersüchteleien zwischen Stadt und Dorf, zwischen Bischof und Fürst, zwischen dynastischen Gernegroßen, sondern zwischen Völkern, die mit der ganzen, ihnen zu Gebote stehenden staatlichen Macht aufeinander prallten. Schweden und Polen, Russen und Preußen haben sich um den Besitz des Landes gestritten, in dessen Geschichte Winrich von Kniprode neben Kasimir von Polen, Gustav Adolf und der Große Kurfürst, Zar Peter, Friedrich der Einzige und Napoleon ihre Namen eingetragen haben.

In einem solchen Lande ist Danzig entstanden, und es ist kein Zufall, wenn die Stadt, von Anfang an von größter Wichtigkeit für die Entwicklung der angrenzenden Gebiete, sich zu einer Machtstellung emporringen konnte, die sie zu einem Staate unter Staaten gemacht hat. Alle Kräfte, die den deutschen Osten aufrüttelten, alle Gegensätze, die auf seinem Boden zum Austrag gelangten, haben auf Danzig eingewirkt. Es ist aber für sein Wesen und Werden bezeichnend, daß es stets versucht hat, in den Wirrnissen der osteuropäischen Politik eine eigene, unabhängige Stellung einzunehmen.

In ihrem Streben noch politischer Selbständigkeit konnte die Danziger Bürgerschaft bereits an die ältesten Überlieferungen des Landes anknüpfen. Denn nach den neuesten Forschungen scheint der Name Danzig auf einen germanischen Gaunamen zurückzuführen zu sein, der somit auf die staatliche Zusammengehörigkeit der Bezirke an der Weichselmündung schon in vorgeschichtlicher Zeit hindeuten würde. Tatsächlich hat dieses Gebiet um das Jahr 1000 eine selbständige politische Einheit gebildet, die uns dann später im zwölften Jahrhundert mit dem Einsetzen der urkundlichen Überlieferung als der Burgbezirk Danzig begegnet. Seine Gewalthaber, die Fürsten von Danzig, die sich später im stolzen Bewußtsein ihrer Unabhängigkeit Herzöge von Pommerellen nannten, haben von Danzig aus weithin das Innere des Landes beherrscht und sind nicht selten den polnischen Herzögen, die nach dem Erwerb der Seeküste strebten, siegreich im Felde entgegengetreten.

Dieses Herzogtum Pommerellen war die erste staatliche Macht, mit der die Kaufleute sich auseinandersetzen mußten, die sich im letzten Viertel des zwölften Jahrhunderts an der Mottlau niederließen. Es war aber auch ihr erster politischer Erfolg, als es ihnen gelang, von Herzog Swan-

topolk um 1224 deutsches Stadtrecht zugeteilt zu erhalten und somit aus der allgemeinen Landesverfassung herausgelöst zu werden. Rechtsprechung und Verwaltung waren ihnen anheimgestellt und dadurch ihnen die Möglichkeit gegeben, die so wichtigen Angelegenheiten der Einbürgerung, des Wirtschaftsbetriebes und letzthin auch die Stellungnahme zu den jeweils auftretenden Fragen der auswärtigen Politik nach eigenem Gutdünken zu entscheiden. Doch erst die Eingliederung Pommerellens in den Ordensstaat im Jahre 1308 schuf eine feste räumliche Verbindung in politischer, wirtschaftlicher und völkischer Hinsicht zwischen dem Oder- und dem Weichselgebiete, wie sie einst in der Vorzeit bestanden hatte. Der slawische Korridor war erstmalig beseitigt worden, so daß Pommerellen, bisher zwischen entwickeltere Landschaften eingeengt, sich allmählich zu gleicher Kulturhöhe heraufschwingen konnte.

Die Zugehörigkeit Danzigs zur Hanse bedeutete eine Stärkung seiner Macht. Im Gefolge der hansischen Wirtschaftspolitik gelangten Gästerecht und Stapelzwang zu unumschränkter Geltung. Keine Waren durften durch Danzigs Mauern geführt werden, ohne hier zum Verkauf gestellt zu werden. Kein Fremder durfte mit einem Fremden ohne Vermittlung des einheimischen Kaufmanns einen Handel abschließen. Die Behauptung dieser Rechte ist im Laufe der Zeit zu einem der Grundpfeiler der wirtschaftlichen Entfaltung Danzigs geworden, so daß sich auf sie fernerhin sein politisches Verhalten stützen konnte.

Als nach dem unseligen Kriege des Ordens gegen Polen 1410 und durch die Streitigkeiten der Ordensritter im eigenen Lande die Macht des Staates, dem Danzig eingeordnet war, wachsendem Verfalle entgegenging, suchte die Stadt ihre Rechte im Innern noch weiter auszudehnen und ein großes Landgebiet zu erwerben, das ihr die bessere Versorgung ihrer Bevölkerung mit Lebensmitteln und die Aufsicht über den Unterlauf der Weichsel gewährleisten sollte. Die Stunde für die Erreichung dieser Ziele war gekommen, als Danzig im Jahre 1454 im Bunde mit den übrigen westpreußischen Ständen dem Hochmeister aufsagte und, da sie ganz allein nicht dastehen zu können vermeinten, Verhandlungen mit dem König von Polen über die etwaige Anerkennung seiner Schutzhoheit einleitete.

Mag diese Entwicklung auch von nationalen Gesichtspunkte bedauerlich sein, so hat Danzig durch seine damalige Politik doch zunächst sein Ziel erreicht. Gegen das Zugeständnis geringer Hoheitsrechte mußte der König von Polen der Stadt den Besitz eines ausgedehnten Territoriums, die unbeschränkte Führung ihrer auswärtigen und inneren

Politik und die selbständige Regelung ihrer wirtschaftlichen Angelegenheiten zugestehen. Ohne Rücksicht auf den polnischen König hat sich die Stadt fortan an auswärtigen Kriegen beteiligt und Verträge mit fremden Staaten abgeschlossen. Auch hat sie stets Gesandte im Auslande unterhalten und die Vertreter fremder Mächte bei sich empfangen. Nicht minder hat sie eigene Militärhoheit innerhalb ihrer Mauern ausgeübt. Fremden Truppen, auch den polnischen, war der Eintritt in die Stadt untersagt. Die Bürgerschaft hielt es für ihre Pflicht und ihr gutes verbrieftes Recht, ihre Selbständigkeit gegen jedermann aus eigener Kraft zu verteidigen.

Nicht minder hatte die Stadt das Recht, über den Hafen uneingeschränkt zu verfügen und auf ihren Schiffen eine eigene Flagge zu führen. Ebenso war sie berechtigt, sich selbst Gesetze zu geben, Recht zu sprechen, Steuern und Zölle zu erheben und Münzen zu prägen. Dem König standen nur gewisse Hoheitsrechte zu. Er war sogar verpflichtet, seinen Stellvertreter, den Burggrafen, aus der Zahl von 8 ihm vom Rate vorgeschlagenen Ratsherren zu wählen. Die politische Selbständigkeit Danzigs zu jener Zeit kann daher nicht bezweifelt werden.

Als der polnische Staat in den folgenden Jahrzehnten erstarkte, suchte er zwar diese Zugeständnisse oft genug gewaltsam zu schmälern. Aber stets vermochte die Bürgerschaft einmütig ihren Widerstand gegen alle Angriffe auf die von ihren Vätern ererbten Rechte und, gestützt auf die Reichtümer, die sie sich dank ihrer glücklichen wirtschaftlichen Entwicklung zu erwerben gewußt hatte, ihre Freiheit nach allen Seiten hin zu wahren; auch die Danziger Kaufmannschaft war stets bestrebt, selbst unter Erleidung wirtschaftlicher Nachteile sich für das gute Recht ihres Heimatstaates einzusetzen.

Aber noch als Danzig sich um 1600 auf der Höhe seiner Macht befand, zogen schwere Wolken am politischen Himmel auf. Die Gestaltung des ostpreußischen Staatengefüges ging grundlegenden Wandlungen entgegen; die modernen Großmächte entstanden. Es war Danzigs Verhängnis daß in ihrem Ringen dem Kampf um die Weichsel zunehmende Bedeutung zukam. Schweden erstrebte den Besitz der südlichen Ostseeküste, um Polen, dessen Herrscher die Personalunion der skandinavischen Krone wünschten, von dem Meere abzudrängen, und sich selbst die Zufuhr des Getreides, das es zur Ernährung seiner anwachsenden Bevölkerung brauchte, in den Erzeugungsländern zu sichern. Danzig erschien Gustav Adolf mit Recht als der Schlüssel der Weichselstellung. Einem solchen Versuche mußte sich Polen natürlich

mit allen Mitteln widersetzen und versuchte deshalb, die Stadt, nach deren Reichtümern es schon lange begehrlich ausschaute, in seine Gewalt zu bringen. Es war ein Sieg der hergebrachten Danziger Politik, daß es dem Rat trotz schwerer Mühen gelang, nach Möglichkeit die Stadt vor der Hineinbeziehung in die schwedisch-polnischen Kämpfe des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts zu bewahren.

Es ist kein Zufall, daß dieses Ergebnis unter anderem dem Verhalten der Seemächte, Dänemarks, Englands und der Generalstaaten zu verdanken war, da für sie der ungehinderte Verkehr mit und in Danzig Lebensbedingung war; da sie Danzig für sich nicht erwerben konnten, aber es weder Schweden noch Polen überlassen wollten, war die Unabhängigkeit der Stadt für sie die beste Lösung aller Schwierigkeiten. Hatte doch schon 1577 der dänische König Friedrich II. geäußert, daß er sein halbes Königreich dransetzen wollte, ehe die Stadt verdorben oder in der Polen Dienstbarkeit gebracht würde. Und noch 1704 erklärte der dänische Gesandte im Haag, daß es seinem König gleich gelte, ob Danzig oder Kopenhagen attackiert würden.

Nur Frankreich nahm schon damals, wie jetzt, gegenüber Danzig eine andere Haltung ein. Da es an dem Danziger Handel nur schwach beteiligt war, lag ihm wenig an dem Wohlergehen der Stadt. Dagegen war Polen in seiner strengkatholischen stetigen Politik der gegebene Teilhaber in dem Kampf gegen die protestantisch-deutschen Mächte in Mitteleuropa. Die Erklärung Danzigs zur freien Stadt im Jahre 1807 durch Napoleon war der gewaltsamste Versuch, den Frankreich zur Umgestaltung des Weichsellandes unternommen hat; aber auch er war erfolglos.

Denn die Rechnung Napoleons hatte in diesem Falle den Fehler, daß er Danzig die Wahrung seiner Unabhängigkeit und die Verfolgung einer eigenen Politik noch zu einer Zeit zudachte, als es einer solchen Anforderung wirtschaftlich und politisch in keiner Weise mehr gewachsen war. Das war eine Erkenntnis, zu der sich die Bürgerschaft schon seit langem, zum mindesten seit jenem Zeitpunkte durchgerungen hatte, als durch die erste Teilung Polens im Jahre 1772 das unmittelbare Hinterland Danzigs unter preußische Verwaltung gelangt war und fortan einer neuen Blüte entgegenging. War doch der slawische Korridor zum zweiten Male unzeitmäßig geworden, nachdem während seiner dreihundertjährigen Dauer das Land von den Lebensadern des Westens durch staatliche Schranken und Zollgrenzen geschieden völliger kultureller Verwahrlosung anheimgefallen war. Nicht minder war aber

die Angliederung an einen der modernen Groß-Staaten auch für Danzig zur Vorbedingung seiner weiteren Entwicklung geworden. Das Zeitalter der selbständigen Städtepolitik, das im Westen schon lange sein Ende gefunden hatte, war jetzt auch für den Osten vorüber. Es blieb nur noch die Frage offen, welchem der benachbarten Staaten die Stadt zugesprochen werden würde.

Im Jahre 1793 führten die Ereignisse zum Anschluß an Preußen. Im Jahre 1813, als Danzig nach siebenjähriger Leidenszeit von den Auswirkungen der französischen Politik befreit wurde, meldete dagegen auch Rußland, das den größten Teil Polens bis zur schlesischen Grenze zu erwerben wünschte, seine Ansprüche auf den Besitz der Weichselmündung an. Doch gelang es den Bemühungen Preußens und Englands auf dem Wiener Kongreß, die erneute Vereinigung Danzigs mit dem preußischen Staate durchzusetzen. (1814). Damit hatte Danzigs politische Lage eine erneute Wendung erhalten. War schon immer die Zahl der Mächte, an die es einstmals angegrenzt und auf die es Rücksicht zu nehmen gehabt hatte, sehr gering gewesen, so war fortan der Osten nur unter das Königreich Preußen — späterhin das Deutsche Reich — und das Zartum Rußland aufgeteilt. Das osteuropäische Staatensystem hatte eine Ausgleichung und Festigung erfahren, die über ein Jahrhundert seine Lebenskraft und sein Lebensrecht bewährt hat und allen anderen Staaten, die an dem dortigen Geschehen aus wirtschaftlichen oder politischen Gründen Anteil nahmen, eine Einmischung verbot. Erst dem Ausgang des Weltkrieges und dem Versailler Vertrag war es vorbehalten, dem Weichsellande von neuem ein Gewirr von Grenzen aufzuzwingen, das ohne Rücksicht auf die bisherige Entwicklung Länder vereinte und trennte, wie es dem augenblicklichen Gutdünken der derzeitigen Machthaber Europas entsprach. Ohne zu beachten, daß schon zweimal die Geschichte die Schädlichkeit einer Korridorbildung auf dem linken Weichselufer für die Bezirke, die von ihr betroffen wurden, und die Notwendigkeit seiner späteren Aufhebung erwiesen hatte, wurden die deutschen Provinzen Pommern und Ostpreußen durch die Zuteilung des größten Teils der früheren Provinz Westpreußen an Polen auseinandergerissen. Danzig wurde aber, genau wie es einst schon immer die Seemächte erstrebt und Napoleon ausgeführt hatte, wiederum zu einer Freien Stadt, einem politisch unabhängigen Staatswesen umgebildet, das — merkwürdig genug — im Westen an Polen, im Osten an das Deutsche Reich anstößt.*)

*) Vgl. E. Keyser, Die Stadt Danzig. Historische Stadtbilder Nr. 6. Stuttgart 1925, Deutsche Verlagsanstalt.

Von den Landschaftsformen des Freistaates Danzig.

Von Fritz Braun.

Hört ein Fremdling, daß wir ihm von den Landschaftsformen des Freistaates erzählen wollen, so wird er sich kaum auf eine besonderes lange Bilderreihe gefaßt machen. Wie sollte die wohl in einem Staate zu finden sein, der auf der Karte Deutschlands winzig klein erscheint und auf dem Kartenblatt Europas beinahe zu einem Punkte zusammenschrumpft? Dennoch wäre das Urteil dieses Mannes falsch. Ob das so viel größere Gebiet der Niederlande uns wohl Bilder zeigt, die verschiedener sind als die Erosionsschluchten des Kassubischen Berglandes und die Schilfkampen an der Westküste des Frischen Haffs, verschiedener als die dämmerigen Schluchten der bergigen Laubwälder und die schwermütige Öde der Dünengebiete? — Wir möchten das kaum glauben. Auf engstem Raum sind bei uns im Freistaat gar mannigfaltige Landschaftsformen zusammengedrängt. Im Westen steigen die Moränenberge der Kassubei zu beträchtlicher Höhe an, sodaß das Gepräge der Landschaft uns dort durchaus an das Mittelgebirge erinnert. Im Osten und Süden haben wir zwischen Weichsel und Nogat breite Marschniederungen zu durchwandern, und an der Meeresküste geben die Dünen der schon längst landfest gewordenen Nehrung dem gelben Strande der Ostsee treulich das Geleit. Diese Fülle der Bilder weiterhin zu vermehren, tut dann das Wasser noch ein Übriges. Zwischen mächtigen Dämmen wälzt die gelbbraune Weichsel ihre Fluten dem Meere zu, durch die Niederung schleichen die Mottlau und andere Werderflüßchen trägen Laufes dahin; die rasche Radaune erinnert uns an die mutwilligen Gewässer der deutschen Mittelgebirge, und in den Randtälern des pommerellischen Berglandes blinken überall silberne Bäche, die der Mensch hier und da und dort gezwungen hat, baumumfriedete Mühlteiche mit ihrer Flut zu füllen.

Wenigstens eine kleine Auswahl solcher Bilder, die für unseren Freistaat bezeichnend sind, möchten wir hier an dem Auge des Lesers vorüberführen. Beginnen wir unsere Wanderung in dem Bergland der Kassubei! Über die lichtgelbe Stoppel hinweg haben wir uns zu der freien Kuppe emporgearbeitet, wo mächtige Findlingsblöcke zur Rast laden. Um uns herum wölbige Kuppen und tiefe Gründe. Hier steigt am Abhang der Wald ins Tal, dort hat der Bauer die steinigen Halden in Ackerland verwandelt, so schwer es auch den kleinen Kassubengäulen wird, vor dem knirschenden Pflug an der steilen Böschung empor-

Am Mariensee bei Danzig

Nach einer Originalzeichnung von Ragimund Reimesch

zuklimmen. In der Ferne aber blinkt es zwischen den Hügeln an drei, vier Stellen silbern auf. Das sind die Spiegel geräumiger Landseen. Den einen umgibt offene Feldflur; nur eine winzige Brandstätte an seinem Ufer bezeichnet noch den Ort, wo vordem eine slavische Fischerfamilie wohnte; mit ungebrochener Kraft darf sich der Herbststurm in das krachende Röhricht stürzen, in dem sommersüber die scheuen Bläßhühner lärmen und die junge Brut der Stockente. An dem Gestade des nächsten Landsees wandern wir dagegen unter uralten Rotbuchen, deren Gezweig so tief zu dem Wasserspiegel herabhängt, daß sich auf die derberen Äste dann und wann sogar der schimmernde Eisvogel niederläßt, um die lichtschuppige Brut der Tiefe zu berücken. Um die freien Höhen dieses Hügellandes webt eine seltene Schwermut. Selbst die Bauernkate am Heidehang erscheint uns wenig heimelig. Gar zu unwirsch zaust der Wind an dem sperrigen Geäst der Sauerkirschen in dem winzigen Gärtchen, an dem strohgelben Haarschopf des Buben, der dicht davor die watschelnden Gänse hütet. Nur dort, wo in Waldestiefen ein lebendiger Bach zwischen gelben Lehmhängen und grünen Waldbergen seinen Schlängelgang geht, wo der Pirol vom blühenden Faulbaum ruft und die Lieder des Fitis*) wie glitzernde Brünnlein rieseln, gewinnt hier die Landschaft jenes idyllische Aussehen, das den Tälern am Osthang der Seenplatte so wohl ansteht. Auch diese Täler, die sich bald zu breiten Mulden weiten, bald mit schmalen Talrinnen wie mit gespreizten Fingern in die bucklige Welt der Hügel und Bergkämme hineingreifen, sind untereinander recht verschieden. Dem Besucher des Freistaates ist es ja nicht schwer gemacht, davon selber die richtige Vorstellung zu gewinnen. Er braucht dazu nur unmittelbar nacheinander das vielverzweigte Brentauer Tal und jene stillen Gründe aufzusuchen, die den Wanderer von dem gartengrünen Oliva in den lieblichen Bergwald hineinlocken.

Ersteigen wir an dem Brentauer Talkessel eine beherrschende Höhe, so zeigt sich uns die „Bucklige Welt" der kuppigen Grundmoränenlandschaft in ihrer ganzen Eigenart. Weithin ziehen sich, von jungen und alten Erosionstälern getrennt, die Bergkämme dahin, die kühn gegen die Strandebene vordringen. Zwischen ihnen scheinen Riesen der Vorwelt mit ungeheuren Sandformen gespielt zu haben; eine rundliche Hügelkuppe steht da neben der anderen, nicht selten in Reihen zu fünf und sechs angeordnet. Und im Heidegestrüpp und Ginstergesträuch, das über die Halden seine verfilzte Decke spreitet, klafft es da und dort wie offene Wunden. Das sind schmale Schluchten, die von den Wassern der Schneeschmelze und der Gewitterregen tiefer und immer tiefer ein-

*) Fitislaubsängers.

gegraben werden. Längst haben sie Lehm und tertiäre Sande quer durchschnitten und mit ihnen auch die schmalen Schichten fettglänzender Braunkohle. Auch in dieser Landschaft webt ein ernster Geist, aber die unerschöpfliche Fülle der Formen und Farben, der freie Blick auf das weite Meer, die sorgen schon dafür, daß dieser Ernst nicht in Schwermut ausartet. Hier auf diesen Hügeln könnt ihr das malerische Spiel der Linien, die unsere Danziger Bucht umrahmen, wohl am besten überschauen. Jene dunkelen, trotzigen Bergklötze, die handlos und steil zu der Meeresflut abfallen, sind die ragenden Vorgebirge von Oxhöft und Adlershorst. Dann zieht sich die waldige Kliffküste, hinter der Hügel neben Hügel im Festgewande des freundlichsten Mischwaldes sanft emporschwellen, weiter und weiter von der heutigen Strandlinie zurück, so daß dort Platz wird für die schimmernden Landhäuser des glänzenden Badeortes Zoppot, für den dunkeln Streifen saftschwellenden Baumwuchses, der Oliva und Glettkau verbindet und für die weite, hier sandgelbe, dort wiesengrüne Strandebene zwischen Glettkau, Bröfen und Langfuhr, über der jetzt täglich Luftfahrzeuge ihre Kreise ziehen, die sich in Danzigs Flughafen niederlassen oder von dort ihren Flug nach Ost oder West, Süd oder Nord antreten wollen.

In Olivas Waldtälern fühlen wir uns wieder in einer ganz anderen Welt. Zürnt diesen Bergen nicht, weil sie euch nicht mit größeren Höhen aufwarten können. Für unser „Flachland" wollen Werte von 120 bis 130 m so nahe dem Meer immerhin schon etwas bedeuten. Außerdem passen gerade diese bescheidenen Hügel ganz wundersam zu dem Menschenwerk an ihrem Hang und in den bachdurchrauschten Tälern, zu der alten Klosterkirche, den freundlichen Gaststätten und den rußigen Eisenhämmern am rauschenden, glucksenden Waldbach. Gerade so ist die Natur nicht gewaltig genug, die freundlichen Siedlungen zu erdrücken und zu fast wesenlosem Beiwerk zu erniedrigen; gerade so bleiben der Weg am Waldhang, die Gruppen uralter Linden mitten auf dem quellenreichen Wiesengrund, die Gasthäuser an dem schattigen Mühlweiher gewissermaßen wesenhafteste Bestandteile eines großen Lustgartens, in dem es sich gut träumt von Jugendfreunden und hellem Mädchenlachen, von längst verwehten Frühlingsblüten, von Abschiednehmen und Wiedersehen!

Kaum glaublich erscheint es uns da, daß die stillen, grünen Triften des weiten Werders kaum zwei Wegstunden von diesen Waldtälern entfernt sind. Hier bei Oliva waldige Hänge und freie Bergeshöhen, wo die Grille in der Kiefernschonung zirpt, dort bei Wotzlaff und

Mönchengrebin unabsehbare Fruchtebenen, über welche die Schwärme der Jungstare hinwegstäuben; hier in Freudental und Schwabental murmelnde Bäche, die mit mächtigem Strahl in glitzernde Becken fallen, dort bei Hochzeit und Landau verschilfte Gräben, die unter dem Dickicht saftstrotzender Weidengerten, unter gelben Schwertlilien und rotem Weiderich fast verschwinden; hier bei Ernsttal der schwarze Eisenhammer, der sich schier wie ein dunkler Maulwurf in die moorige Walderde eingewühlt hat, dort in Zugdam ein ungeheurer, kahler, leerer Wirtschaftshof neben dem anderen; hier bei Oliva trauliche Enge und die selbstgenügsame Weltabgeschiedenheit schattiger Waldtäler, dort im Marienburger Werder unabsehbare Weideflächen und ein hoher Himmel, von dem weiß gerandete Wolkenberge zu den wehrhaften Zinnen der Marienburg hinabschauen.

Und doch wissen auch die freundlichen Geister des Werderdorfs gar eindringlich zu unserer Seele zu sprechen, wenn wir am lauen Sommerabend unter dem laubenähnlichen Vorbau des alten Bauernhauses rasten, die weitausladenden Linden süßen Duft verhauchen und der sommerliche Ruf der pfeilgeschwinden Mauersegler das behäbige Gebrüll der satten Kühe hell und schrillend übertönt.

Dann ist auch die rechte Zeit gekommen, der mächtigen Weichsel und den breiten Außenkämpen zwischen dem hohen Deich und der Steinböschung des sommerlichen Wasserlaufs einen Besuch abzustatten. Aber auch schon am warmen Maienabend lohnt sich dieser Gang. Allüberall auf den Kämpen wuchert dann das Weidicht, dessen graulichtes Laub unter dicken Lagen schneeweißer Blütenfäden stellenweise fast verschwindet. Die Sonne ist schon hinab, aber der Juniabend leuchtet hell und noch viel durchgeistigter als der grelle Tag. Hier und da schlägt ein Sprosser an, dann verstummen sie wieder, und wir hören nur noch das weich dahinrieselnde, traumselige Lied der Schilfrohrsänger, das mit dem heiseren Gekrächz ihrer Vettern ganz und gar nichts gemein hat. Ein Kiebitz umgaukelt uns in kühnen Schwenkungen, und aus dem Altwasser zur Linken gehen zwei Wildenten mit klatschenden Flügelschlägen hoch. Dann umgibt uns wieder die tiefe Stille, bis wir an dem Rande des breiten Stromes angelangt sind und schier andächtig zusehen, wie die riesengroße, goldene Scheibe des vollen Mondes hinter dem hohen Damm am anderen Ufer erst langsam, dann immer schneller emporsteigt.

Möchte hier unsere Seele, weich gelöst in lindem Abendfrieden, mit der großen Allmutter Natur am liebsten in stillem, wunschlosem Glück

zusammenfließen, so gilt es gehörig zu kämpfen, wenn wir tagsdarauf, dem frischen Seewind zum Trotz, zur freien Höhe des Quellenberges emporsteigen, um die sandgelbe, kiefernbraune Welt der Dünen, das einsame Neuland an der Weichselmündung näher kennen zu lernen. Mit harten Händen greift der Sturmgott, der die knorrigen Strandkiefern staucht und schüttelt, nach unserem flatternden, knatternden Wettermantel, aber wir raffen ihn fester und fester und stampfen bergan, bis wir die ragende Warte des Signalmastes erreicht haben. Südwärts blinkt der Strom; dort grünen die Triften; von dort grüßen uns die Kirchtürme stattlicher Dörfer. Um uns herum rieselt der Dünensand. Er türmte sich zu Wellen, an deren Hang sich drei Reihen stattlicher Kiefern über einander stellen mußten. Dann erst konnte die oberste über den Kamm der Düne hinweglugen, um zu sehen, wie das Grasland der Küsteninseln weiter und weiter in das Meer hinauswächst, und wie drüben auf der schmalen Nehrung, welche die Lagune von der freien Ostsee trennt, neue Dünen langsam emporschwellen, auf denen zu unserer Enkel Zeit vielleicht neue Wälder im Winde wogen werden.

Immer noch schaffen die formenden Kräfte der Natur auch in unserem Freistaat neues Land. Wollt ihr die große Mutter bei diesem ihrem Werk belauschen, so braucht ihr nur in raschem Segelboot die weiten Schilfkampen aufzusuchen, die vor den Mündungen der Nogat und der Elbinger Weichsel allmählich weiter und weiter in das Frische Haff vordringen. Zuerst bleiben die behäbigen Werderdörfer hinter uns zurück, die stillen Ortschaften, über denen alte Pappeln an endlos langen Ästen kleine Zweigbesen wie wehende Fahnen hochhalten, dann versinken allmählich die blumigen Triften im unabsehbaren Röhricht, das seinerseits dem Schilfe Platz macht, und schließlich wiegt sich unser Boot zwischen den allerjüngsten Bildungen, kleinen Schilfkampen, deren feine Halmspitzen wie ein zartgrüner Hauch auf dem schwellenden, sinkenden Wasser schweben. Aber die zarten, jungen Hälmchen vertreten ein gar lebenszähes Pflanzengeschlecht. Auf dem Boden, den sie festigen, wächst nach einem Menschenalter schon das Rohr, und über ein weiteres — wer weiß wohl, wann? — treibt der Bauer sein Vieh hier auf neu gewonnenes Grasland.

Die Hügel der Seenplatte, die Triften der Werder, die Dünen der Nehrung und die amphibische Welt an dem Ufer des Haffs, sie sind wohl die wichtigsten Landschaftsformen, denen wir im Gebiet des Freistaats begegnen. Und in jedem dieser Gebiete finden wir der Bilder so viele, daß der Leser, der willigste auch, längst ermüdet wäre, ehe wir ihm auch

nur einen kleinen Teil dieser Schätze gezeigt hätten. Am besten ist es, der Wißbegierige langt selber nach Ränzel und Wanderstab. Dann wird er bald genug begreifen, welche Fülle von Gesichten uns auf dem engen Raume des Freistaats entgegentritt, und er wird es dann auch verständlich finden, daß dessen Kinder mit treuer Liebe an einer Heimat hängen, die Natur und Menschengeist gar reich geschmückt, gar innig beseelt haben.

Waldandacht.

Von Bruno Pompecki.

Tief träumt der Wald in blauem Wolkenschleier,
Nun wacht es auf in dir, was lange schwieg ....
Und steigt herauf zur Auferstehungsfeier,
Leis rauscht der Buchen selige Musik .....

Durch Kiefernstämme grüßen ferne Gipfel,
Und Domesstille webt in weichem Moll,
Wie leise Harfen klingt es in den Wipfeln,
Du stehst und lauschst, heiliger Andacht voll ....

Gebete singt der Morgenwind, der warme,
Die Seele wandert sinnend weit zurück,
Und deine Sehnsucht breitet aus die Arme
Nach einem überwältigenden Glück .....

Die landschaftliche Schönheit unseres Freistaates.

Von Carl Lange.

Der Name Danzig ist selten so oft genannt worden wie nach dem Kriege. Selbst der Reichsdeutsche, dem der Osten stets ein fernes Land dünkte — über Berlin kam er nicht heraus — hat durch Tagungen und Kongresse, durch die Genfer Verhandlungen und durch die zunehmende Teilnahme der Reichsregierung die wachsende Bedeutung des Ostens für die zukünftige Gestaltung Deutschlands erkannt. Mit dieser politischen Bewertung, auf die ich nicht näher eingehe, wuchs auch die Kenntnis von Land und Menschen. Das kam auch dem Freistaat und

der alten Hansestadt zugute, denn führende Zeitungen und Zeitschriften brachten Bilder und Beiträge und förderten dadurch die Erkenntnis, daß hier ein selten schönes, geschlossenes, altes Stadtbild mit Türmen und Toren, mit Giebeln und Beischlägen, erhalten geblieben ist, dessen Umgebung durch die Danziger Bucht, durch das Weichseldelta, durch eine Reihe von Flüssen und Seen, durch Wälder und Höhen ein stets abwechslungsreiches Bild bietet.

Von vielen Dichtern und Künstlern, die den abgetrennten Osten aufsuchten, fand Walter v. Molo treffende Worte für Danzig: „ .... Ich freute mich wie ein Kind, den Osten wiederzusehen. Ich bin um einer geheimen Liebe willen hauptsächlich gekommen, um unseres Ostens willen, in dem die Sonne aufgeht. Jetzt verstehe ich, daß man dem Osten sich verschreibt. Danzig! Da ist Kraft, Schönheit, große Vergangenheit, stolzer Bürgersinn in gehäuften steinernen Dokumenten, die Marienkirche, das Rathaus, der Artushof, die Tore, die Türme, die Giebel, die Fassaden, in seinen Mauern liegt die Kraft urdeutscher, uralter Menschenkultur, und es ist kein Museum, es ist kein Kampfplatz der Gegenwart und Zukunft, wie es sein soll in diesem Leben, das eine Einheit ist von gestern, heute und morgen. Ich habe künstlerisch viel Freude im Theater und in den Vorlesungen erlebt, aber das alles wurde mir überstrahlt von dem Gesamteindruck! ... Man wird gut und hoffnungsfroh in unserem Osten, an der breit flutenden Ostsee — ich möchte sie immer vor mir haben, wenn die Sterne sichtbar sind, wenn einen Unrast und Ekel vor der Einbildung und Anmaßung, vor der seelischen Knickrigkeit des Neides und ähnlichem erfaßt ... Ach, die prachtvolle jungfräulich ewige Ostsee, an ihrer Küste kann nichts beflecken; was anderswo Rost wäre, das ist dort Staub, der zur Erde fällt und keimend opfert ....“

Es reicht der Raum nicht aus, auch nur annähernd die Schönheiten der Landschaft des Freistaates anzugeben. Das Gebiet des Weichseldeltas mit zahlreichen Flüssen und Kanälen bietet reizvolle Ausflüge, von denen vor allen Dingen die Fahrt nach Neufähr, Bohnsack und weiter nach Kahlberg durch das Frische Haff zu erwähnen ist. Das Gebiet des Weichseldeltas umschließt die Danziger Niederung, die den größten Teil des Freistaates darstellt. Es ist ein fruchtbares Land. Der Bauer im Werder ist ein besonders heimattreuer Typus, den uns der hier geborene Dichter Max Halbe häufig in seinen Dramen und Dichtungen geschildert hat.

Viele Ausgrabungen zeugen von der germanischen Urbevölkerung.

Die häufige Unterbrechung durch Seen und Flüsse gibt den Dörfern und Siedlungen ein freundliches Ansehen; es kommt hinzu, daß wir in der Niederung auch alte Fachwerke mit schönen Vorbauten finden. Der fränkische und sächsische Stil ist hier vertreten. Eine besondere Eigenart bilden die hölzernen Windschöpfwerke, die aus der Ordenszeit stammen. Wer sich mit diesen Fragen eingehender beschäftigen will, der greife zu dem ausgezeichneten, in der Danziger Verlagsgesellschaft erschienenen Buch „Das Weichsel-Nogat-Delta", Beiträge zur Geschichte seiner landschaftlichen Entwicklung, vorgeschichtlichen Besiedlung und bäuerlichen Haus- und Hofanlage. (Von H. Bertram, W. La Baume und O. Klöppel).

Nicht weit von Danzig liegt das vielgenannte Krampitz an der Mottlau, zu dem die Freunde des Wintersports auf vielen Windungen der Mottlau, vom Reiz der typischen Werderlandschaft angezogen, hingelangen. Im Sommer ist es ein prächtiger Ort für Angler und für Fischerei. Schon 1401 wird dieser Ort genannt.

Hervorzuheben ist noch das Vogelschutzgebiet auf der Messinahalbinsel in der Gegend von Neufähr am Durchbruch der Weichsel von 1840 und die vielbesuchten, mit schönem Strand versehenen Badeorte Heubude, Bohnsack, Nickelswalde, Schiewenhorst, Steegen und Vogelsang. „Neue Welt" bildet die Grenze des Freistaates auf der Frischen Nehrung.

Die größeren Orte in der Niederung selbst sind Neuteich und Tiegenhof, die wir auf Fahrten von Danzig nach der Marienburg und nach Elbing durchqueren. Auf der Bahnfahrt von Dirschau kommen wir an Hohenstein und Praust vorüber und gelangen dann in ein abwechslungsreicheres Gebiet. Als erstes Wahrzeichen Danzigs grüßen das Petershagener Tor und die schöne, gut erhaltene Trinitatiskirche. Durch den Freistaat führen verschiedene Kraftwagen. Außer der genannten Hauptbahnstrecke gibt es eine Kleinbahn, die auf langer Fahrt mitten durch die Niederung Danzig mit Marienburg verbindet.

Eine vollkommen verschiedene Bodengestaltung hat der schmale Streifen des Freistaates, der sich westlich der Bahnstrecke Dirschau-Danzig befindet. Es sind die Ausläufer des Höhenzuges, der von Karthaus über den Turmberg, die höchste Erhebung der Umgebung, führt. Die jetzt polnisch gewordene Kassubische Schweiz mit ihrer Seenplatte, die 160 m über dem Meere liegt, ist, wofür der Name schon spricht, von seltener landschaftlicher Schönheit. Aus dem Radaunesee kommt die

Radaune, deren bewaldete, teils hochgelegene Ufer immer wieder natürliche, neue Reize bieten.

Nördlich von Kahlbude fließt die Radaune in den Freistaat und führt über die Talsperre Straschin-Prangschin (Elektrizitätswerke) und Praust, nach Norden scharf umbiegend, in die alte Stadt hinein. Das starke Gefälle ermöglichte die Anlage von Mühlen und Hammerwerken. In den letzten Jahren sind die beiden großen Kraftwerke zwischen Kahlbude, Groß-Bölkau (Stauweiher) und bei Lappin mit großen Mitteln angelegt worden. Auch hier ist neben den Wundern der Technik das liebliche Radaunetal zu erwähnen, ein beliebter Ausflugsort der Danziger.

Weiter im Südwesten ist der Marienseе zu nennen, dessen weite Ausdehnung die abwechslungsreichsten Spaziergänge ermöglicht. Nördlich von Bölkau liegt der waldumsäumte, stimmungsvolle Ottominer See.

Je mehr wir uns der Stadt nähern, um so reicher werden die Dörfer und Ortschaften, die teils an bewaldeten Höhen und auf Hügeln liegen. Unvergeßlich für jeden Besucher sind die weiten Ausblicke vom Hagels- und Bischofsberg. Dorthin unternimmt der Danziger im Sommer seine Nachmittagsspaziergänge. Von Hochstrieß und Pietzkendorf aus erstreckt sich dann nach Norden ein hügeliges, reichbewaldetes Gelände, in dem Goldkrug, Freudental, Strauchmühle, Grenzlau, der Große Stern und das Bergschlößchen liegen, um nur einige der schönsten und charakteristischsten Punkte zu nennen.

Der Höhepunkt aber ist und bleibt die Danziger Bucht. Sie erstreckt sich in ihrem zu jeder Jahreszeit wechselnden Farbenreichtum bis nach Hela und erquickt immer wieder Auge und Herz. Bald ist es der weite, weiße, lang sich ausdehnende Strand mit seinen Dünen und Hügeln, der uns erfreut, bald die schluchtenreichen Waldungen, die bis an die Küste heranführen, bald die steilen Ufer, die nur noch einen schmalen Gang zum Wandern übrig lassen. Wohin wir aber unsere Schritte lenken, wohin sich unsere Augen wenden, — wir werden ergriffen von dieser Fülle des landschaftlichen Reichtums, der uns stets von neuem überrascht.

Wie das Grün aus der Erde hervorsprießt, so ist auch der Frühling ins Meer hineingetaucht und hat lang schlummernde Farben über das Wasser gebreitet. Der Himmel spiegelt sich wider, die Strahlen der Sonne bilden silberne Brücken, der dunkle Grund hat grüne Farben geboren. Eine ewig wechselnde Farbensinfonie, die sich mit dem Himmel

Im Hof des Klosters Oliva

Nach einer Originalzeichnung von Ragimund Reimesch

in inniger Harmonie verbindet. Wir denken an südländische Pracht, die uns vom ewig blauen Himmel erzählt.

Die klare Frühlingsluft gibt weite Sicht, so daß man dem weißen Bogen der Bucht bis zum Leuchtturm von Hela folgen kann. Als trotziger Posten steht noch unbewegt an der ins Meer hineinragenden Zunge der Westerplatte der alte Leuchtturm, der erste Gruß für heimkehrende und einfahrende Schiffe. Ab und zu blitzen helle Streifen auf. Es ist, als ob die fluggewandten Möwen mit ihren klugen und scharfen Augen uns zeigen wollen, wie armselig die Kunst der Menschen ist, die Luft zu beherrschen. Stark und sicher durchschneiden sie das in Sonne getauchte Frühlingswehen.

Ob wir nun in Brösen, dem kleinen, stimmungsvollen Fischerdorf Glettkau oder im internationalen Weltbad Zoppot weilen — jedes in seiner Art hat landschaftliche Reize und Schönheiten und einen im Sommer von freudigen Menschen erfüllten Strand. Die Orte sind durch eine herrliche Strandpromenade miteinander verbunden.

Der Ausbau des Bades Zoppot erfolgt zielsicher und planmäßig. Schon aus der Ferne grüßt von der See aus das große Kasinohotel, das größte an der Ostsee. Von Tatkraft zeugte die weitere Verlängerung des Seesteges mit dem Ausbau eines Segelhafens. Die Erweiterung des Kurgartens kommt hinzu. Die erheblichen Mittel wären wohl kaum aufzubringen, wenn nicht der im Sommer und Winter sehr gut besuchte Spielklub erhebliche Summen abwerfen würde. Es ist bemerkenswert, daß von den Besuchern nur 2% Danziger sind.

Im Frühjahr schon entwickelt sich ein reges Leben für die Zoppoter Waldoper, die das größte künstlerische Ereignis des Ostens im Sommer ist. In den letzten Jahren wurden Wagneropern unter der Leitung von Max von Schillings und Hermann Merz gegeben. Die Waldoper ist eine Volksbewegung geworden. In den Tagen der Aufführungen wallfahren zu der schön gelegenen Waldlichtung Tausende von begeisterungsfähigen Menschen. Es ist ein unvergeßliches Erlebnis, wenn bei Beteiligung der ersten Wagnersänger von der Abenddämmerung bis in die Nacht hinein die Klänge und Melodien ertönen, die eine große Zuhörerschar mit tiefer Andacht erfüllen.

Stolzenfels und der frühere Sommersitz des Kronprinzenpaares haben die schönste Lage, die man sich vorstellen kann. Alles aber überragt in dieser Gegend das hochgelegene Bergschlößchen das jetzt an der Grenze des Freistaatgebietes liegt. Hier genießen wir eine herrliche

Stunde der Ruhe. Hinter hohen Glasfenstern bietet sich ein abwechslungsreiches Bild nach allen Seiten. Ob die Augen nach Adlershorst, zur lang gestreckten Halbinsel Hela oder über Zoppot nach Danzig und Neufahrwasser wandern, — es ist uns, als ob wir erhoben sind und hier noch einmal die ganze Fülle des Erlebten nachempfinden. Schon häufiger erfreute uns der Anblick der Segelboote und Yachten, die ihren Weg nach Hela suchen. Haben sich die Boote, die sich näher zusammenfanden, um unsertwillen so schön gepaart und in Reihen gegliedert? Der leichte Wind, der sich aufgetan hat, beflügelt ihre Seelen, und wir freuen uns am Anblick der schönen stolzen Meeresreiter, die so leicht die Wellen durchschneiden.

Wenn nun der Afrikaforscher Dr. Colin Roß, der in der Ufa in Danzig an Hand seiner Bilder über „Die erwachende Sphinx" sprach, seine Ausführungen damit schloß, daß er auf seinen vielen und großen Reisen Überraschungen nicht mehr erwartet und von Danzig doch aufs Höchste überrascht sei, so sagt dieses Urteil mehr als viele Worte. Colin Roß sagte: „Wenn Sie von meinen Bildern und Erklärungen alle so erfreut und begeistert sind, wie ich von dieser Stadt und ihrer Umgebung, dann werden wir uns sicherlich sehr gut verstehen." —

Als die Perle des Freistaates bezeichnet der Danziger nicht ohne Berechtigung das schöne Oliva, dessen Klosterkirche kürzlich ihr 750 jähriges Jubiläum feiern durfte. Alexander von Humboldt hat auf seinen ausgedehnten Reisen 1841 Oliva den drittschönsten Ort der Welt genannt.

Der Ort Oliva — auch bekannt durch den Friedensschluß von Oliva am 3. Mai 1660 — bildete sich um das berühmte Kloster und den schönen Park, in dem später das noch recht gut erhaltene Rokokoschloß 1750 erbaut wurde, jetzt Zwecken des neu begründeten Landesmuseums dienend. Früher zog sich der Wald von hier aus bis zum Strande nach Glettkau. Unwirtliche Gegenden wurden von den Zisterziensern kultiviert und christianisiert. So gestaltete sich immer mehr ein schön gelegener Erholungsort, den auch Joseph von Eichendorff von seinem Sommersitz Silberhammer aus häufig besuchte. Prächtige Ausflugsorte mit schön gelegenen Gutshäusern liegen im Ernst- und Schwabental, an der Strauchmühle und im Freudental. Bewaldete Hügel, von Laub- und Tannenwald umgebene, einsam grünende Täler, hohe Berge mit herrlichen Blicken aufs Meer bieten den Bewohnern und Besuchern eine Fülle von Schönheit.

Alles in allem: kaum eine Gegend in der Welt kann den Vergleich mit der landschaftlichen Schönheit und Vielseitigkeit — Meer, Wald und Berge — des leider vom Mutterland abgetrennten, aber ihm innig verbundenen Freistaates Danzig aufnehmen.

Frühlingsabend in Oliva.

Von Bruno Pompecki.

Eben steigt die Sonne hinter dem Karlsberg, dem Luginsland Olivas, in ihr goldstrahlendes Wolkengrab .... Letzte Lichter spielen über den Waldabhängen an den Pelonker Höfen. Bald liegen sie in blauen, duftigen Schleiern. Leiser, bläulicher Hauch kräuselt empor. Ein Bild des Friedens! Das Auge erlebt Farbenwunder. Noch einmal leuchtet das Rot der Dächer der den Höfen vorgelagerten Häuser grell auf. Vom lichtzarten Westhimmel hebt sich die goldumglitzerte Kirchturmspitze als graziöse Silhouette ab. In grüner Parade stehen die abendluftumschmeichelten Linden. Auf einem Bänkchen vor dem Hospital sitzt sinnend eine Alte .... Ein wohliger Duft weht von dem prächtig stehenden Feld ... Aus dem Park klingen müde Vogelstimmen. Fast blendend leuchtet das Grün des kleinen Rasenteppichs ... Über die alten Baumwipfel lugen die zierlichen Türmchen der Kirche ... Aus einem geöffneten Fenster weht die Melancholie eines Harmoniums .... Über das freie Feld streicht der weiche, melodiöse, aus einem Fenster von einem Horn geblasene „Gruß an Sorrent" herüber .... Die Wälder lauschen. Echt Eichendorff'sche Romantik! Ein paar verspätet irrende Schwalben. Schatten senken sich. Es wird immer ruhiger und ruhiger. Im Süden über die fernen Hügelkuppen steigt wie eine rote Ampel der Mond empor .... Bald flimmern die Straßen im magischen Licht .... Ganz selten klingt irgendwoher ein Schritt. Leiser und feiner sind die Konturen der Pelonker Berge geworden. Nun dunkeln sie im tiefsten Schwarz. Nebel wallt ... Von einem der Höfe klingt Hundegebell. So gehen die Stunden dahin, von fernen, windverwehten Abendstimmen hin und wieder unterbrochen. Dann kommt von den Wäldern her der leise, süße Atem der Frühlingsnacht ... In tiefem Blau wölbt sich die weite Himmelskuppel über den schlafenden Ort. Hoch oben blinkt ein einziger winziger Stern. Du siehst zu ihm auf. Träumt jetzt ein fernes Herz von dir ....?

Die Gründung des Klosters Oliva.

Von Dr. Erich Keyser.

Unter den Ereignissen der Danziger Vergangenheit weist keines auf einen früheren, festbestimmten Zeitpunkt hin als die Gründung des Klosters Oliva. Die Urkunde, die über jenen Vorgang berichtet, ist die älteste, die uns über die Geschichte des Weichsellandes erhalten ist. Sie wurde am 18. März 1178 von dem damaligen Fürsten von Danzig, Sambor, ausgestellt.

Zu jener Zeit sah das Danziger Land bereits auf eine lange Geschichte zurück. Goten und Rugier und andere ostgermanische Völkerschaften hatten einst in ihm gesiedelt. Am Ende des ersten nachchristlichen Jahrhunderts waren wendische Stämme ihnen gefolgt. Es waren die Vorfahren der heutigen Kaschuben, die sich selbst Pommeranen nannten. Von ihren germanischen Vorgängern scheinen sie außer anderen Ortsnamen auch die Bezeichnung für den Gau Danzig übernommen zu haben. Vielleicht gingen auch die ältesten Grenzen des wendischen Fürstentums Danzig auf einen staatlichen Bezirk der germanischen Könige zurück. Das Christentum wurde zuerst durch den Heiligen Adalbert um das Jahr 1000 in dieser Gegend verkündet. Aber es faßte damals noch keine feste Wurzel. Erst am Anfang des 12. Jahrhunderts finden sich die ersten Anzeichen für die Einrichtung einer christlichen Kirchenverfassung. Sie schloß sich an den Danziger Burgbezirk an, über den die Vorfahren Sambors geboten. Zu den ältesten der einheimischen Gotteshäuser ist die unweit der Burg Danzig gelegene St. Katharinenkirche zu rechnen. Ihre Stiftung wird auf den Vater Sambors, Fürst Subislaus, zurückgeführt.

Trotz dieser vereinzelten Ansätze einer politischen und kirchlichen Ordnung im Mündungsgebiet der Weichsel standen die wichtigsten Veränderungen damals noch bevor. Sie knüpften an die Handelsbeziehungen an, die seit alters über Pommern und über die See hinweg zu Deutschland und Dänemark bestanden. Schon zur Zeit Adalberts waren deutsche Kaufleute zur Weichsel vorgedrungen. Die Versuche Polens, die Meeresküste zu erobern, haben dann lange den Handel gelähmt. Erst seit der Mitte des 12. Jahrhunderts war der Zug des deutschen Volkes nach dem Osten nicht mehr aufzuhalten. Bauern und Bürger, Ritter und Geistliche drängten ostwärts, um der Übervölkerung des Mutterlandes zu entrinnen und ein neues Feld emsigster Betätigungen sich zu erschaffen. Wirtschaftliche, politische und ideelle Gesichtspunkte waren

dabei innig verbunden. Handel und Mission schlugen gemeinsame Pfade ein.

So kam es, daß die Gründung des ersten deutschen Klosters in Oliva und die Errichtung der ersten deutschen Kaufmannssiedlung in Danzig in engem Zusammenhang erfolgten. Die Bedeutung der Gründungsurkunde Olivas vom 18. März 1178 besteht unter anderem gerade darin, daß sie auf die vorausgegangene Geschichte Danzigs und Olivas ein erstes Licht wirft. In Danzig hatte damals in der Burg am Mottlaukai der Fürst von Danzig seinen Sitz. Mehrere Persönlichkeiten aus dem heimischen Landadel, ein Herr Grimislaus, Gnezota und sein Bruder Martin, Zulis, Stropha und der Kämmerer Heinrich standen dem Landesherrn zur Seite. Die Untertanen waren ihm zu Dienstleistungen und Heeresfolge verpflichtet. Sie hatten von ihrem Fischfang und Vieh den Zehnten zu entrichten.

Außer der Landwirtschaft war auch der Handel bereits entwickelt. Auf der Stelle des späteren Langenmarktes waren Buden zum Verkauf der seewärts eingeführten Waren erbaut. Am Koggentor legten die Schiffe zum Laden und Löschen an. Dort war eine Landebrücke errichtet, deren Unterhaltung dem Kloster Oliva übertragen wurde. Es war bekannt, daß die Zisterzienser Mönche über hervorragend geschulte Techniker verfügten. Dafür erhielten sie einen Anteil an den Zolleinnahmen. Da auch der Seehandel in deutscher Hand lag, war somit die Entwicklung Danzigs in doppeltem Sinne der Tüchtigkeit der deutschen Einwanderer anvertraut.

In Oliva selbst waren die Mönche im Jahre 1178 schon seit einigen Jahren heimisch. Bald nach der Gründung des Mutterklosters Kolbatz bei Stettin 1173 dürften die ersten Zisterzienser in das Danziger Kloster gekommen sein. Sie mögen sich um 1175 in Oliva niedergelassen haben, um zunächst durch eigenen Augenschein die Verhältnisse im fernen Ostlande zu erkunden. Erst nachdem durch eingehende Verhandlungen mit dem Landesherrn das künftige Gedeihen des Klosters sichergestellt war, wurde seine Begründung endgültig beschlossen. Das Ergebnis dieser Vereinbarungen wurde zwischen dem Fürsten Sambor und dem Abt Eberhard von Kolbatz im Beisein des Priesters Heinrich und Hermann in der genannten Urkunde zusammengefaßt. Außer dem Klosterorte Oliva erhielten die Mönche sechs weitere Dörfer in seiner Nachbarschaft, ferner Fischereirechte bei Putzig und im Weichseldelta, sowie im Frischen Haff und in der See. Der Fang von Heringen, Stören und Lachsen wurde als besonders wichtig hervorgehoben. Auch waren den Mönchen

eigene Schiffe zu Handelsfahrten zugestanden. Mehrere Mühlen sollten am Strießbach erbaut werden.

Nachdem in dieser Weise die wirtschaftlichen Voraussetzungen für den Unterhalt des Klosters geregelt waren, konnte die Arbeit in der Seelsorge aufgenommen werden. In den nächsten Jahren mögen die notwendigsten Gebäude errichtet und ein Plan für die Bewirtschaftung der Klostergüter entworfen sein. Im Sommer 1186 konnte der Konvent, der ebenfalls aus Kolbatz kam, in Oliva seinen Einzug halten. Am 2. Juli 1186 wurde die volle Tätigkeit des Klosters eröffnet.

Trotzdem verbleibt dem 18. März 1178 seine ausschlaggebende Bedeutung für die Geschichte Olivas, Danzigs und des ganzen Weichsellandes. Das deutsche Kloster Oliva, die deutsche Stadt Danzig und die deutsche Kultur und Kirche des Weichsellandes nahmen an jenem Tage ihren Anfang. Eine neue Zeit zog herauf.

Oliva hat eine ganz besondere Eigenart und Anziehungskraft erlangt durch seine vielfachen Beziehungen zur Geschichte, und wer den Zauber Olivas auf sich einwirken läßt, dem wird es dabei auch zur Erkenntnis werden, daß hier geschichtliche Luft weht. Am 3. Mai 1928 waren 268 Jahre verstrichen, seit in unserm sonst so stillen Oliva ein unheilvoller Krieg durch einen segensreichen Frieden beschlossen wurde. Ein Krieg, der nach dem schrecklichen 1648 beendeten dreißigjährigen blutigen Kriege noch einmal den ganzen Osten und Norden Europas in hellen Aufruhr versetzte und der auch für unsere Gegend eine schwere Heimsuchung bedeutete. Der Friede zu Oliva ist der Markstein in der Entwicklung deutscher Geschichte, bei dem die größere Selbständigkeit Deutschlands beginnt, da durch ihn der preußisch-brandenburgische Staat auch in seinem östlichen Teil vom Auslande frei wurde. Der Friede von Oliva brachte die Verschmelzung der Ostprovinzen, der Ordensländer mit der Mark Brandenburg und dem späteren Königreich Preußen.

Dem französischen Vermittler Antoine de Lumbres, der in dem von Mönchen fast verlassenen Kloster Oliva Wohnung nahm, glückte es, die ungeheuer schwierigen Verhandlungen nach vier Monaten zu einem Abschluß zu bringen. Beschleunigt wurden diese durch den plötzlichen Tod Karl Gustavs von Schweden am 23. Februar 1660. Die gemeinsamen Verhandlungen wurden am 23. März in Oliva eröffnet. Jede Partei erhielt in dem Kloster ihre besonderen Gemächer angewiesen. Die Forderungen der Schweden und Polen schienen wiederholt die Friedensaussichten zu zerstören, aber immer wieder gelang es Lumbres, die Ge-

müter zu besänftigen und sie für den Frieden zugänglicher zu machen. Bei den Unterhandlungen zeichnete sich auch der Vertreter Brandenburgs, Joh. von Hoverbecke, aus, der auf dem Danziger Gymnasium erzogen war. Endlich, in der Nacht vom 3. zum 4. Mai 1660, konnte der Vermittler auf dem Kreuzgange des Klosters den Gesandten von Schweden und den von Polen empfangen. In der Kirche erschallte ein feierliches Tedeum, Kanonendonner ertönte, Trompeter trugen die freudige Botschaft nach Danzig, und hier füllten sich die Kirchen noch in der Nacht, und es ertönten Danklieder für den Frieden. Die Friedensbedingungen wurden, wenn auch anfangs mit Zögern, erfüllt.

Es kam aber die Zeit, wo Oliva sich weiter zu dehnen suchte. Die Gasanstalt erwuchs jenseits der Bahn, und wo früher der Feldweg in die Einsamkeit führte, entstand ein kleines Villenviertel, das sich jedoch in der Nähe der Bahn hielt.

Die im Jahre 1907 erfolgte Eingemeindung Glettkaus nach Oliva hatte, gefördert durch die elektrische Straßenbahnverbindung, beide Orte in engeren Zusammenhang gebracht. Kein Wunder, daß das Feldergebiet zwischen beiden Orten mehr und mehr zu Wohngelände und Gartenanlagen umgebildet wird, zumal Oliva mit Glettkau inzwischen in die Stadt Danzig aufgegangen ist und die Wohnungsnot überall nach baufähigem Gelände Ausschau halten läßt.

In allerneuester Zeit ist man zu diesen Zielen noch einen Schritt weiter gegangen. Eine Terraingesellschaft, von den Herren Kaufmann Friedrich Basner und den Bankdirektoren Bade und Kortüm ins Leben gerufen, hat von den Gebrüdern Czachowski in Oliva ein 130 Morgen großes Gelände, grenzend an den Kaisersteg, den zur Straße ausgebauten ehemaligen Fußsteg (wenn man von Oliva nach Glettkau geht, rechts, also südlich von ihm) erworben und zu Baustellen aufgeteilt.

Zweierlei ist dabei bemerkenswert und erfreulich. Einmal die Art der Aufschließung des Geländes selbst für den Bauzweck. Das Gelände liegt, wenn man im Schloßgarten in der großen Heckenallee mit der „Fürstlichen Aussicht“ steht, genau in der Achse dieser Aussicht. Schon einmal ist diese Aussicht in fast unbegreiflicher Achtlosigkeit schnöde verschandelt worden, sogar durch ein fiskalisches Gebäude, die an der Chaussee um die Jahrhundertwende erbaute Post. Durch geschickt angelegte Gesträuche ist der Störenfried dieser Aussicht, die ja durch den Wassergraben in der Allee den Eindruck erwecken will, als grenze das blauende Meer unmittelbar an den Park, etwas, wenn auch nicht völlig verdeckt worden. Aber drohend blieb das Gespenst,

daß weiter hinten die Häuser auftürmen könnten und die Aussicht völlig zerstören würden. Diese Gefahr ist jetzt durch die Aufteilung des Baugeländes der Terraingesellschaft endgültig beseitigt. Das Gelände wird in der genauen Achse von einem 50 Meter breiten Grünstreifen mit gärtnerischen Anlagen durchzogen werden, dessen Mitte eine 12 Meter breite Straße durchlaufen soll. Es ist die Straße, die schon jetzt den Namen „Fürstliche Aussicht" trägt.

Der andere erfreuliche Umstand ist die Planung eines 100 Morgen großen Stadtparkes rechts des Kaisersteges, zwischen Kaisersteg und der Seestraße, auf der die Elektrische nach Glettkau rollt. Oberbaurat Kießling hat einen Plan dafür entworfen. In diesen Plan ist der erlenbestandene Wasserlauf des Glettkaubaches mit den verschiedenen Teichen und Weihern mit einbezogen. Das wird sicherlich eine herrliche Anlage werden, die den Spaziergang von Oliva nach Glettkau zu einem köstlichen Vergnügen machen wird. Die Feldeinsamkeit, in der man einst von Oliva nach Glettkau wanderte, ist der Notwendigkeit des Wohnungsbaues gewichen. Durch die Parkanlagen wird man dafür reich entschädigt werden. Die Hauptfreude werden aber daran die benachbarten Siedler in dem neuen Wohnviertel Olivas rechts und links der „Fürstlichen Aussicht" haben.

Aus dem unveröffentlichten Nachlaß Bruno Pompeckis.

Alt-Oliva.

Eine kulturgeschichtliche Skizze.

Auszüge.

... Mit Danzigs Geschichte aber sind die Geschicke unseres alten, lieben, schönen Oliva fest verbunden und nicht zu trennen, und so wollen wir dann in einer Anzahl kulturhistorischer Bilder die Vergangenheit dieses ehrwürdigen Klosterortes an uns vorüberziehen lassen.

In dem landwirtschaftlichen Amphitheater der reizvollen Umgebung Danzigs ist Oliva mit seinen zahlreichen träumerischen Spaziergängen der Mittelpunkt. Da sieht man Park an Park, Garten an Garten, Villa an Villa, und drüben schäumt das blaue, weite Meer .... Hier konnte einst der damalige Regierungsrat Joseph von Eichendorff in Danzig die vielgesungenen Verse finden:

„O Täler weit, o Höhen!
O wunderschöner Wald!
Du meiner Lust und Wehen
Andächtger Aufenhalt."

* * *

... In der städtischen Gemäldegalerie zu Danzig sieht man einen solchen „Almosentag in Oliva" auf einem 1905 im Klostergang gemalten Bilde, einem Meisterstück der Lichtmalerei mit seiner klaren Komposition und reinen Farbe von dem Düsseldorfer Adolf Maennchen. (Schon seit Jahren zog es ihn mächtig nach Danzig zurück, wo er die schönsten Jahre seines Künstlerlebens verbracht hat. Nun wollte er eine längst geplante Übersiedlung verwirklichen. Von der Gemeindeverwaltung Oliva waren ihm auf seinen Antrag Arbeits- und Ausstellungsräume im Schloß überwiesen worden. Dort wollte er inmitten reicher malerischer Motive neue Werke schaffen. Auch beabsichtigte er die sehr zu begrüßende Gründung einer Künstlerkolonie in Oliva und eine Nutzbarmachung der Schloßräume zu einem ebenso willkommenen Heimatmuseum. Aber an dem Tage, an dem er nach monatelangen Hemmnissen infolge Streiks und Kommunistenaufstandes Danzig erreichen wollte, fiel er einem tödlichen Unfall auf der elektrischen Straßenbahn zum Opfer.) — Das gewöhnliche Getränk im Kloster war ein treffliches Klosterbier, aber an Sonn- und Feiertagen gab es Wein und der Weinverbrauch war kein geringer; denn im Kloster wurde eine große Gastfreundschaft geübt. Nie kamen polnische Könige und andere gekrönte Häupter in die Nähe Danzigs, ohne das so reizend gelegene schöne Kloster Oliva zu besuchen. Gelegentlich kamen auch Danziger Magistratsbeamte, die den guten Ungarwein zu rühmen wußten. Das Kloster hat vielleicht auch eine eigene Münze gehabt. Es besaß eine Buchdruckerei, man hat etwa fünfzig in Oliva gedruckte gelehrte Werke festgestellt. Die Finanzen des Klosters waren noch bis ins 18. Jahrhundert so gut, daß es an Danziger Bürger, ja sogar an das wohlhabende Danzig bedeutende Anleihen hergeben konnte ....

*

..... Ein farbenprächtiges Leben und Treiben herrschte in Oliva im Frühling am Fronleichnamsfest. Da strömten die Danziger in Mengen nach Oliva, um die feierliche Prozession anzusehen, wobei der Abt in seinem reichsten Schmuck erschien. Da konnte das Volk wieder den reich mit Gold gestickten Baldachin bewundern, dessen innere Seite den

Olivenbaum als Wappen des Klosters in dicker Goldstickerei darstellte. Die äußere Einfassung bildete ein feines Granatapfelmuster, ebenfalls in echter Goldstickerei. Die große Monstranz war so schwer, daß sie nur kräftige Mönche tragen konnten. So ging es unter dem Geläute der Glocken durch Oliva, wo zahlreiche Altäre auf der Straße erbaut waren, und wenn der Abt das Allerheiligste emporhob, dann donnerten die Klosterkanonen. Nach der Andacht bewirtete der Abt gastlich das Kloster sowie die zahlreichen Freunde, welche die hohe Feier nach Oliva geführt hatte. Aber eine noch gewaltigere Menschenmenge kam in Oliva zu den Prozessionen zusammen, die nach dem alten Brauch nach Neustadt führten, wo schon am Ende des 17. Jahrhunderts die Familie von Weiher einen Kalvarienberg angelegt hatte, jene Reihe von waldigen Anhöhen, auf denen in besonderen Kapellen und in einer Kirche die Leidensstationen Christi abgebildet waren. Sogar aus dem Ermland kam das Volk herbeigeströmt. Nach einem feierlichen Gottesdienst zog die ganze Gesellschaft singend und betend mit Fahnen, Bildern, Kränzen, mit Paukenschlag und Trompetenschall, geführt von Mönchen, die unterwegs an passenden Stellen, wo man sich lagerte, Predigten hielten, von Oliva ab.

*

..... Von den Landhäusern um Danzig waren die zwischen Strieß und Oliva gelegenen sieben Höfe in einer ausgezeichnet schönen Lage, an denen die alte Poststraße vorbeiführte, am bekanntesten und boten glänzende Beispiele der berühmten Danziger Gartenpflege. Früher war Pelonken ein Dorf namens Polane, das zum Kloster Oliva gehörte. Alle diese schönen Pelonker Herrensitze waren an Protestanten vergeben und wurden immer aufs neue an solche bestätigt; denn das nachbarliche Verhältnis zwischen dem katholischen Oliva und dem protestantischen Danzig war fast immer günstig gewesen. Religiöse Unduldsamkeit war den Menschen unbekannt; bei der Verleihung von Grundstücken kam der Religionsunterschied nicht in Betracht. Sämtliche Höfe, die einen geringen Zins an das Domänenamt Oliva lieferten, wurden unter dem Namen Polanca begriffen. Die Danziger verschönten die Gärten dieser ihrer Landsitze mit schmückenden Anlagen, neben ihnen befanden sich öfters kleine Meiereien. Der Wald war vollständig bewachsen und die Anlagen paradiesisch. Manches dieser sieben prächtigen Gartenhäuser war schloßartig; die Grundstücke befanden sich im besten Zustand. Breit gelagert, einfach, weiß getüncht, mit roten Mansardendächern fügten sie sich dem steigenden Gelände an. Sie hatten eine sehr interessante Lage, indem sie links meistens an kleinen Anbergen lagen und sich an

ein dickes wildes Gebüsch stützten. Die Gärten waren schön regelmäßig und auf holländische Art angelegt und blickten über die grünen Ebenen nach der See hinüber. Jeder dieser Gärten hatte seine eigenen Schönheiten. Die Aussicht von diesen mit herrlichen Buchen bestandenen Höhen, die zu den schönsten gehörten, die man weit und breit finden konnte, im Rücken der Gebäude nach der Danziger Reede hatten alle Höfe gemein. Die Gärten waren mit Anlagen verschönt. In den dunklen Laubgängen, wo hohe Orangeriebäume träumerisch im Mondlicht dufteten, leuchteten Statuen. Da sah man in den melancholischen Promenaden der Alleen unter dem Gerölle der Lindenallee allerlei Figuren: Faunhermen, Flora, Diana und die Jahreszeiten, auf Terassen geordnet und aus dem Gebüsch hervorschauend, wie es Chodowiecki dargestellt hat. Oft war der Garten von einem ziemlich breiten Graben umgeben, dessen stehendes Wasser mit Wasserlinsen wie mit einem grünsamtnen Teppich bedeckt war.

*

..... Im Schloßgarten sah man öfters den Fürstbischof mit seinem Freund, dem Danziger Regierungsrat Eichendorff, spazieren gehen, der wieder einmal von seinem nahe bei Oliva gelegenen Landhaus Silberhammer zu seinem geistlichen Freund herübergekommen war, um ihm von dem Fortschritt an seiner Novelle „Aus dem Leben eines Taugenichts“ zu erzählen. Eichendorff war 1821 nach Danzig übergesiedelt. Die an romantischen Naturbildern so gesegnete Umgebung von Danzig mußte den Dichter der Natur besonders anregen. Gern durchstreifte er mit Weib und Kind die Berge und Wälder bei Oliva, Jäschkental und Zoppot. Hier in den prächtigen Wäldern pflückte Eichendorff viele seiner ewig schönen Lieder. Mit Joseph von Hohenzollern kam er vielfach amtlich in regen Verkehr, aus dem bald eine herzliche Freundschaft erwuchs. Lag doch dem Bischof vor allem die Pflege des Kirchen- und Schulwesens sehr am Herzen, und so kam es, daß diese beiden geistig hochstehenden Männer für schöne und segensreiche Ideen gemeinsam arbeiteten. Josephus hielt sich meistens in der zu seinem Bistum gehörigen Abtei Oliva auf. Für ihn dichtete Eichendorff auf dessen Wunsch das noch heute viel gesungene Kirchenlied „O Maria, meine Liebe!“ Der Dichter lernte in diesem Sprossen des Hohenzollernhauses einen feingebildeten, geistvollen und wohlgesinnten Priester kennen, mit dem ihn bald dauernd feste Freundschaftsbande verknüpften, während der Bischof ihn sehr hoch schätzte und dieser Hochachtung auch wiederholt Ausdruck gab ....

*

..... Heute dehnt sich Oliva nach allen Richtungen hin aus und entwickelt sich zu einem klimatischen Kurort, wozu es durch seine geschützte Lage am Fuße und in den Tälern des bewaldeten Höhenzuges hervorragend geeignet ist. Längst ist Oliva auch in die Reihe der Ostseebäder eingerückt, und neue Ausblicke eröffnen sich für dieses Kleinod im Danziger Freistaat. Zahlreiche schöne Spaziergänge locken den Wanderer und Naturfreund: Schwabental in reizender Gegend, das herrliche Freudental, die trauliche Strauchmühle, der Weg am Fuße des Karlsberges, wo früher schneeweiße Leinwand zum Bleichen aufgespannt lag und der Gesang und das Schäkern der Mädchen mit ihren Gießkannen zum Gipfel heraufklang, von wo die prächtigste Aussicht erfreut; die schöne Bergwelt von Renneberg, der Weg am Olivaer Bach hinauf nach der Oberförsterei, Glettkau mit seinem sauberen Badestrand, Hochwasser mit schöner Aussicht und wundervollem alten Park, wo sich einst die Mönche verlustierten, und noch viele andere anmutige Punkte. Auch dem schönheitsfreudigen Auge des Malers hat Oliva stets eine Fülle dankbarer Motive geboten, und in den Kunstausstellungen in Danzig und Zoppot konnte man sich oft an liebevoll ausgeführten Bildern aus Olivas Landschaft erfreuen. Unser Oliva ist ein waldumrauschtes Idyll, so recht geschaffen für Einsamkeit und Stille, für Trost und Träumerei; hier wo man einst unter mächtigen Baumriesen an verträumten Weihern den rhythmischen Schlägen der Eisenhämmer gelauscht hat .... hier in den grünen Waldtälern fühlen wir uns der Seele eines Eichendorffs näher als irgendwo. „An dem waldgrünen Gestade bei Zoppot und Oliva wäre wohl auch ein naturfroher Zeitgenosse des Horaz am heiteren Sommertage der Schöpfung froh geworden, wenn er am klaren Bach den Spielen der Zicklein zuschaute oder am blütenschweren Rosenspalier des alten Schloßgartens die schönsten Blumen brach, um sie als leuchtende duftende Gabe in liebe, weiße Hände zu legen.“ „Die Bergwälder der Olivaer Forsten bilden einen echten, rechten Stadtpark all der Siedlungen, die sich von Langfuhr bis Zoppot an dem grünen Hang des pommerellischen Hochlandes entlang ziehen. Labyrinthisch verschlungene Talgründe wechseln mit freien Höhen, von denen der Blick immer wieder den Weg zur blauen Meerflut findet.“ „Die blanken Mühlweiher im Schwaben- und Freudental sind die alten geblieben, wenn auch ansehnliche Häuser neben den baufälligen Hütten von dazumal entstanden. Und derselbe blieb auch der Wald auf den Höhen. Wohl bemerkt das scharfe Auge eines Wanderers, dem die grünen Berge wohl vertraut sind wie sein Elternhaus, daß im Einzelnen vieles, sehr vieles

anders ward, daß Kiefernschonungen emporstreben, wo dereinst hochstämmige Buchen dämmerige Hallen bildeten, und daß dort ernste Fichtenhaine schatten, wo vor fast 40 Jahren die Goldammern auf den Spitzen mannshoher Weihnachtsbäume ihre friedvolle Weise sangen.“ „In Oliva sucht das Danziger Kind, das nach langer Wanderfahrt wieder den Weg zu dem alten Zisterzienserkloster gefunden hat, heute vergeblich den stillen Marktflecken, den ihm frohe Jugenderinnerungen zeigen. Noch vor fast 30 Jahren träumte an dem sonnigen Waldhang ein grünes Idyll, wie wir es im Odenwald an der Bergstraße häufiger finden. An stillen Wochentagen störte kein neugieriges Menschenkind die Strahlen der Morgensonne, wenn sie im Königlichen Garten die funkelnden Tautropfen von dufterfüllten Rosenkelchen küßten, und der verwilderte Obsthain in dem alten Klostergarten stimmte gar trefflich zu dem ganzen Gemälde. „Es war einmal,“ rauschten die alten Kastanien vor dem alten Schloß des Abtes. „Es war einmal,“ läuteten die Glocken der alten Kirche, und auch in den Gewölben des ehrwürdige Klosters herrschten die Geister der Vergangenheit. Heute übertönt die Hupe des Selbstfahrers den Klang der Vesperglocken; elektrische Straßenbahnwagen kommen und gehen, und vor dem Schwarm der Besucher sind alle Faune des verträumten Parkes schon längst in den stillen Wald geflohen.“ (Fritz Braun.) In den Olivaer Wäldern läßt die ozonreiche balsamische, kräftigende Luft die bedrückte Brust frei und wohlig atmen; hier können wir ausruhen von dem seelischen Leiden, das der Weltkrieg über uns gebracht hat, in unserem wundervollen Park, jenem romantischen Garten, den auch ich einst mit den Versen begrüßt habe:

Das Sonnengold fällt hell wie blonde Locken
Durch Busch und Baum und zartes Sommergrün,
Und durch den Glanz die alten Klosterglocken
Wie fromme Pilger ernst und langsam ziehn ....

Hell grüßt das Schloß zum Wald und goldnen Feld,
Und wie hier einst den Schwertern Rast beschieden:
Mit sich, dem lauten Leben und der Welt
Macht auch das Herz hier still und selig Frieden ....

Joseph von Eichendorff und Danzig.

Von Carl Lange.

Eine der Persönlichkeiten, die ihre Tätigkeit im deutschen Osten nur schweren Herzens begonnen haben, noch schwereren Herzens jedoch wieder verließen, war der schlesische Dichter Joseph von Eichendorff. Mit 33 Jahren trat Eichendorff Ende Januar 1821 sein Amt in Danzig an, um bei der Bearbeitung der katholischen Kirchen- und Schulangelegenheiten mitzuwirken. Bald wurde der Regierungsassessor Baron von Eichendorff durch eine Eingabe Schöns an den Minister Altenstein gemäß einer königlichen Kabinettsorder mit dem Charakter eines Regierungsrats als katholischer Rat beim Oberpräsidium förmlich angestellt.

Noch hatte der Osten schwer unter den Folgen des Krieges zu leiden. So bot die durch die Ordensritter- und Hansezeit gekennzeichnete Stadt dem für alle Schönheiten empfänglichen Dichter eine Fülle von Anregungen, die noch verstärkt wurden durch die Zahl der unvergeßlichen See- und Landschaftsbilder, die sich in der näheren und weiteren Umgebung dem Gedächtnis einprägten. Eichendorff wohnte in der Hauptverkehrsstraße Danzigs, in der Langgasse, die aber durch die große Tiefe der Häuser in der Nähe des Verkehrs die Möglichkeit stillen Beschauens gab und den Blick auf Giebel und Türme und das vielfach verworrene Gedränge der Dächergruppen schenkte. Einen Widerklang dieser Empfindungen gibt sein bekanntes Lied auf Danzig:

„Dunkle Giebel, hohe Fenster,
Türme tief aus Nebeln sehn,
Bleiche Statuen wie Gespenster
Lautlos an den Türen stehn.

Träumerisch der Mond drauf scheinet,
Dem die Stadt gar wohl gefällt,
Als läg zauberhaft versteinet
Drunten eine Märchenwelt.

Ringsher durch das tiefe Lauschen,
Über alle Häuser weit,
Nur des Meeres fernes Rauschen —
Wunderbare Einsamkeit.

Und der Türmer wie vor Jahren
Singet ein uraltes Lied:
„Wolle Gott den Schiffer wahren,
Der bei Nacht vorüberzieht.“

Seine schöne schlesische Heimat, das Schloß Lubowitz, mit den Erinnerungen an eine helle und glückliche Kinderzeit, legte in die Seele des Knaben den Sinn für die Liebe zur Natur, die bis zum späten Alter widerklingt und geheiligt ist durch eine tiefe Liebe zur Heimat. Das Schicksal, das ihn über Breslau in die Welt hinausführte zu den Universitäten Halle und Heidelberg, das ihn die drei Feldzüge als freiwilligen Jäger im preußischen Heer miterleben ließ, das seine Erfahrungen und Erkenntnisse durch Reisen und Freundschaften mit Dichtern und Künstlern bereicherte, vor allem durch die innige Freundschaft mit seinem Bruder Wilhelm, hatte es glücklich gefügt, Joseph von Eichendorff in die Ostmark zu „verschlagen“.

Vor mehr als hundert Jahren sehen wir Eichendorff durch die Olivaer und Zoppoter Wälder wandern, und in Silberhammer bei Langfuhr entstanden einige seiner bekanntesten Werke. Der sich immer inniger gestaltende Verkehr mit dem damaligen Oberpräsidenten Heinrich Theodor von Schön verband zwei so grundverschiedene Naturen bis in das späte Lebensalter in herzlicher Freundschaft. Eichendorffs Werk über die „Wiederherstellung der Marienburg“ war von fruchtbarsten Wirkungen für unsere östliche Heimat und gehört auch heute noch zu den wichtigen Quellenwerken. Sein die Gemüter aufrüttelndes Buch warb für den Gedanken der Marienburg.

Wenn wir das enge Zusammenarbeiten von Schön und Eichendorff betrachten, so dünkt es uns wie ein starker Mahnruf für die Gegenwart, daß lautere Gesinnung politische Gegensätze überbrücken kann, um das Gemeinsame in den Vordergrund zu stellen.

Auch der Fürstbischof von Ermland, Prinz Joseph von Hohenzollern, kam in einen freundschaftlichen Verkehr mit dem ihm wesensverwandten Dichter, der ihn häufig in seiner Abtei in Oliva aufsuchte. So erfreute ihn seine berufliche Tätigkeit in Danzig immer mehr. Die Freundschaft mit geistig hochstehenden Menschen, der Aufenthalt in herrlicher Gegend kamen zu einer befriedigenden Berufsarbeit hinzu, so daß der für alles Schöne empfängliche und begeisterte Dichter hier eine zweite Heimat fand. Es darf seine Freundschaft mit Kniewel nicht vergessen werden, der viele seiner Lieder in Musik gesetzt hat. Die Danziger Liedertafel gab dem Dichter manche wertvolle Anregung. Stunden un-

getrübten Glücks verbrachte Eichendorff auf seinem Sommersitz, den er für seine Familie fernab der Stadt in dem Landhaus Silberhammer bei Langfuhr wählte. Hier unter den mächtigen Bäumen des schönen Parks, im Schutz eines Hügels und mit dem Blick zu den Türmen der Stadt hinüber, zum Meer und der geschwungenen Linie der Danziger Bucht verfaßte er das dramatische Märchen „Krieg den Philistern“ und die Novelle „Aus dem Leben eines Taugenichts“, die zu den unvergeßlichen Werken Eichendorffs gehören.

Bei seinem späteren Aufenthalt in Königsberg und seiner schlesischen Heimat hat er oft der schönsten Jahre seines Lebens in Danzig gedacht. Einige der stimmungsvollsten Waldgedichte sind hier entstanden. So sind ihm und uns die Jahre seines Aufenthalts in Danzig und seiner herrlichen Umgebung zum Segen geworden.

Die Entwicklung des Danziger Stadtbildes.

Von Dr. Erich Keyser.

Die Umgebung von Danzig, dessen Geschichte zumeist fern von den Geschicken des alten deutschen Reiches verlaufen ist, darf den Ruhm für sich in Anspruch nehmen, zu den Landschaften zu gehören, in denen schon in frühester Zeit germanisches Volkstum und germanische Kultur Jahrtausende hindurch in unbestrittener Geltung gestanden haben. Denn schon aus der jüngeren Steinzeit weisen Bodenfunde auf den Anhöhen, welche die Stadt im Westen umgeben, auf uralte germanische Siedlungen hin. Auf dem leichtgewellten Rücken des pommerellischen Höhenzuges und in den fruchtbaren Tälern der Weichselniederung ist die Kultur der Ostgermanen erwachsen und im geschützten Winkel der Danziger Bucht sind um Christi Geburt die Goten gelandet, als sie von Skandinavien her ihre weltbewegenden Wanderungen antraten. Ob auch auf dem Gelände der heutigen Stadt schon germanische Wohnplätze vorhanden waren, wird wohl nie zu erweisen sein, da die späteren Bauten den Boden völlig umgestaltet haben.

Erst von dem Ende des ersten nachchristlichen Jahrtausends an ist hier eine fortdauernde Siedlung zu erkennen; nachdem kaschubische und preußische Fischer auf einer Kämpe an dem Mottlaufer, unweit ihrer Einmündung in die Weichsel, ein Fischerdorf angelegt hatten. Neben ihm errichteten im 12. Jahhundert die pommerellischen Herzöge, selbst aus kaschubischem Stamme, eine Burg und riefen in der Erkenntnis, daß

lediglich durch deutsche Einwanderung die Kultur ihres Landes gehoben werden könnte, deutsche Mönche, Bauern und Bürger herbei. Deutsche Kaufleute gründeten schon vor 1178 auf dem Boden des späteren Langenmarktes eine Marktsiedlung. Herzog Swantopolk verlieh ihr um 1224 deutsches Stadtrecht. Der Seelsorge der deutschen Gemeinde diente seit der Zeit um 1240 die St. Marienkirche. Das Gotteshaus für die nichtdeutsche Fischersiedlung war dagegen die ältere St. Katharinenkirche in der Nähe der Burg. Dort ließen sich im Jahre 1227 auch die Dominikanermönche nieder. Die politischen Unruhen des 13. Jahrhunderts hemmten jedoch die Entwicklung der jungen Stadt, die nur mit Mühe im Wettbewerb mit den im Schutze des Ordensstaates erblühenden Schwesterstädten Elbing und Thorn sich behaupten konnte.

Erst nachdem Danzig selbst im Jahre 1308 unter die Herrschaft des Deutschen Ritterordens gelangt war, begann eine Zeit friedlichen Aufschwunges in Handel und Gewerbe. Er lockte große Scharen deutscher Einwanderer aus Mittel- und Westdeutschland herbei und zwang deshalb zur Erweiterung der überkommenen Stadtanlagen. Schon im Anfang des 14. Jahrhunderts wurden die Wohnflächen der Stadt bis zur Mottlau ausgedehnt und auf ihrem rechten Ufer die ersten Speicher erbaut, die bisher nur in der inneren Stadt zu finden gewesen waren. Die Reste des Fischerdorfes wurden auf Veranlassung des Ordens im Hakelwerk zusammengefaßt. Speicherstadt und Wohnstadt begannen sich zu scheiden, kurze Zeit darauf entstand sogar ein ausgesprochenes Gewerbeviertel, als seit 1330 an dem vom Orden meilenweit nach Danzig geleiteten Radaunekanal zahlreiche Mühlenwerke errichtet wurden, deren bedeutendstes noch heute in der großen Mühle voll betriebsfähig erhalten geblieben ist. Kurz vor 1377 erwuchs aus diesen gewerblichen Anlagen und den sich an sie anlehnenden Siedlungen von Handwerkern und Arbeitern ein selbständiges Gemeinwesen, die Altstadt. Die Rechtstadt wurde dagegen seit 1343 mit einer neuen, starken Mauerbefestigung umgeben, deren Verlauf durch die Straßen Vorstädtischer Graben, Reitbahn, Kohlenmarkt, Holzmarkt und Altstädtischer Graben bezeichnet wird. Die Marienkirche wurde bedeutend vergrößert, der Artushof seit 1320 und das Rathaus seit 1379 von Meister Heinrich Ungeradin neu erbaut.

Gleichzeitig wurde auch das weite Gelände zwischen Rechtstadt und Hakelwerk der Besiedlung erschlossen. Zwischen 1345 und 1380 entstand hier ein weiterer Stadtteil, die Neustadt mit St. Johann. Auch nach Süden und Osten dehnte sich Danzig weithin aus, indem im letzten

Drittel des 14. Jahrhunderts Gartenplätze auf der Vorstadt um St. Peter und Paul und jenseits der Speicher auf Langgarten und Mattenbuden angelegt wurden. An den großen Landstraßen, die den Verkehr mit dem Hinterlande vermittelten, lagen vor den Toren die Hospitäler St. Gertrud, St. Barbara und Heilige Leichnam. In der inneren Stadt dienten das Heilige Geisthospital in der Rechtstadt und das Georgenhospital in der Altstadt der Pflege der Kranken, Alten und Armen. Neben dem Hakelwerk entstand ein Nonnenkloster zu Ehren der Heiligen Brigitta. Auf der Vorstadt ließen sich seit 1420 die Franziskaner nieder. So nahm die Stadt um 1400 mit etwa 16 000 Einwohnern schon weithin den Raum ein, auf dem sich bis zur Gegenwart ihre ruhmreiche Geschichte abgespielt hat.

Doch der Unternehmungslust des deutschen Bürgertums und des deutschen Ordens war damit noch keine Schranke gesetzt. Unmittelbar an der Weichsel wurde seit 1350 eine neue Stadt, die Jungstadt, gegründet. Da sie im besonderen Schutze des Landesherren stand und von den Bewohnern ihrer älteren Nachbarstädte als unangenehme Nebenbuhlerin empfunden ward, wurde sie von ihnen nach dem Abfall vom Orden im Jahre 1455 abgebrochen. Die dadurch notwendig werdende Umsiedlung ihrer Bevölkerung hatte die stärkere Bebauung der Altstadt und Rechtstadt zur Folge.

Der Reichtum, der Danzig aus dem Durchfuhrhandel von Holz und Getreide aus Polen und Rußland zuströmte, ermöglichte den Ausbau der schon zur Ordenszeit begonnenen öffentlichen Bauten. Der Artushof wurde nach einem Brand 1477—81 neu errichtet, als Klubhaus der vornehmen Georgenbrüderschaft die Georgshalle erbaut, die Mehrzahl der Danziger Kirchen erweitert und schließlich in jahrzehntelanger Arbeit der machtvolle Gewölbebau von St. Marien mit seinem trutzigen Turm 1502 seinem Ende entgegengeführt. Alle diese Bauwerke haben neben vielen zumeist leider inzwischen abgebrochenen mittelalterlichen Bürgerhäusern dem Stadtbilde das unzerstörbare Gepräge der norddeutschen Backsteingotik verliehen.

Der innere Aufbau der Stadt, die Straßenbilder werden dagegen durchweg von den schmuckhaften, reich verzierten Patrizierhäusern bestimmt, die von der Mitte des 16. bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts im Stil der niederländischen Renaissance entstanden. Es ist bemerkenswert, daß diese neue Bauweise in Danzig über See von Westen her ihren Einzug gehalten hat, während Polen von Italien her unmittelbar beeinflußt wurde. Auch dem gotischen Rathaus wurde damals 1560 durch

Dirk Daniels jener schlanke unvergleichliche Turm aufgesetzt, der seitdem als Wahrzeichen Danzigs gegolten hat. Langgasse und Langermarkt erhielten in dem an Stelle des alten Koggentores durch Hans Kramer 1568 erbauten Grünen Tor und dem Langgasser Tor durch Abraham von dem Blocke 1612 einen wirkungsvollen Abschluß. Inmitten der neuen Stadtumwallungen, die jetzt alle Stadtteile einheitlich umschlossen, vermittelte das Hohe Tor in schweren wuchtigen Formen den Zugang zu der allerorten prunkenden Stadt, deren Schiffe den Weg über Holland und England bis nach Spanien und Italien fanden und deren stolze, selbstbewußte Bürgerschaft es wagen durfte, den Königen von Polen, Dänemark und Schweden den Fehdehandschuh hinzuwerfen. Das von Antony von Obbergen 1602—05 errichtete Große Zeughaus erweist die gewaltigen Rüstungen, deren Danzig in jenen kriegdurchtobten Zeiten bedurfte, zu denen es aber auch durch die Opferbereitschaft seiner Bevölkerung und die Umsicht seiner regierenden Geschlechter befähigt war.

Die Wirren des 30jährigen Krieges, in denen Gustav Adolf Danzigs Neutralität bedrohte, veranlaßten die erneute Vergrößerung der Befestigungswerke. Die wurden nun auch auf die westlichen Anhöhen vor der Stadt, den Bischofsberg und den Hagelsberg, sowie das Gelände der Niederstadt ausgedehnt, deren Besiedlung seit 1630 in Angriff genommen ward. Mit dem Niedergang des Handels, den die fast ununterbrochenen schwedisch-polnischen Kriege mit sich brachten, begann der zuvor unerschöpfliche Reichtum zu schwinden; nur dürftige Nutzbauten konnten noch errichtet werden. Lediglich die von Bartel Ranisch 1678 bis 81 erbaute Königliche Kapelle und einige wenige Bürgerhäuser künden daher in Danzig von dem Wandel des Kunstgeschmacks im Sinne des Barocks und Rokoko. Unter ihnen verdient das Haus des Ratsherrn Uphagen in der Langgasse, das auch im Innern seine derzeitige Einrichtung wo nicht bewahrt, so doch wiedererhalten hat, besondere Beachtung, da es die nahezu fürstliche Haushaltung der altdanziger Patrizier in einzigartiger Weise zur Anschauung bringt.

Über alle diese Zeugen vergangener Herrlichkeit fegten im Anfang des 19. Jahrhunderts die Napoleonischen Kriege dahin. Zwei lange Monate währende Belagerungen in den Jahren 1807 und 1813 legten ganze Straßenzüge und den größten Teil der Speicher in Asche. Verarmt, entvölkert, vielfach baufällig kam die Stadt im Jahre 1814 unter die preußische Herrschaft zurück, unter der sie sich bereits von 1793 bis 1807 eines erneuten wirtschaftlichen und kulturellen Aufschwunges er-

freut hatte. Die Not der Zeit, aber auch viel künstlerischer Unverstand führten in den folgenden Jahrzehnten zum Abbruch zahlreicher alter Gebäude. Neben den meisten mittelalterlichen Bürgerhäusern, die sich noch bis dahin erhalten hatten, wurden das Dominikaner- und Brigittinerkloster niedergelegt. Das ehrwürdige Franziskanerkloster, seit den Tagen der Reformation der Sitz des berühmten Akademischen Gymnasiums, entging nur durch das Eingreifen Friedrich Wilhelms IV. dem gleichen Schicksal. Auch die Beischläge, eigentümliche Vorbauten, die vor der Hausfront in die Straßen hineinragten, mußten meistens den Forderungen des anwachsenden Verkehrs weichen. Die Geschäftshäuser und Verwaltungsgebäude, die seit 1870 neu errichtet wurden, waren dagegen kümmerliche Nachahmungen des „Danziger Stils", dem sie sich angeblich zur Erhaltung des alten Stadtbildes anpassen sollten. Die Niederlegung der Wälle in den Jahren 1895—97 beseitigte auch noch den Rahmen, der das alte Danzig markig und würdig eingeschlossen hatte.

Auf ihrem Grunde wurden jedoch neue Straßen und Stadtteile angelegt. Der Einfluß der 1904 eröffneten Technischen Hochschule machte sich bei den Neubauten der letzten Jahrzehnte in steigendem Maße geltend. Die Bestrebungen, dem Alten nicht Gleichartiges, aber Gleichwertiges an die Seite zu stellen, gewannen an Boden, sodaß Danzig sich anschickte, seiner großstädtischen Entwicklung entsprechend, auch ein modernes Gewand sich anzulegen. Einst durch Mauern und Wälle, einer Kulturinsel gleich, abgeschlossen, dehnte sich die Stadt jetzt mehr und mehr über die Landschaft aus. Durch Eingemeindung der Vororte wuchs das Stadtgebiet in den Jahren 1814—1914 von 389 auf 6246 Hektar an; die Bevölkerung erreichte das zweite Hunderttausend. Nachdem die Folgen des Weltkrieges und der politischen Umwälzungen, denen Danzig seit 1918 unterworfen wurde, überwunden waren, hat sich auch die Bautätigkeit erneut belebt. In den Vororten entstehen Einzelhäuser und Siedlungsbauten, in der alten Stadt werden unzweckmäßig gewordene Wohnhäuser zu Geschäftsgebäuden umgestaltet, wobei die alten Fassaden mit Sorgfalt und Liebe wiederhergestellt werden. Wenn die wirtschaftliche Zukunft der Freien Stadt die auf sie gesetzten Erwartungen erfüllt und Bauherren wie Baumeister bemüht bleiben, den Vorfahren gleich in Danzigs Bauten sein deutsches Wesen zu verkörpern, wird Danzig auch fortan als die schönste Stadt des deutschen Ostens den Fremden grüßen.

Robert Reinick.

Der Lieder- und Märchendichter.

Von Marie Schempp.

„Sei Mann im Leben,
Kind in der Natur."
Robert Reinick.

Ein Dichter der Jugend und ein Mann, der lebenslang sein Kinderherz bewahrte und aus der Reinheit seiner Gesinnung Gaben verschenkte, die dem deutschen Volke vom Ahn zum Enkel zur Freude gereichten.

Ein Sohn Danzigs, geboren am 22. Februar 1805, wuchs er auf in der alten Hafenstadt malerischem Stadtgepräge, dem das wechselnde bunte Bild der ankommenden und abfahrenden Schiffe noch extra Gedankenflüge gestattet und die Phantasie nach fernen Wanderungen verlockt. Gerade dem malerischen Artushof und Neptunsbrunnen gegenüber stand das Haus seines Vaters, eines wohlhabenden Tuchhändlers, dessen gestrenge Erziehung seinen Kindern nur an Sonntagen das Spielzeug herausgab und die junge Gesellschaft würdevoll in die schweren Stoffe der Restbestände seines Tuchlagers kleidete. — Trotzdem — der kleine Robert kannte keine Bedrückung, seine Sonnennatur hielt sich an all die seligen Freuden der Kindheit, die Blumen und Vögel und alle lieben Haustiere, die seinen lebhaften Geist mit ihrem Eigenleben erfüllten, ganz so, wie er sie später selbst in seinen Märchen beseelte.

Dazwischen hinein kamen wohl böse Zeiten, da der Franzosenfeind die Stadt jahrelang besetzt hielt und 1813 die Verbündeten ihre Tore berannten. Als dann der Frieden gefeiert war, entriß ihm der Tod zuerst die Mutter und nur wenige Jahre darauf auch den Vater. — Immer enger schloß sich der Verwaiste an die heimlichen Gefährten seiner inneren Welt an, die im kunstsinnigen Hause seines Pflegevaters, des Diakonus Blech zu Danzig, verständnisvolle Anregung fand, und mehr und mehr befestigte sich dadurch in ihm der Wunsch, Maler zu werden, so daß er 1825, nach bestandenem Maturitätsexamen, nach Berlin ging, um sich auf der Akademie und bei Begas zum Historienmaler auszubilden.

Der Kreis Kugler, Eichendorff, Grupper — letzterer gleichfalls ein Danziger —, und vor allem Chamisso, dessen Dichterruhm damals auf dem Höhepunkt stand, lockten auch Reinicks junges Talent ans Tages-

licht, so daß er, von Chamisso aufgefordert, sich an dessen „Deutschem Musenalmanach“ mit Beiträgen beteiligte. Zugleich entstand das „Liederbuch für deutsche Künstler“, das er gemeinschaftlich mit Kugler herausgab, nachdem er schon 1830 durch sein „Drei Umrisse nach Holzschnitten von Dürer“ sich dichterisch bekannt gemacht hatte. Das erstere mag das klassische Liederbuch aller feuchtfröhlichen Künstlergemeinden genannt werden, in welchem klingender Reim einen Codex der Fröhlichkeit aufstellt und die Eigenart Reinick'scher Muse — Heiterkeit des Lebens und Liebe zur Natur —, mit Frische und Empfindung vorgetragen, charakteristisch zutage tritt. Der Aufenthalt in Düsseldorf, wohin Reinick 1831 sich an die von Schadow neu gegründete Malerakademie begab, brachte ihn neuerdings mit einer Gruppe feingebildeter Künstler zusammen, wie Immermann, Felix Mendelssohn, Kunsthistoriker Schnaase, ebenfalls Danziger, Rethel und C. F. Lessing, die, obwohl schon in dem gewissen Ausklang der romantischen Periode stehend, doch noch genügend Genialität besaßen, um in ihrem Zirkel die Ideale dieser künstlerischen Bewegung weiter zu pflegen. —

Für Reinicks Werdegang wurde diese Zeit rheinischen Lebens zur Quelle besonders glücklicher Schaffenslust. Hier strömte der Kelch, den die Muse ihm füllte, über von fröhlichen Gesängen, Liebes- und Wanderliedern, die gesammelt als „Lieder eines Malers“ einen anmutigen Strauß poesieerfüllter Dichtungen darboten. Dieselben erhielten noch einen weiteren Reiz durch die beigefügten Originalradierungen der Düsseldorfer Malerfreunde, wie A. Achenbach, Bendemann, C. F. Lessing, Alfred Rethel u. a., deren sinnvolle Romantik deutsches Gemütsleben aufs Anziehendste bekundete. —

Robert Reinicks Liederkunst, das Leichte, Gefällige und Innigzarte seiner Ausdrucksweise kam hierbei glänzend zur Geltung und offenbarte das Liebenswürdige seines Naturells, das sich dem Lyrischen weit mehr zuneigte denn dem Pathetisch-Dramatischen anderer Zeitdichter, wie z. B. Hölty und E. T. A. Hoffmann, von denen er wohl, sie bewundernd, beeinflußt, jedoch nicht in gleiche Bahn gedrängt wurde. Liebe, Freundschaft und Wanderlust sind der Ideenkranz, um den sich der Empfindungen lichtes Band schlingt. Er selbst singt einmal, seine Richtung bezeichnend:

„Doch wollt' ein Schmerzenslied mir nie gelingen,
Das Chaos nie zum Singen sich gestalten,
Des Hasses wilddämonische Gestalten
Zum Liederreigen konnt' ich sie nicht zwingen.“

Stattdessen begrüßt uns gleich zu Anfang des Buches sein liebliches „Schneeglöckchen tut läuten", das die Frühlingsmelodie selbst ist, und das später von Schumann komponierte „O Sonnenschein, o Sonnenschein, wie scheinst du mir ins Herz hinein", dessen ungekünstelte Reimfrische glücklichsten Seelenfrieden verrät. Und nicht weit von diesen Liedern sein „Sonntags am Rhein", das in jeder Schulfibel stehen müßte, weil es in der Anschaulichkeit seiner freundlichen Bilder die deutsche Heimat oder, wie Reinick sich ausdrückt, „das fromme deutsche Vaterland" besingt und die Stimmung eines Sonntagsmorgens, wie sie sein soll, andächtig, froh und dankbar, vermittelt.

Gerade unsere jetzige Gegenwart braucht solche Stimmungsgedichte, die das Sichere und Unbekümmerte und vor allem den Glauben an die lichten Seiten des Daseins predigen. Denn die Zuversicht eines reinen Herzens wird nie ihren Eindruck verfehlen und für ihre Erkenntnis stets neue Jünger werben. So sehen wir in Robert Reinick den Apostel und Verkünder der Gottes Güte vertrauenden Weltanschauung, die ihre reinsten Freuden in der Schönheit der Schöpfung und den Gaben des Gemüts, als da sind Wärme der Empfindung und Innigkeit der Betrachtung, sucht und findet.

Leider wurde die harmonische Zeit im Düsseldorfer Kreise durch Reinicks Erkrankung jäh unterbrochen, die ihn bei seiner ohnehin zarten Natur nötigte, einen dreijährigen Aufenthalt in Italien zu nehmen. Auch hatte sich ein altes Augenleiden durch das Kupferstechen und Malen von neuem verschlimmert und zwang ihn, für einige Zeit die Palette aus der Hand zu legen. Aus der Düsseldorfer Periode stammen jedoch noch seine beiden großen Gemälde „Hagar in der Wüste" und „Rahel und Jakob am Brunnen". — Für den Maler und Dichter brachte aber der Aufenthalt in der ewigen Stadt im Kreise der deutschen Künstlergemeinde vielfache Anregung und Vorteile. Nur sein körperlicher Zustand erfuhr keinerlei Besserung, und erst der alten Danziger Heimat war es vergönnt, ihm durch die Bäder in Zoppot völlige Genesung zu bringen.

Als neu Gesundeter vermählte er sich 1844 in seiner Vaterstadt mit einer Tochter seiner älteren Stiefschwester, Marianne Berendt, die ein stilles, feines Geschöpf, wie geschaffen war, dem sinnigen Malerpoeten Lebensgefährtin zu sein. In Dresden, wo das junge Paar Wohnung nahm, wußte Reinicke sehr bald, wie überall zuvor, durch seine geselligen Talente und persönliche Liebenswürdigkeit einen frohen Kreis noch froher zu gestalten. Zu den damaligen Freunden zählten wiederum

namhafte Künstler, wie Ludwig Richter, Hübner, Rietschel, Bendemann und Berthold Auerbach.

Er selbst griff abwechselnd zu Pinsel und Feder und vollendete 1846 sein großes Bild „Der erzählende Pilger". Jedoch sein liebstes Talent blieb doch die Dichtkunst, und es erschien 1844 wiederum ein neues Liederbuch poetischer Bilder und Empfindungen, denen gewandte Verssprache und Natürlichkeit Klang und Reiz verliehen. Auch verfaßte er im folgenden Jahre den Text zu Ferdinand Hillers Oper „Konradin, der letzte Hohenstaufe", die in Dresden aufgeführt wurde. Mit seinem „Illustrierten ABC-Buch für große und kleine Kinder" (1845) eröffnete er die Reihe von Märchen und Erzählungen, die für ein Kindergemüt allerliebste Eindrücke vermitteln und dem Verfasser selbst das feinste Lob ausstellen. Reinick blieb stets der sinnige Dichter, der auf die Lichtseiten des Lebens eingestellt ist und sich sein eigenes Reich schafft. Mitten im Revolutionsjahr 1848 erschien sein Märchen „Die Wurzelprinzessin", das wohl unter dem Einfluß E. T. A. Hoffmanns stand, jedoch ohne dabei wie jener in die ebenso geniale wie groteske Gespenstermalerei zu verfallen. Denn Reinicks Doktrin bleibt stets einfach und trotz allem Schwung der Phantasie der Wirklichkeit zugeneigt.

Seit 1849 war Reinick auch der Herausgeber des „Deutschen Jugendkalenders", sodann stammt eine Übersetzung von Hebels „Alemannischen Gedichten" ins Hochdeutsche von ihm. Eine glückliche Begabung und Neigung führte ihn zu den Kleinen, die ihm in der kinderlos gebliebenen Ehe doppelt ans Herz gewachsen waren, so daß er während der letzten Jahre seines früh vollendeten Lebens sich vollständig ihnen widmete.

Über diesen letzten Abschnitt seiner Erdentage erzählte sein Freund Theobald von Oer: „Reinick verlebte ihn fast ohne äußere Störungen in friedlicher Stille, aber desto reicher an tiefgefühlten Freuden einer glücklichen Häuslichkeit reich an Früchten einer ununterbrochenen Tätigkeit. Robert Reinick liebte sein Vaterland treu und wahr und er feierte die Innigkeit deutschen Lebens und die alte Herrlichkeit, Kraft und Größe des deutschen Vaterlandes in begeisterten Liedern."

Deshalb gehört er auch in die Reihen jener, die uns heute doppelt wert sein müssen, weil sie mit an dem Bau „Deutschtum" wirkten, ihn groß und mächtig werden sahen und seine Bedeutung hoch hielten und überall verkündeten. — Die Gegenwart kann nicht genug solcher Männer ehren und ihr Andenken stets von neuem wachrufen, zur Förderung

Phot. Ilse Macholz

St. Nicolai um 1858

Nach einer Originalradierung von Prof. Joh. Carl Schultz

des deutschen Selbstbewußtseins, als Schutzwall gegen alle fremden Einflüsse und Unterjochungspolitik.

Reinicks Liederkunst — ohne je politisch zu sein — mit Ausnahme der Begleitverse zu Alfred Rethels „Totentanz“ — gehört trotz ihrer lyrischen Note in die deutschen Gesänge, die germanisches Wesen vertreten und hervorheben. Und wenn er in seinem Gedicht „Deutscher Rat“ den Vers mit den Worten beginnt: „Vor allem Eins, mein Kind: Sei treu und wahr“, so wendet er sich an die deutsche Jugend, welcher in diesen beiden Begriffen die Tradition des Deutschtums ans Herz gelegt wird.

Die schöne Mahnung war ein Vermächtnis, — denn das „Märchen-, Lieder- und Geschichtenbuch“, dessen Eingangsseite es schmückt, erschien erst nach dem Tode des Dichters. Er selbst war schon zuvor, am 7. Februar 1852, einem neuen Ausbruch seines Leidens erlegen. —

Dieser dichterische Nachlaß aber ist es, der uns noch besonders innig an seinen Schöpfer knüpft, da es ihn zu jenen Freunden der Kindheit gesellt, die uns unvergeßlich bleiben, weil sie uns Eindrücke vermittelten, die in das geheimnisvolle Reich der Phantasie einführen. Unter die Grimm, Andersen, Hauff, Seidel und Musäus gehört auch der Name Robert Reinicks und seiner Kunst. Wer sein Geschichten- und Märchenbuch heute durchblättert und, an die Erinnerung jener Kindheitstage anknüpfend, alte liebe Eindrücke wieder sucht, wird auch jetzt noch von der sinnigen Einfachheit angezogen werden, die um all das Erzählte den Reiz einer beschaulichen Natürlichkeit webt. Das Ganze gleicht einem Kinderlächeln, heiter und vertrauend, und nebenbei anmutsvoll belebt von neckischen Einfällen. Wie allerliebst, der Psyche des Kindes angepaßt, ist sein: „Sonne hat sich müd' gelaufen, spricht: nun laß ich's sein“, oder „Was geh'n den Spitz die Gänse an“, und wie weiß er mit wenigen Strophen die Idylle des Dorfes zu schildern:

„Steht ein Kirchlein im Dorf,
Geht der Weg dran vorbei,
Und die Hühner, die machen
Am Weg ein Geschrei.

Und der Wagen voll Heu,
Der kommt von der Wiese,
Und oben darauf
Sitzt der Hans und die Liese.

Und wär ich der König:
Gleich wär' ich dabei
Und nähme zum Thron mir
Einen Wagen voll Heu."

Heiter, lebendig und rhythmisch bewegt, jeder Vers ein fest umrissenes Bild. — In diesen munteren Gesängen ist Reinick Meister. Zahllose seiner Gedichte sind von Schumann, Brahms, Marschner, Spohr u. a. komponiert worden. Ein Beweis für ihre innere Musikalität. Sein inniges Verhältnis zur Natur findet immer neue und doch nie gesuchte Ausdrucksmöglichkeiten.

Die Märchen „Schilfnixe", „Die Waldmühle", „Die Hausgenossen" u. a. schließen sich gleichfalls an die Natur und sichtbare Wirklichkeit an; bald idyllisch, bald, wie in „Die drei Schwestern", dramatischer behandelt, doch nie über ein gewisses Maß von geruhsamer Einfachheit hinausgehend, ohne die Robert Reinick nun einmal nicht zu denken ist und die auch aus den feinen stillen Zügen seines Gesichtes spricht. Das Sorglose einer harmonischen Disposition, die Mensch und Dichter in geradezu ideale Übereinstimmung brachte, da ihr nebenbei auch nicht der sittliche Ernst einer gediegenen Weltanschauung mangelte.

So mögen hier zum Schluß die Worte Berthold Auerbachs stehen, die dieser am Grabe des Dichters sprach:

„Ein Dichtermund ist verstummt, eine Lerche von blauer Höhe heruntergestürzt und eine Blume geknickt .... Du hast es verstanden, die reinen und hellen Empfindungen deines Herzens in melodische Worte zu fassen, und sie leben ewig fort im Herzen der Nation und klingen wieder von deutscher Zunge!"

Straßburg und Danzig.

Von Fritz Braun.

Es ist nicht verwunderlich, daß man Danzig und Straßburg heute so oft in einem Atem nennt. Teilen ja beide das leidvolle Geschick, daß der Gewaltfriede von Versailles sie vom Deutschen Reiche losriß, waren sie beide doch mächtige Trutzburgen des bedrohten Grenzlandes, und fiel doch beiden seit jeher die Aufgabe zu, Handel und Verkehr zwizwischen unseren Landsleuten und weiten Grenzgebieten zu vermitteln.

Trotz alledem wird die Ähnlichkeit der beiden Siedelungen gemeiniglich wohl stark überschätzt. Die elsässische Hauptstadt ist dort gelegen,

wo das Siedlungsgebiet unserer Volksgenossen mit breiter Fläche ans Welschland grenzt. Kein fremdes Volkstum drängt sich zwischen Straßburg und das Badener Land. Im Westen zieht die Sprachgrenze erst im Wasgenwald dahin und scheidet ohne viel Winkelzüge das deutsche Gebiet vom Wohnraum der Welschen. Danzig ist dagegen schon eine Siedlung in der großen Kolonie des Ostens, die von den Kreuzrittern geschaffen wurde und nur durch den schmalen Siedlungsstreifen im Neustadt-Lauenburger Urstromtal mit dem deutschen Pommernlande zusammenhängt.

Und mögen auch beide Städte seit jeher wichtige Straßen des Handels beherrschen, so bedingt doch schon ihre Lage manchen Unterschied. In der alten Hansestadt finden wir eine gewaltige Meereskönigin, zu deren Wahrzeichen man nicht ohne guten Grund die wehrhafte Kogge wählen mochte, dort an der Ill kreuzen sich allerlei Straßen des Binnenhandels, liegt das blaue Meer, das seine Boten bis zu dem hochgetürmten Köln entsendet, noch in weiter, schier unerreichbarer Ferne.

Dabei dürfen wir allerdings nicht verschweigen, daß gerade in wirtschaftlicher Hinsicht beide Städte auch manche Berührungspunkte haben. Verschlingen sich in Danzig die Fäden deutscher und polnischer Handelsbeziehungen miteinander, so glänzt in der Flasche des Stromschiffers, dessen Fahrzeug auf dem Rhein-Marne-Kanal in die oberrheinische Tiefebene hinausgleitet, vielleicht noch ein Trunk roten Weines, der an den Uferhängen der Marne gekeltert ward; und ließe sich dieser Kanal selber nicht ganz gut mit jener Wasserstraße vergleichen, durch deren Bau der große Friedrich das Weichselland mit dem Herzen seines Staates verbinden wollte?

Auch hinsichtlich der Bevölkerung bestehen zwischen Straßburg und Danzig grundlegende Unterschiede. Dort finden wir schon lange einen auffälligen Einschlag welscher Elemente, die umso stärker hervortreten, als der Deutsche mit echt deutscher Fremdtümelei auch da zum Gebrauch der fremden Sprache neigte, wo dafür gar kein zwingender Grund vorlag, einfach deshalb, weil seinem beschränkten Sinn fremd und fein als gleichbedeutend erschienen. Hier in Danzig war der fremde Einschlag bis in die letzten Tage so gering, daß er sich zahlenmäßig nur schwer nachweisen ließ, und weit davon entfernt, mit dem Slawen zu liebäugeln, blickte der Danziger auf diese Nachbarn stets mit unverhohlener Geringschätzung herab. In alledem kam deutlich genug zum Ausdruck, daß die hohe Frau im Rheintal von zwei Rittern umworben wurde, die beide, so verschieden sie auch sein mochten, mancherlei Vorzüge für sich

geltend machen konnten, während die deutsche Meereskönigin Gedania zu den Liebesschwüren der hinterwäldlerischen, in allen Angelegenheiten der Zivilisation und Kultur so weit rückständigen Slawen allezeit nur überlegen gelächelt hätte.

Dabei war das Deutschtum der Danziger, namentlich bei politischen Erwägungen, letzten Endes viel zäher und zuverlässiger als das der Elsässer. Hier in der östlichen Kolonie, wo sich das Blut so vieler deutscher Stämme gemischt hatte, fühlten sich deren Enkel nur schlechthin als Deutsche, während sich im Weichbild des Straßburger Münsters ein so starkes Stammesgefühl vordrängte, daß man mehr „ditsch" bleiben, als deutsch werden mochte. Mit so großer Zähigkeit man auch an der alten Stammesart festhielt, aus dieser Treue folgte doch noch lange nicht auch der starke Wille, an der politischen Gemeinschaft mit den blutsverwandten Deutschen festzuhalten.

Trotz allen Eigenlebens neigte der Danziger nie zu Reisläuferei und Preisgabe seiner deutschen Art. Hier in Danzig treffen wir den Freiherrn von Archenholtz, den Kampfgenossen und Geschichtsschreiber Friedrichs des Großen, dort hinwiederum finden wir den Elsässer Rapp, der in der glitzernden Livrei des „kleinen Korporals" durch Danzigs Gassen reitet und sich die weiten Taschen mit dem schamlos erpreßten Gold seiner deutschen Volksgenossen füllen möchte.

Für ähnliche Verirrungen zeigt uns die Danziger Geschichte nur wenig beschämende Beispiele. Mochte diese Stadt auch gerade so gut wie Straßburg lange Jahrhunderte hindurch in politischer Hinsicht mehr oder minder auf eigenen Füßen gestanden haben, so genügten doch ein paar Jahrzehnte, aus ihren Bürgern gute Preußen zu machen. Vielleicht äußerte sich darin die Natur des Landes mit übermächtiger Gewalt. Dort im Südwesten bringt das stark belebte, abwechslungsreiche Relief der Erdoberfläche die Menschen selber auf den Gedanken der Kleinstaaterei und des politischen Sonderdaseins. Hier im ebeneren Nordosten erschienen raumgewaltigere Staaten von vornherein als das allein Sinngemäße und Zweckentsprechende.

Gerade aus der Erkenntnis, daß die Natur selber Norddeutschland zu einem einheitlichen Staat bestimmte, quillt uns die Hoffnung auf bessere Zeiten. Ist doch dieser niederdeutsche Menschenschlag, dessen Kinder von der Ems bis zur Memel Heimatsrecht gewannen, nicht von der Art, daß er sich übergeduldig beugt, wenn man sich anschickt, ihn morgen noch blutiger zu geißeln und hohnvoller zu schinden, als man es gestern und vorgestern schon getan hat.

Auffällig erscheint uns, daß weder hier wie dort der Aufenthalt in der bedrohten Grenzmark das Geistesleben der Bürger sonderlich gefördert hat. In der Hinsicht fällt Straßburgs Blüte, fallen die Tage der Murner und Fischart in recht frühe Zeiten, da die Wetterwolken, die gegen das Münster heraufzogen, noch kaum am äußersten Horizont sichtbar geworden waren und Straßburg das geruhige Leben aller oberdeutschen Städte führte.

Trotz aller Ähnlichkeit dürfte aber kein billig Denkender in geistiger Hinsicht Straßburg den Vorrang streitig machen. Denken wir an die Stadt Erwins von Steinach, so „schlägt das Herz: geschwind zu Pferde!" und wir fliegen mit dem jungen Goethe an nachtdunkeln, gespenstisch dräuenden Bäumen vorüber nach dem blütenreichen Sesenheim, wo ihm seine Dichterjugend so hell und freudig aufgehen sollte.

Mag in Danzig auch eines Eichendorffs Seherauge beim Klange mitternächtiger Glockenchoräle auf hohen, blankfenstrigen Giebeln geruht haben, die ihm das silberne Mondlicht gar zauberisch verklärte, mag dort ein Robert Reinick dem norddeutschen Frühling seine kindlich frohen Weisen gesungen und ein Schopenhauer seines Lebens gedankenvolle Bahn begonnen haben, mit so reichem Geistesleben vermag die alte Hansestadt doch nicht zu wetteifern.

Dabei ist es auch wohl nicht belanglos, daß Straßburg seit jeher der Sitz einer vielgerühmten Universität war, in der sich die geistigen Bestrebungen zweier gut beanlagter Nachbarvölker vielfach berührten, während Danzig sich allezeit mit seinem Gymnasium Gedanense begnügen mußte. Dieser Anstalt aber war von jeher ein immerhin viel engeres Arbeitsfeld zugemessen. Daher kommt es denn auch, daß Straßburg so oft als eine Stätte weitester Beziehungen genannt wurde, eingespannt in ein Netz geistiger Fäden, die hier nach Weimar, da nach Zürich, dort wieder nach Paris führen, während gerade die tüchtigsten Danziger, Männer wie Hevelke, Schopenhauer, der viel zu wenig gewürdigte Zoologe Menge und viele andere mehr rechte Einspänner wurden, die zum großen Teil, wie das vor allem bei Schopenhauer hervortrat, alles Zunftmäßige in der Wissenschaft mit bitterem Hohn zu geißeln pflegten.

Worauf wir auch unsere Aufmerksamkeit richten mögen, überall begegnen wir derselben Sachlage, daß Übereinstimmendes und Unterschiedliches in der merkwürdigsten Weise vereinigt sind. Das gilt selbst für das bauliche Gepräge der beiden Städte. Hier wie dort haben wir es mit einer Siedelung zu tun, die gerade in der Hinsicht ein überaus

charaktervolles Antlitz zeigt. Hier das Münster, dort die Marienkirche, hier die schluchtartig schmalen Gäßchen der inneren Stadt, dort die ebenso engen und winkeligen Quartiere der alten Hansakönigin, zu deren Höfen der Sonnenstrahl nur im Junimond einen Weg findet. Hier die Ill, dort die Mottlau mit ihren Reihen altertümlicher Speicher, und doch bei aller Übereinstimmung die weite Kluft, die den Oberdeutschen vom Niedersachsen, ja die französische Hochgotik vom baltischen Backsteinbau scheidet. Hier wie dort haben wir es mit Städten zu tun, die weithin eine reiche Flußniederung beherrschen, durch weite Entfernungen getrennt von den nächsten Siedlungen, die mit ähnlichem Geltungsanspruch hervortreten könnten. Selbst darauf dürften wir vielleicht hinweisen, daß die rauhe lothringische Hochebene den pommerellischen Höhen in mancher Hinsicht an die Seite gestellt werden kann, und daß für Straßburg wie für Danzig der östliche Nachbargau in völkischen Dingen die weit größere Bedeutung hat. Aber trotz alledem bleibt Straßburgs Umwelt, auch wenn wir die Nachbarstädte Straßburgs und Danzigs miteinander vergleichen, viel reicher und mannigfacher. Hier Thorn, dort Basel, hier Königsberg, dort der ganze Haufen regsamer und reicher Großstädte, die sich an Neckar und Main zusammendrängen.

In landschaftlicher Hinsicht steht es nicht viel anders. Hier wie da blicken wir hinweg über eine weite Stromebene, hier wie da wohnt man an einem bescheidenen Flüßchen und weiß in der Nähe doch einen mächtigen, völkerverbindenden Strom, hier die Breusch, die Ill und der grüne Rhein, dort die Radaune, Mottlau und die gelbbraune Weichsel. Und hier wie dort in der Ferne verdämmernde Höhen, bei Straßburg die walddunkeln Berge des Wasgau, bei Danzig die steinbesäten Halden der Kassubei. Und doch bei allen Übereinstimmungen die denkbar größte Gegensätzlichkeit. Bei Straßburg werden wir fast jeden Tag an die Nähe der Alpen erinnert, aus deren grünem Bergsee einst der Züricher „glückhaft Schiff“ zum Münster hinabglitt, bei Danzig dehnt sich dicht vor den Toren die weite, blaue See, die trotz ihrer „breiten Wege“ nichts daran ändern kann, daß uns Straßburg als der Ort mannigfacherer, bedeutsamerer Beziehungen erscheint.

Nun möchte uns wohl schon mancher Ostmärker ins Wort fallen und recht verstimmt zurufen: „Du machst dich auch gar zu sehr zum Sachwalter der alten Münsterstadt.“ O nein, das tue ich beileibe nicht. Geht Straßburg verloren, so verliert Deutschland einen Grenzstrich mit einem deutschen Stamm, der oft genug unwillig an dem Gängelbande zerrte, mit dem Mutter Germania ihn lenken wollte nach ihrem Sinn. Ge-

winnt dagegen in Danzig Art und Sitte der Slawen die Oberhand, so ist es nicht nur um einen wackeren Stamm geschehen, der allezeit fest und treu zum großen Vaterland gestanden hat, nein, es bröckelt auch die Brücke, welche die große Kolonie im Osten mit dem Mutterlande verbindet, es stürzt auch das weite Tor in Trümmer, durch das deutscher Geist durch das Weichseltal in das Ostland strebte. Dort an der Westgrenze hat die Völkerscheide in Jahrhunderten beinahe denselben Verlauf behalten, dort brauchen wir uns, im Grunde genommen, nur auf kleine Änderungen, unwesentliche Abweichungen im Kolorit der Völkerkarte gefaßt zu machen. Hier im Osten ist aber noch alles von jener Formlosigkeit, die die Formbarkeit am allerbesten zu bezeugen pflegt, hier heißt es: Hammer oder Ambos sein, heißt es vordringen oder weichen. Dort hat sich ein dauernder Gleichgewichtszustand herausgebildet, hier heißt es werdende Dinge meistern, stahlhart sein wollen oder kleinmütig verzagen. Geschieht das letztere, so hätte unser Volk seine höchste Aufgabe, den Landen des Ostens zielbewußtere Arbeitsweisen, edlere Lebensformen, menschlichere Kultur zu bringen, endgültig aufgegeben.

Darum singt nur getrost das Lob der stolzen Stadt im schwarzen, wallenden Witwenschleier, über die der deutsche Aar von des Schwarzwalds Bergen zum Wasgau stürmt, ihr deutschen Landsleute, aber neidet dem Sohn der Ostmark nicht seinen Heimatstolz, wenn er euch aus seiner geraubten und geschändeten Vaterstadt wieder und wieder zuruft: „Danzig ist mehr als Straßburg!“

Mein Danzig.

Von Fritz Kudnig.

Du Stadt voller Wunden und Schmerzen,
Stets, wenn ich im Geiste dich seh,
Dann brechen aus meinem Herzen
Quellen von weinendem Weh.

Ich seh deine Zinnen ragen:
Steil stehn sie in Sonne und Blau —
Und sind doch voll stummer Klagen,
Als ständen sie tief im Grau.

Ich seh deine schmalen Gassen,
Wo traumblau das Märchen noch blüht.
Doch während ich sinne noch, fassen
Gespenster nach meinem Gemüt.

Gespenster mit eisigen Händen
Und Augen, die raubgiervoll ...
Mein Herz steht in blutigen Bränden,
Brennt bitter in Haß und Groll ...

Da tönt ein silbernes Singen ...
Sinds Engel vom Himmel her? ...
Die Dom-Glocken singen und klingen
Hoch über dem steinernen Meer.

Nun weiß ich: Mein Herz sei stille.
Vergrabe tief Hassen und Groll.
Denn: Alles ist Gottes Wille.
Er weiß, ... wann es enden soll!

Die Krone im Wappen Danzigs.

Von Archivdirektor Dr. Kaufmann.

Bei den Verhandlungen über den vom Oberbürgermeister vorgelegten Verfassungsentwurf der künftigen Freistadt Danzig wurde auch das darin vorgeschlagene Danziger Wappen besprochen. Von sozialdemokratischer und demokratischer Seite wurde die Beibehaltung der Krone im Wappen gerügt, einmal weil sie zeige, in welcher Richtung der Entwurf ginge, und weil es die polnische Krone sei.

Ohne zu der politischen Seite der Frage Stellung zu nehmen, soll hier vom Standpunkt des Geschichtsforschers aus der Ursprung und die Bedeutung des Wappenbestandteiles beleuchtet werden. Es ist richtig, das Wappen Danzigs enthielt in der Ordenszeit nur die zwei Kreuze, wie das noch an der ältesten Abbildung über dem Brodbänkentor zu sehen ist. Die goldene Krone wurde der Stadt erst durch eine Urkunde vom 25. Mai 1457 vom Könige von Polen verliehen.

Was bedeutet nun diese Krone? Entspricht sie wirklich den bei den jüngsten Verhandlungen zum Ausdruck gekommenen Anschauungen?

Alter Hof an der Großen Mühle, erbaut 1349

Nach einer Originalzeichnung von Ragimund Reimesch

Sehen wir uns daraufhin einmal die Verleihungsurkunde etwas näher an.

Nach starker Betonung der großen Verdienste und des treuen Beistandes der Stadt bei Erwerbung der Lande Preußen und nach Hervorhebung ihrer Berühmtheit, durch die sie anerkannt vor andern Städten des Königs sich auszeichne, erklärte der König, er wolle sie zu ihrer „Verbesserung und Vermehrung“ mit Ehrungen nach Gebühr belohnen. Darum verleihe er ihr zunächst das Recht, mit rotem Wachse ihre Urkunden zu siegeln. Dieses Ehren-Recht hatte damals große Bedeutung und Wichtigkeit, wurde daher viel begehrt und seit dem Ende des 14. Jahrhunderts von Kaisern und Königen als besondere Auszeichnung erteilt. So z. B. der Stadt Görlitz 1434, nachdem sie im Jahre vorher die Erlaubnis erhalten hatte, sich des weniger geschätzten grünen oder gelben zu bedienen. Weiter bestimmte der König „zu unserer und unseres Reiches Polen wie auch derselben unserer Stadt Danzig Ehre und Zierde“ das Wappen der Stadt „zu erneuern und verbessern“, indem er ihr erlaubte, fortan für alle Zeiten „eine goldene Krone im Oberteile ihres Schildes“ zu führen. Endlich gab er dem Bürgermeister das Recht, bei allen Geschäften zur Erhöhung seiner Würde („zu zierlicher Würdigkeit“) Gold zu tragen.

Selbst wenn es die Urkunde nicht besonders hervorhöbe, würde schon die Zusammenstellung mit den beiden andern Rechten die Verleihung der Krone als eine Ehrung der Stadt erweisen und, fügen wir hinzu, als eine von der Stadt begehrte, nicht ihr aufgedrängte scheinbare Ehrung. Denn sie beeilte sich, sofort ein neues Petschaft stechen zu lassen und an Thorn einen damit gesiegelten Brief zu schicken. Es ist weiter auch anzunehmen, daß der Wortlaut der Urkunde, die in Danzig gegeben ist, von der Stadt selbst entworfen und vom Könige angenommen worden ist. Denn sie ist in deutscher Sprache verfaßt, während sich sonst die polnischen Könige zu ihren Urkunden in der Regel der lateinischen Sprache bedienten. Die Erscheinung, daß eine Begnadung von dem Antragsteller selbst entworfen wurde, ist im Mittelalter keine Seltenheit. Finden sich doch noch sogar im Staatsarchiv vereinzelt die zum Teil vielfach überarbeiteten ersten Entwürfe solcher vom Rate erstrebten Verleihungen. Durch die Erneuerung und Verbesserung sollte aber nach dem Wortlaut der Urkunde nicht nur die Stadt, sondern auch der König selber und das Reich Polen geehrt werden. Es ist nicht bedeutungslos, daß der König betont, durch Ehrungen Danzigs sowohl sich selbst als das Reich mitzuehren. Es spricht sich darin eine Art von Gleichstellung

der mächtigen Stadt mit dem Könige aus. Und in diesem Sinne vor allem ist die Verleihung zu verstehen. Denn nicht die polnische Königskrone wird gegeben, sondern ganz allein das Sinnbild höchster Machtvollkommenheit und Hoheit. Darum heißt es auch in der Urkunde nie unsere oder des Königs Krone, sondern eine goldene Krone, die eben nur ein Sinnbild sein soll.

Damit erledigt sich auch der etwaige Einwand, daß durch die Krone das Abhängigkeitsverhältnis Danzigs von Polen gekennzeichnet werden solle, von selbst. Wollte man dem Könige eine solche Absicht bei der Verleihung unterstellen, wäre das Geschenk also alles eher als ein Lohn für die Hilfe der Stadt, so wäre nicht zu begreifen, weshalb sie gerade Danzig allein und nicht auch den anderen Städten Thorn, Elbing, Graudenz auferlegt worden wäre. Die waren doch dem Könige gegenüber in wesentlich anderer Lage als Danzig. Dessen Stellung war 1457 tatsächlich die, daß der König der reichen und mächtigen Stadt stark verpflichtet war, er alle möglichen Rücksichten auf sie nehmen mußte und allen Anlaß hatte, sich mit ihr sehr gut zu stellen, ihr jeden Wunsch zu erfüllen, geschweige gar, ihr eine ihrem Stolze und Selbstbewußtsein wenig angenehme Last aufzuerlegen. Denn von Danzigs Haltung hing zum großen Teile die Möglichkeit der Fortsetzung des großen Krieges gegen den Orden ab, weil die Mittel zur Kriegführung von Danzig in ganz anderem Umfange als von den übrigen Bundesgenossen aufgebracht wurden. Dafür liegen deutlich sprechende Zahlen vor. Während 1454 Danzig 10 000 Mark, die andern großen und kleinen Städte, Bischöfe und Kapitel und die Ritter zusammen 36 630 Mark beigesteuert hatten, belief sich der Beitrag Danzigs schon 1456 auf 33 750 Mark, der aller anderen nur auf 48 715 Mark, und von Jahr zu Jahr nahm die Leistungsfähigkeit der anderen ab und stieg die Bedeutung der Danzigs. Es war sich dieser Tatsache und seines Wertes auch wohl bewußt und nahm von vornherein dem Könige gegenüber den Standpunkt des freien Vertrages, nicht wie die andern den der Unterwerfung, ein. Das wird am besten gekennzeichnet durch eine Vergleichung der Art, wie die Hoheit des Königs seitens der Stadt anerkannt wurde, mit den entsprechenden Äußerungen in den Urkunden der anderen Städte. Danzig betont die völlige Freiheit seines Handels, die Urkunden der andern enthalten nichts davon. Von dem Schutze Polens und dem Danke dafür bei den andern ist bei Danzig keine Rede, und die Verpflichtung, nicht vom Könige abzufallen und mit dem Feinde ein Bündnis zu schließen, geht Danzig im Gegensatz zu den andern Städten erst ein, nachdem der König

die bindende Verpflichtung übernommen hatte, es bei seinen alten Rechten zu belassen. Also Vertrag gegen Vertrag.

Alles das zeigt, daß die Verleihung der goldenen Krone tatsächlich und einzig und allein eine Ehrung der Stadt, und zwar eine von ihr begehrte, darstellt und vielmehr eine Anerkennung der Selbständigkeit, Hoheit und Machtvollkommenheit als eine Abhängigkeit bedeutet. Über den beiden Kreuzen sollte fortan als das Sinnbild der „Berühmtheit" und der Größe die Krone schweben. Und in diesem Sinne könnten sich wohl auch die bisherigen Gegner mit der Beibehaltung des alten auch in den Zeiten der vollen freistaatlichen Republik von 1807—14 ohne jeden Widerspruch geführten Wappens aussöhnen. Mit monarchistischen oder gar polnischen Gedanken und Bestrebungen hat es jedenfalls nicht das Geringste zu tun.

Danziger Giebel.

Von Martha Hinz.

In Nebel gebettet,
Die Blicke verhangen,
So steht ihr gelassen
In steinerner Ruhe.....
Euch rührt nicht der Aufschrei
Verwundeter Herzen;
Euch stört nicht des Nachbars
Durchlistetes Buhlen.....
Ihr tragt euer Schicksal,
Wie Menschen es sollten, —
Erhaben, — ergeben, —
Und ragt durch das Düster
Euch selber behauptend.

Doch steht ihr in Sonne
Mit leuchtenden Augen,
So trinkt ihr das Leben,
Das rings euch umflutet
Mit brennenden Lippen.....
Ihr hebt mit der Menschheit
Verzweigtem Empfinden

Es hoch zu den Zinnen,
Wo ewige Freiheit,
Harmonische Schönheit,
Erlösung verheißend,
Als Krone euch schmückt....

Umlauert euch Dunkel
Mit gierigem Rachen,
Und führt die Nacht euch
Zur Einheit im All,
So singt euch in Schlummer
Ein Windlied des Meeres....

Erweckt euch der Mondschein
Die nagende Sehnsucht,
Dann quält euch wie Alpdruck
Das schwere Erleben .....
Dann brennt in den Augen,
Im Schlafe geöffnet
Das gärende Herzleid
Und „Deutschland, ach Deutschland“
Durchzittert die Luft .....

Die Bauten der Ordenszeit in Danzig.

Von Prof. Dr. Adalbert Matthäi.

Wir rechnen die Ordensherrschaft in Danzig von 1308 bis 1454 oder, wenn man will, bis zur Beendigung des Städtekrieges 1466. Die innere Loslösung vom Orden fängt ja freilich schon nach Tannenberg im Anfang des Jahrhunderts an. Aber doch dürfen wir das ganze 15. Jahrhundert noch zur Ordenszeit rechnen. Denn die wundervollen Bauten, die da ihre Vollendung gefunden haben, sind unter der Herrschaft des Deutschen Ordens geplant und angefangen und tragen noch den Stempel seines Geistes.

Der Orden ist als Städtegründer und als Bauherr im Einzelnen aufgetreten. Als er 1308 als tertius gaudens dem Streit der Brandenburger und Polen um die Burg zu Gdansk ein Ende machte, indem er Burg und Ort besetzte und behielt, da fand er eine Stätte vor, auf der

so ziemlich mit Allem in deren mehr als zehnjährigen Streitigkeiten tabula rasa gemacht war. Die Burg der Pommerellenherzöge war zerstört, das Hackelwerk, wo die slawische Fischerbevölkerung hauste, und die Altstadt, wo vorwiegend die von den Pommerellenherzögen hergezogenen Deutschen ansässig waren, waren zum großen Teil niedergebrannt und verwahrlost. Nur die Katharinenkirche der Altstadt, das Dominikanerkloster St. Nikolai und vielleicht noch das eine oder andere Kapellchen mögen der völligen Zerstörung entgangen sein.

Nun begann der Orden neu aufzubauen. Er stellte das Hackelwerk und die Altstadt wieder her, begründete an der unteren Weichsel die Jungstadt für neue Zuzügler, er baute eine Komturei für 40 Ritter, vermutlich an der Stelle, wo die Herzogsburg gelegen hatte; vor allem aber legte er planvoll zwischen Mottlau und Radaune eine neue Stadt an für diejenigen, die er eigentlich herziehen wollte, die unternehmungslustigen und vermögenden Kaufleute aus dem Norden und Nordwesten Deutschlands, Lübeck und dem Niederrhein, die sich nun mit ihrem Gefolge von Handwerkern und Krämern an dieser neugeschaffenen Stätte bürgerlicher Freiheit einfanden. Diese Neugründung, die Rechtstadt (urbs principalis), stattete der Orden mit dem damals modernsten Bürgerrecht, dem Kulmer Recht, aus. Er hat bei dieser Stadtgründung eine ganz bestimmte Art der Anlage gewählt, die ihm eigentümlich zu sein scheint. Die Hauptverkehrsadern (die Brauer- jetzt Hundegasse, die Langgasse, Jopen-, Heilige Geist- und Breitgasse sind senkrecht zum Strom (der Mottlau) angelegt, während bei den damaligen Städten des Westens die Hauptverkehrsstraße meist paralell zum Strom liegt (z. B. in Mainz die Rheinstraße und die Hochstraße in Köln). Das scheint eine Eigenart des Ordens zu sein. Wenigstens finden wir dieselbe Anlage bei anderen Neuschöpfungen des Ordens, die als Handelsanlagen gedacht waren, so in Königsberg (Dominsel), Graudenz, Thorn, Elbing, usw. In Marienburg liegt allerdings die Hauptverkehrsader, der Markt mit seinen Lauben, parallel zur Nogat. Aber dort war die Verkehrsrichtung durch das Hochmeisterschloß gegeben, auf das die Marktstraße hinführt.

An der Hauptstraße, der Langgasse, wurde noch im 14. Jahrhundert das Rathaus und der Artushof erbaut. In der Mitte der Anlage wurde die Hauptpfarrkirche der Rechtstadt St. Marien errichtet, deren Grundstein laut Inschrift im Jahre 1343 an demselben Tage gelegt ist, an dem man mit der Stadtbefestigung begann. Auch von dieser stehen im „Kiek in de Koeck", dem Strohturm und vor allem dem mächtigen Kran-

tor, das zum Wahrzeichen der Stadt wurde, stattliche Reste aus der Ordenszeit.

Aber auch als Bauherr einzelner Bauten ist der Orden aufgetreten. Zwar die Ordensburg an der Mottlau ist verschwunden. Die Danziger haben sie in ihrer Wut 1454 bis auf die Grundmauern zerstört. Nur in einzelnen Bauten des 15. Jahrhunderts wie im Dache des Franziskanerklosters, wahrscheinlich auch im Artushof sind Reste der Anlage verwendet. Aber noch steht die große Ordensmühle auf der Radauneinsel, die schon 1349 erwähnt wird, und flußabwärts bei St. Katharinen noch eine kleinere ähnliche Anlage. Man findet oft, daß solche Nutzbauten, die für den Angreifer und den Angegriffenen gleich wichtig waren, sich durch alle Kriegsstürme erhalten haben. So schlicht der außen nur durch ein paar Wandstreifen gegliederte Backsteinbau auch ist, so monumental wirkt er doch mit seinem gewaltigen Satteldach, das auf 1,20 m starken Mauern ruht und 5 Stockwerke unter sich birgt. Auch noch manche der mächtigen eichenen Ständer, wie es solche heute nicht mehr gibt, haben die Jahrhunderte überdauert.

Natürlich ist der Orden auch von Einfluß gewesen auf die Bautätigkeit der neuen Bürger. Da steht ja in der Zeit der Gotik noch durchaus der Sakralbau im Vordergrund des Interesses. — Von einer bestimmten Ordenskunst, im Sinne einer besonderen Ordensgotik, die als selbständiger Zweig der gotischen Architektur aufzufassen wäre, möchte ich nicht reden. Es findet sich ja genug Eigenartiges. Allgemein bekannt ist, daß die Schloß- und Burganlagen, die Komtureien und der Hochmeistersitz mit ihren oft mit Ecktürmen versehenen, einen viereckigen Hof umschließenden Bauten etwas von ähnlichen Anlagen in Deutschland sehr Abweichendes zeigen. Das mag auf die Zeit des Zusammenwirkens mit anderen Orden, besonders den Templern, im Orient und Italien zurückgehen. Auch in der Behandlung des Backsteins, des hier gegebenen Baumaterials, ist manches Eigenartige nachweisbar. Aber im Sakralbau wurde doch bald die Entwicklung, die sich in Deutschland vollzog, maßgebend. — Natürlich! — Der Orden bekam ja Zuzug aus allen Teilen des Reiches. Die Hochmeister entstammten deutschen Herrengeschlechtern, und ein Hochmeister wie Luther von Braunschweig (1314 – 1331), der für die Bautätigkeit des Ordens wohl eine besondere Bedeutung gehabt hat, brachte die Einflüsse seiner Heimat mit. Im Anfang mag eine Vorliebe für geradlinigen Chorschluß geherrscht haben, der ja in der Backsteinarchitektur nahe liegt. Aber schon mit der Erweiterung der Marienkirche im Hochschloß (1331 bis 44) zieht der polygonale Chor-

schluß ein, der sich dann auch in Land- und Stadtkirchen findet, wie z. B. der jetzt zum Freistaat gehörigen Kirche zu Groß-Lichtenau. Im Danziger frühen Sakralbau kommt vielleicht eine Besonderheit in Frage. Alte Berichte erzählen uns, daß die 1343 begonnene (erste) Marienkirche keine Oberlichtfenster gehabt habe. Und Weishaupt hat sich bemüht nachzuweisen, daß die alte Marienkirche eine sogenannte Pseudobasilika gewesen sei, d. h. daß das Satteldach bis auf Außenmauern der Abseiten heruntergeschleppt war. Er suchte dann nachzuweisen, daß der Neubau von St. Peter und Paul sich nach diesem Vorbild gerichtet habe. Neuere Arbeiten glauben auch für die ursprüngliche Anlage von St. Katharinen und auch für St. Nikolai diesen Typus nachweisen zu können. Jedenfalls hat die Danziger Sakralarchitektur die Entwicklung des Westens mitgemacht und sehr den Typus aufgenommen und ausgebildet, in dem wir jetzt das eigentliche Ziel des gotischen Wollens in Deutschland erkennen: die Hallenkirche. Alle Sakralbauten Danzigs sind Hallenkirchen, und wo sie es nicht von Anfang an waren, im Laufe des 15. Jahrhunderts dazu umgewandelt. Man darf wohl sagen, daß eine der vollkommensten Lösungen des Hallenbaues, wenn nicht die vollendetste, in der wunderbaren Raumschöpfung der Marienkirche vorliegt. Da bekommt man das Gefühl, wie das religiöse Leben der ganzen Bürgerschaft bis zu den Kapelleninhabern zu einer mächtigen Einheit zusammengefaßt ist. Es ist nicht mehr das unruhige, nach dem Jenseits strebende, vom Mystischen nicht freie Sehnen der gotischen Zeit, das hier zum Ausdrucke kommt, sondern das klare Gefühl eines selbstbewußten Gemeinwesens, das auch auf der Erde festen Fuß gefaßt hat, aber doch alles seinem Glauben an Gott unterordnet.

Auf andere Bauten, besonders die Profanbauten, näher einzugehen, verbietet der Raum. Nur darauf möchte ich hinweisen, daß bei dem Neubau des Artushofes, der 1476 abbrannte, auch wohl die Remterbildung des Ordens vorgeschwebt hat. Vielleicht sind ja die achtkantigen Granitsäulen von der zerstörten Ordensburg genommen, und man bekommt das Gefühl, daß das selbstbewußte Bürgertum in diesem stolzen Raume den Hochmeister-Remter in der Marienburg noch überbieten wollte.

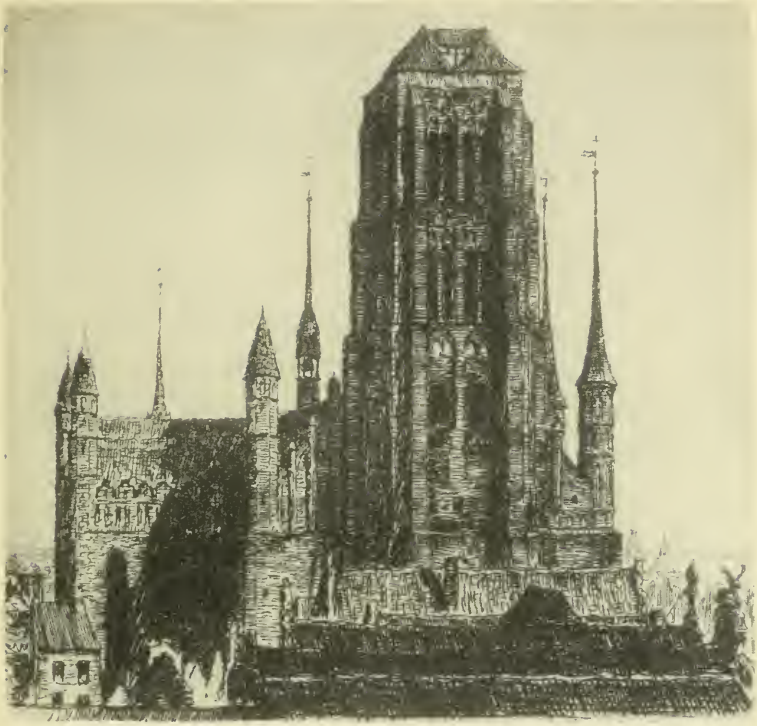
So hat das deutsche Danzig in seiner architektonisch wichtigsten Zeit sein Gepräge vom deutschen Geiste bekommen. Es ist auch in der Folgezeit dabei geblieben, trotzdem es in politische Abhängigkeit von Polen geriet. Während Polen nach kurzem Schwanken beim Papsttum blieb, schloß sich Danzig der deutschen Reformation an. In hartem

Ringen mit dem von Polen andringenden Jesuitismus, wußte Danzig im 16. Jahrhundert seine Selbständigkeit zu wahren, und die neue Art des künstlerischen Gestaltens, die Renaissance, empfängt es nicht von Polen, sondern von Deutschland, von Lübeck, dem Niederrhein und den Niederlanden. Ganz spärlich sind die Einflüsse, die einmal auf Polen hinweisen. Im Dreißigjährigen Kriege wird Danzig geradezu zu einem Bollwerke, in das sich deutsches Geistesleben noch retten und wo es neue Blüten treiben konnte. Wir denken an die Tage von Opitz und Hevelke, und auch die Barockkunst erhielt ihr Gepräge nicht von Polen, sondern vom Westen. Durch Preußen erlangte es auch politisch wieder seinen natürlichen Anschluß ans deutsche Reich, von dem es nun durch einen Willkürakt losgerissen ist.

Danzig.

Von Fritz Kudnig.

Wenn ich dein denke, — macht mich meine Liebe zu dir stumm ....
In deinen geheimnisdurchschauerten Gassen geht noch das Märchen um,
Das deutsche Märchen, das leuchtende Wunder spinnt,
Wenn purpurn das Abendrot über die silbernen Rauten der Fenster rinnt,
Wenn über die alten Giebel, die tief in den Schatten ruhn,
Der träumende Mondschein wandert, versonnenen Blickes, auf schimmernden Schuhn ..
Wenn ringsum die Türme sich dehnen und strecken
Wie riesige Recken,
Daß sich die Sterne ganz ängstlich hinter den breiten Rücken der Wolken verstecken,
Wenn die Bäume am Wasser geheimnisvoll mit den Wellen raunen,
Weil die schwarzen Schiffe im Hafen wie betende Sünder hocken ..,
Dann wird des Wanderers Seele ein einziges süßes Erstaunen
Und wehes Frohlocken.
Und wenn dann aus dem Schweigen der sternblauen Nacht
Das silberne Spiel der Glocken von St. Marien
Erwacht,
Wie heimliche Harfen im leise schmeichelnden Wind,
Dann wird jedes Wanderers Seele so reich wie ein sündloses Kind
Und liegt auf den Knien:



Marienkirche

Nach einer Originalradierung von Professor B. Hellingrath

Verlag der Danziger Verlagsgesellschaft m b. H., Danzig

Ein singendes Dankgebet,
Das zu allen guten Geistern im Himmel geht;
Inbrünstiges Beten auch zu dem großen Schöpfer der Welt:
Gib, daß diese Stadt ihren urdeutschen Kampf-Geist behält!
O gib ihr das Wollen, den Mut, die gewaltige Kraft
Stets einzustehen — für ihre Mutterschaft!
Gib, daß sie auch nimmer, von welschem Worte betört,
Die Stimme des eigenen Herzblutes überhört!
Gib, daß sie einst wieder zu ihrem Vaterhaus findet,
Mit dem sie der Treuschwur von vielen Millionen
sehnender Seelen für alle Äonen
Heilig verbindet!

St. Marien.

Von Generalsuperintendent Dr. D. Kalweit.

In den großen Werken der Baukunst ist ebenso wenig die Gespreiztheit der Willkür wie die Armut der bloßen Zweckmäßigkeit. Sie offenbaren eine Notwendigkeit, die doch nicht Zwang, und einen Reichtum, der doch nicht äußerer Behang ist. So weisen sie auf einen Ursprung, der jenseits von Willkür und bloßer Zweckmäßigkeit liegt, auf einen Ursprung, in dem Kraft und Fülle, Geist und Leben ist, von dem vielleicht gesagt werden darf, daß er von dem letzten Ursprung aller Dinge gesegnet ist.

Wer die Marienkirche betritt, der wird unmittelbar von der überführenden Gewalt, die von der schöpferischen Macht des Ursprungs ausgeht, ergriffen. So mancher, der in sie hineinkam, wurde mit einem Male ehrfürchtig, auch wenn ihn eben noch ganz andere Gedanken erfüllten. Keineswegs riefen etwa nur die ins Gigantische gesteigerten Maße, die Menge des zu Sehenden ein verwirrtes Staunen hervor, sondern die erhabene Ruhe, die sichere Klarheit schöpferischen Bildens aus Ursprungstiefen, die Fülle, der Reichtum, die nichts vermissen und auch keine leere Stelle treffen lassen, die den Eindruck einer in sich geschlossenen Welt geben, wirkten zu Stille und Lösung von aller Unruhe.

Was so mächtig ist, läßt sich nicht mit einem Blick übersehen. Von verschiedenen Seiten muß der Zugang gesucht werden, ein immer neuer Anblick bietet sich dar, je nachdem die Marienkirche von einer der engen Gassen oder einem der Dächer, ob vom Spiegel des Flusses oder einer

der umliegenden Anhöhen angeschaut wird. So gilt es auch im übertragenen Sinn vom verschiedenen Standort aus ein Verständnis zu gewinnen. Jede Aufhaltung, welcher Standort sie auch biete, hat besonderen Wert. Was die geschichtliche Forschung über erste Anfänge und Fortgang beizubringen vermag, ist aufs Höchste zu schätzen, nicht minder das, was der Architekt zu sagen hat. Daß uns in neuester Zeit treffliche Arbeiten geschenkt wurden, kann nicht dankbar genug aufgenommen werden. Aber so viel Wichtiges und Bedeutsames da gesagt werden kann, es bleibt noch ein anderes zu sagen übrig. Auch die Ästhetik wird das Wort nehmen und Wesentliches hinzuzufügen haben. Auf offenbare und mehr verborgene Schönheit wird sie hinweisen und tieferes Verständnis dafür wecken. Doch auch nicht die Ästhetik schließt alle Pforten auf. Mit der Marienkirche ist es wie mit Johann Sebastian Bach, der nie von bloß ästhetischem Standpunkt aus ganz erfaßt wird. Zu dem tiefsten Gehalt etwa des Eingangschors der Matthäuspassion ist noch nicht vorgedrungen, wer alle musikalische Schönheit auszukosten vermag, dahin gelangt nur der, den diese Musik vor die Passion Christi stellte.

Wächter im Turm.

Danziger Historie (1577).

Von Paul Enderling.

Langsam stieg Matthias Fiedler die steilen Turmtreppen in Sankt Marien empor. Pflichtgemäß prüfte er den Inhalt der großen Wasserbottiche, die zum Schutz gegen Feuersgefahr bei einschlagenden Brandbomben der Belagerer wohlgefüllt dastanden.

An den Strängen der großen Glocken — der Gratia Dei und der Sturmglocke Osanna — hockten die beiden Blinden, die sie sonst zu läuten hatten. Sie hatten sich auch jetzt nicht von ihrer Arbeitsstätte trennen mögen, obwohl die Glocken längst schwiegen: manhatte sie in der letzten Zeit zuviel läuten müssen, also daß sich die hölzernen Wellen fast entzündet hatten. Er steckte ihnen Münzen zu und wehrte ihrem demütigen Dank.

Als er zur Wachtstube kam, stand Hyronimus vom Stein, den er abzulösen hatte, schon bereit. „Nichts Neues?“ fragte er.

Matthias Fiedler zuckte mit den Achseln. „Es ist nichts zu vermelden, denn daß der Pole immer noch vor unserer Stadt steht und seine

Kanoniere und Arkebusiere einübt.“ Ärgerlich blickte er zu Cleophas Rodt herüber, mit dem er nun drei lange Stunden die Wache im Turm halten mußte, bis für jenen die Ablösung kam. Niemand in ganz Danzig war ihm so zuwider wie Cleophas Rodt.

Hyronimus vom Stein ging pfeifend hinab. Seine Sturmhaube saß ihm schief auf dem lockigen Kopf.

„Viel Vergnügen, liebe Gesellen!“ rief er noch einmal und verschwand im Gewirr der Balken und Treppen.

Matthias Fiedler legte den Harnisch ab.

„Das Steigen macht warm“, sagte Cleophas Rodt.

Matthias nickte nur und trat an die Turmluke. Die Nachmittagssonne lag über der Stadt. Bunte Tauben kreisten um den Turm.

Gegen die blendende Sonne vermochten seine Augen nur weniges zu erkennen: die Giebel unten, einige Kirchentürme, drüben den Hagelsberg und die Reihen der polnischen Bastionen, aus denen es ab und zu aufblitzte. Es war wie ein verfrühtes Feuerwerk, abgebrannt zur Belustigung der friedlich daliegenden Stadt.

Draußen lag König Stephan Bathory mit seinen Polen und Tartaren. Lanzen blitzten auf. Weiße Zelte leuchteten. Von Zeit zu Zeit sah man Reiter über das Feld sprengen. Dicke schwarze Rauchwolken quollen am Horizont empor.

Er wandte sich und ließ sich auf der leeren Bank nieder.

Auf den weißgekalkten Wänden des Turmgemachs waren Bilder und Namen eingekratzt, Buchstaben, Herzen und mißglückte Bildnisse. In einer Nische stand neben einem Krug voll dunklen Bieres ein dickes Buch in Schweinsleder gebunden.

„Die Bibel?“ fragte Matthias.

„Mit nichten. Eine Chronika. Kurzweil, die Langeweile zu ertöten. Soll ich lesen?“

Matthias war es zufrieden. Am Ende war es besser, daß jener aus dem Buche las, als daß er ihn zu einem Gespräche zwang.

„Anno 1573“ — las Cleophas Rodt mit seiner breiten, schweren Stimme — „den 19. Septembris ist vor der Mündung der Weichsel ein Fisch gefangen worden. Ist vollkömmlich 14 Werkschuh lang und 7 Schuh dick und gar weiß gewesen, hat eine subtile Haut gehabt ohne Schuppen, nicht anders als ein hartgekochtes Ei, das geschälet ist, und hat stumpfe Zähne gehabt wie ein Pferd und ein Loch im Haupt. Sein Nabel ist fast 2 Schuhe lang gewesen.“ Er blickte auf. „Deutet sichtlich auf den Krieg wie jüngst der Komet. Meinst du nicht auch?“

Matthias Fiedler bejahte zerstreut. Seine Gedanken waren ganz wo anders. Sie waren bei Jungfrau Katharina Feldstetten, die ihm heute ihr Konterfei geschenkt. Es war vom Stadtmaler wohlgemeint, aber herzlich kunstlos auf ein kleines dünnes Elfenbeinplättchen gemalt. Von ihrer zarten Schönheit gab es nur schwachen Abglanz. Aber seine Hand tastete dennoch wieder und wieder nach der Brusttasche, in der es, in ein Seidentüchlein gehüllt, stak.

Cleophas Rodt stärkte sich mit Bier und las von einem Mirakel, so im Werder geschehen: „.. war guter reiner Roggen in einen Acker gesäet, da es aber aufging, war es zu mehreren Teilen Knoblauche, deren Häupter etliche zum Wunderzeichen sein dem Rat der Stadt gesandt .... Ist aber zu achten, es sei das Evangelium gewesen, das auch den Gottlosen stinkt und doch eine herrliche Arznei für Vergiftung der Seelen ist, wie der Knoblauch ein Präservativum des Leibes ...“ Er unterbrach sich. „Deutet auch auf den Krieg und auf nichts anderes, dünkt mich.“

Matthias Fiedler sah ihn groß an und verwunderte sich, daß dieser Bursche da einmal gewagt hatte, mit Katharina Feldstetten zu tanzen, damals beim letzten Maienfest vor dem Krieg ... Er war eines Kaufherrn Sohn, gleich ihm, aber ungefüge wie ein Brauknecht, ohn' jede feine Bildung der Zeit.

Der Andere schien nichts von seiner schlechten Laune zu spüren. Er blätterte im Buch. „Jetzo sollst du hören, wie sie es schon einmal getrieben haben, drüben in Preußen.“ Er las langsam: „Anno 1410 nach der Tannenbergschen Schlacht kam des Königs Volk, die Tartaren und andere vor die Stadt Gilgenburg, kriegten sie und trieben unerhörten Mutwillen darinnen. Nahmen 700 Personen und führten sie zum Wasser, sie zu ersäufen. Dies erfuhr der König, welcher es verbot. Doch mußten sie sich, ein jegliche Person mit einem halben Groschen lösen ...“

Er hörte auf. Matthias Fiedler stand an der Turmluke und spähte hinaus.

Cleophas Rodt klappte das Buch zu. „Siehst nichts Neues. Sie wollen die Stadt fressen.“

„Aber sie sollen sich die Zähne dran ausbrechen immerdar“, fuhr Matthias Fiedler leidenschaftlich fort. Es war nicht das, was jener gesagt, das ihn so erbitterte — jedes Wort von ihm trieb sein Blut in die Höhe.

„Amen,“ sagte Cleophas Rodt gleichgültig, säbelte an einer Speck-

seite, schob sich ein Stück in den Mund und seufzte: „Auch der Speck wird magerer in solchen Zeiten. Was für gute Tage hat man doch in unserer guten Stadt Danzig gelebt! Weißt du noch das Hochzeitsfest bei Herrn Reinhold Feldstetten, als er sein drittes Gemahl ehelichte, die Kordula aus Thorn? Warst doch auch dabei?"

„Ja." Matthias Fiedler dachte, wie schön Katharina damals in dem saphirblauen Seidenkleid mit den flandrischen Spitzen gewesen.

„Was für ein Tag!" fuhr Cleophas Rodt schwelgerisch fort. „Zum Ersten gab es fünferlei Gebratenes, alsdann schwarz Wildbret gekocht, dann Reis, zum Vierten der Sterz einer Hindin, zum Fünften Pökelfleisch, alsdann Käse und Butter und mancherlei Wein und gut Danziger Bier."

Matthias Fiedler hörte stirnrunzelnd zu. Er dachte daran, wie zierlich Katharina damals beim Reihentanz die kleinen Füße gesetzt und wie warm der Blumenkranz in ihrem braunen Haar geleuchtet. Er dachte aber auch daran, daß Cleophas Rodt sie damals beim Reihen geführt und nicht er selber, der vor lauter Liebe nicht den Mut aufgebracht hatte, sie darum zu bitten. Eifersucht brannte in ihm.

„Aber das Beste war doch das Mädchen", sagte Cleophas Rodt plötzlich und strahlte über das ganze breite Gesicht.

Böse blickte Matthias ihn an. Er, der Katharinas Hand geführt, durfte hier nicht von seinen Liebschaften schwatzen.

„Ja, der beste Bissen war doch die Katharina!" fuhr der andere selig fort.

Matthias stampfte auf. Es war unerträglich, daß dieses Menschen Liebschaft den Namen der Geliebten trug. „Aus welcher Gosse hast du sie aufgefischt?" grollte er ihn an.

Cleophas Rodt lachte. „Ist eine Gosse aus Marmelstein und Delfter Kacheln, ausgelegt mit brokatenem Tuch und wohl parfümieret mit indischem Ambra und welschen Düften. Tätst am Ende selber in die Gosse gehen, in der Katharina Feldstetten —"

Mit einem Sprung war Matthias bei ihm. Seine Hand preßte ihm die Kehle zusammen. „Würg' den Namen herunter in deinen Lügenschlund!"

Mühsam schüttelte Cleophas Rodt ihn ab. Er war blaurot im Gesicht, wie vor einem Schlaganfall. „Lüge?" keuchte er. „Ist das auch Lüge?" Er holte aus seinem Wams ein kleines Bild hervor.

Matthias stöhnte. Es war Katharinas Bildnis, ohne Zweifel, von dem gleichen Maler gemalt.

Cleophas Rodt steckte es wieder ein. „Sie gab es mir am Tage nach dem Fest.“

Matthias Fiedlers Hand tastete nach seiner Brust, wo sorgsam verwahrt, das gleiche Bildnis war. Aber die Hand sank herunter, langsam, zögernd, bis sie sich um den Dolch klammerte.

Eine Weile standen sie sich stumm gegenüber, verstehend, durchwühlt, voll Haß. Das kleine enge Turmgemach war heiß von diesem Haß.

Bunte Tauben, grau, blau und braun gesprenkelt, schnäbelten sich in der Turmluke und stoben jäh mit ärgerlichem Gurren auseinander: Eine Kugel der Belagerer war über sie hingefegt. Eine Taube verflatterte sich in das Turmgemach.

Einen Augenblick dachte Matthias daran, daß er Katharina zum ersten Mal gesehen, als sie vor dem Artushof den Tauben lächelnd Körner zugeworfen hatte. Aber er schüttelte die Erinnerung ab und riß den Dolch aus der schön ziselierten Scheide. „Du oder ich!“

Cleophas Rodt griff nach dem breiten Messer im Gurt. „Komm an!“

Stumm, lauernd, eine Schwäche des Anderen erspähend, standen sie sich gegenüber. Ihre Lungen gingen hoch wie Schmiedebälge.

Endlich trat Matthias Fiedler zurück. „Hier ist zu wenig Platz. Komm hinein!“ Er wies auf den breiten Treppenabsatz, der fast das ganze Innere des Turmes einnahm.

Cleophas Rodt nickte. Er kam in Versuchung, dem rasch Voranschreitenden in den Rücken zu fallen. Aber er bezwang sich. Es sollte ehrliches Spiel sein.

In der Türöffnung blieb er stehen. „Denke, wir legen die Messerlein beiseite und ringen“, sagte er mit bösem Blick nach der steilen Turmtreppe und der Bodenluke.

Matthias sah die Muskeln des Rivalen sich unter dem Hemd spannen. Aber er mochte nicht nein sagen und stieß den Dolch in die Scheide zurück.

Beide warfen sich aufeinander. Haß leckte aus ihren Augen.

Einige morschende Bretter unter ihnen knackten und krachten, als wollten sie nachgeben. Paarmal schlugen ihre Köpfe an die Balken oder an das Gemäuer. Sie achteten es nicht. Cleophas Rodt war stärker, aber Matthias Fiedler war geschmeidiger. Zwei Mal schon hatte ihn der Gegner über das Geländer gehoben, um ihn in das Innere des Turmes zu schleudern, das unten gähnte.

Jedesmal war er im letzten Augenblick mit raschem Schwung entglitten. Aber nun begann seine Kraft zu erlahmen. Er biß die Zähne zusammen, um nicht um Gnade zu bitten. Cleophas Rodt hob ihn zum letzten Mal empor.

Von den polnischen Bastionen blitzte es auf. Ein schwarzer Punkt erhob sich in die Luft, wurde zum Fleck und zum Ball.

Die beiden Ringenden merkten es nicht. „Habe ich dich nun?“ wollte Cleophas Rodt sagen. Aber er sprach es nicht zu Ende.

Die polnische Kugel fuhr pfeifend durch die Turmluke, warf die Beiden nieder und grub sich in die andere Mauer des Turmes ein. Cleophas Rodt war zuerst tot. Sein Blut troff aus der breiten Halswunde. Matthias Fiedler versuchte, sich aus der Umklammerung des Toten zu lösen. Aber er hatte nur noch die Kräfte eines Kindes. Nacht trat vor seine Augen. „Ablösung!“ sagte er mit letzter Anstrengung. Die Arme umeinander geschlungen, Brust an Brust, wie treue Freunde, lagen die beiden Wächter.

Die beiden Blinden unten am Glockenstrang waren aufgefahren und lauschten. Mit sicheren Schritten ging der Eine die Treppe empor und rief nach der Wache. Als niemand antwortete, schlich er zitternd, verwirrt zurück. Scheu aneinander gedrückt, hockten die beiden Blinden in ihrem dunklen Winkel. Stundenlang hielt nur der Tod die Wache im Turm, der, von der Abendsonne übergossen, die Farbe des geronnenen Blutes annahm ....

Zu St. Marien.

Von Elsa Faber-von Bockelmann.

In unserer Stadt Danzig steht eine uralte riesenhohe Kirche, die Marienkirche — ja, uralt. Und einen gewaltigen Turm hat sie, das ist einer! breit und schwerfällig und doch hoheitsvoll und gewaltig! das Wahrzeichen unserer stolzen Hansestadt.

Steigt man die vielen, vielen Stufen in den Turm hinein, man denkt, es sind zehntausend, so schaut man von der Aussichtskanzel auf alte Giebeldächer, auf viele schmale Gassen, die ordentlich eingeklemmt zwischen den Häusern hindurchlaufen. Und den Rathausturm! wie schön, wie sieghaft der in den Himmel springt! Weiter geht der Blick über gesegnetes Land mit Wald und Höhen, und fern winkt die blaue See, das Auge Gottes! Dohlen und Schwalben kreisen um den Turm

und sehen mußt du es, wenn beim Sonnenuntergang das alte Gemäuer aufleuchtet in roter Glut — so sollen wohl die Schneeberge aufleuchten, drüben in fernen Landen, wenn die Sonne schlafen geht. Hat auch mancher Maler versucht, den rotglühenden Turm zu malen, aber unser Herrgott malt doch schöner.

Herrlich ist die alte Orgel in der Kirche, weit und breit hat noch keine so schön geklungen. Mit der war es aber auch etwas Besonderes. Klang wie Engelstimmen hell und fein und dann wieder düster und gewaltig wie Meeresgebraus. Es hat kein Mensch gewußt, daß jede Orgelstimme eine Seele hat, eine Tonseele! Wenn das Spiel anhub, dann schwebten sie aus dem alten Gehäus, und wenn die Lichtfluten durchs hohe bunte Kirchenfenster brachen, dann wiegten und schwangen sie sich wie auf goldener Schaukel hinauf und hernieder.

Da ist auch einmal etwas Schlimmes passiert. — Mitten im Spiel fuhr ein Kobold unter die Elfen, daß sie erschrocken auseinander stoben. Ein Gesicht hatte er wie ein grimmiger Nußknacker, dazu noch zwei pechschwarze Flügel. Der feierliche Choral klang mißtönend und die Kirchgänger schüttelten gar bedenklich die Köpfe und sagten: „Was ist nur unserm Organisten, der spielt ja heute falsch und schlecht!“

Am nächsten Sonntag triebs der Kobold noch ärger. Die zarten Elfchen, die sich zu zweien und dreien die Hände gegeben, jagt er mit wilder Gebärde auseinander; eins zwickt er sogar in den Arm, daß es hell aufschreit. Die ernster, ruhiger schwebenden Elfchen, die mit den tiefen, wuchtigen Stimmen, halten sich freilich so fest an der Hand, daß er sie nicht auseinanderzureißen vermag, aber denen bläst er uralten Kirchenstaub ins Gesicht, bis sie heiser und verstimmt werden.

Dem greisen Organisten tritt der kalte Angstschweiß auf die Stirn, er muß mit zitternden Händen das Notenheft fortnehmen und mit dem Spiel aufhören — schier krank ist er geworden. Die Gemeinde verläßt aufgeregt das Gotteshaus und bei allen steht es fest: „Der arme Organist hat den Verstand verloren!“

Da war große Trauer in der Stadt Danzig. Gar bald munkelte man, daß ein Spuk in die alte Orgel gefahren sei. Richtig gelehrte Leute sind gekommen und haben die Orgel untersucht; aber der Kobold narrte sie alle. Ein paar Tonseelchen hatten gewaltigen Mut und wollten den frechen Unhold durch eine zerbrochene Scheibe hinauswerfen. Schon jubelten sie: „Sieg!“ „Sieg!“ da griff er, scheußlich grinsend, das allerfeinste von ihnen und schwebte mit ihm hinaus ins Freie. Mit bitterem Weh zogen die anderen in ihr Gehäuse zurück. Was tun?

Gar übel wurde das hauchzarte Wesen vom Kobold zugerichtet, fast wäre es vor Angst gestorben; da kam blitzschnell eine Schwalbe vorbei, die pickte dem Kobold beide böse Augen aus, nahm das zerzauste Elfchen unter die Flügel und ließ sich die Geschichte erzählen.

„Ich will dich mitnehmen!“ zwitscherte die Schwalbe.

Eine laue Frühlingsnacht war. An vielen Fenstern kamen sie vorbei, endlich machten sie vor einem, ganz hoch oben auf einem Dache, halt.

„Schau hinein!“ sagte die Schwalbe: „Hier wohnt ein armer Musikant, er möchte gern schöne Lieder schreiben. Ich singe ihm jeden Morgen etwas vor und darüber freut er sich, aber ich glaube, du singst schöner. Ich bitte dich darum, bleib bei ihm und hab ihn lieb.“

Die astronomische Uhr in der Marienkirche.

Von Dr. Arno Schmidt.

Es gibt in Deutschland nur wenig Kirchen, in denen sich eine monumentale Großuhr wie die unsrige bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Die älteste ist nach Ernst von Bassermann-Jordans Uhren-Handbuch die erste Straßburger Münsteruhr von 1354, die sogenannte Dreikönigsuhr, von der nur noch der bewegliche Hahn vorhanden ist. Eine schöne gotische Uhr von beträchtlicher Höhe befindet sich im Altstädter Rathaus in Prag; sie ist nach Angaben des Prager Astronomen Hanusch 1490 erbaut, 1865 wiederhergestellt, aber für einen Vergleich mit der Danziger astronomischen Uhr kommt sie nicht in Betracht. Die alte Uhr im Dom zu Münster in Westfalen ist leider von den Wiedertäufern zerschlagen worden; die heute an ihrer Stelle vorhandene zeigt auch in dem äußeren Gewande Renaissance-Formen. Der Schöpfer der Danziger Uhr, Hans Düringer, an dessen Existenz füglich nicht gezweifelt werden darf, da sein Bauvertrag mit dem Rate in den Akten der Marienkirche auf dem Staatsarchiv erhalten ist, soll der Sage nach aus Lübeck eingewandert sein. Wenn wir nun auch über seine Herkunft im unklaren bleiben, so ist doch in der Volksüberlieferung wenigstens ein deutlicher Zusammenhang erhalten geblieben: das ist der mit den Vorläufern der Wunderuhr in der Marienkirche von Lübeck. Sie hat ihre heutige Form im Jahre 1562 erhalten und mußte seitdem dreimal erneuert werden. Ihre gegenwärtige Kalenderscheibe umfaßt die Jahre 1855—1999. Aber die im Lübecker Museum erhaltenen Reste ihrer Vorläufer aus dem

15. Jahrhundert zeigen sich aufs engste verwandt mit dem Kunstwerk in der Danziger Marienkirche. Es ist als ein glücklicher Umstand zu bezeichnen, daß der Rat und die Vorsteher — teilweise durch die abergläubische Scheu vor dem unheimlichen Fluch des Künstlers bewogen — eine Wiederherstellung des Danziger Werkes ablehnten, so oft sie auch, besonders im 19. Jahrhundert, angeboten wurde. So darf sie von allen ihren Schwestern als die einzige bezeichnet werden, die ihr ursprüngliches Aussehen und ihren Standort fünf Jahrhunderte hindurch treu bewahrt hat. Mit Ehrfurcht und Staunen stehen wir ihr gegenüber, doch nur zu bald erschließt sich dem beobachtenden Auge, welche gefährlichen und unheilbaren Wunden der Zahn der Zeit ihr geschlagen hat.

Der erwähnte Vertrag mit dem Meister Düringer wurde 1464 geschlossen, das Werk nach sechs Jahren dem Gebrauch übergeben. Außer einer beträchtlichen Geldsumme erhielt er ein Grundstück in der Heiligengeistgasse zu erblichem Besitz und vom Rat ein jährliches Gehalt von 24 Mark. Wenn die Sage erzählt, daß man dem Hersteller das Augenlicht nahm, damit er nicht noch mehr solcher Kunstwerke anfertigen könne, und daß er darum in finsterem Hasse seine Schöpfung selbst zerstörte, so widerspricht dem, was der Danziger Geschichtsschreiber Grunewg im 16. Jahrhundert von der „lebendigen Uhr“ erzählt: „Was mag der berühmte Pragischer Seger in sich Wunderliches haben über den, welcher an der Dreßkammer in dieser Kirche steht, welcher jenem gleich weiset nicht allein der Sonnen und des Mondes Auf- und Niedergang alle Tage durchs ganze Jahr, der Planeten und zwölf himmlischen Zeichen Lauf durch alle Stunden, samt mehr subtiler Bewegung der himmlischen Lichter, sondern auch den Kalender samt den beweglichen Festtagen durchs ganze Jahr, an welchen auch oben unter den Glocken des Sonntages und sonst Festtages geschnittene Bilder herfürkamen und das Evangelium desselben Tages zu gewisser Stunde mit genug Verwunderung des Volkes figurierten. Unter welchen Bilderlein traten entliche Männerchen herfür und lockten das Volk zum Schauplatz durch Trommetlein, so zugerichtet wie jene zu Olmütz und Straßburg.“ Erst im 17. Jahrhundert geriet das Werk in Verfall, womit die Tatsache in Verbindung zu stehen scheint, daß im Jahre 1637 eine Uhr über der Dammtüre angebracht wurde.

Gleich der älteren Lübecker Wunderuhr zeigt unser mächtiger Bau drei übereinanderliegende Hauptteile, wie wir sie sehen werden, von doppelten Ausmaßen: im unteren Stock einen „hundertjährigen“ Kalender, in der Mitte ein Planetarium, dahinter das Geh- und Schlagwerk, und

oben ein Figurenwerk mit mechanischem Antrieb. Von der hinter ihrem Mittelteil liegenden kleinen Orgel kann man in das Innere gelangen. Allerlei Räderwerk, wenn auch in buntem Durcheinander, steht dort herum. Der Kalender besteht aus drei an einem gemeinsamen Mittelpunkt befestigten Scheiben, deren größte, aus Brettern zusammengefügte, einen Pergamentüberzug mit zahlreichen aufgemalten konzentrischen Ringen aufweist, die in sechs Gruppen angeordnet sind. Der Scheibendurchmesser beträgt 2,70 m, der Durchmesser der noch vorhandenen Lübecker Scheibe 1,36 m. Der äußerste, größte Kreis zeigt die 365 Tage des Jahres, in Wochen eingeteilt, mit den Buchstaben a bis g bezeichnet, das a als Sonntags- und Anfangszeichen mit goldener Schrift. Der darauf folgende Kreis ist der Cisiojanus, wie ihn die mittelalterliche Zeichnung seit dem 13. Jahrhundert ausbildete. Das Wort ist aus circumcisio — Beschneidung (1. Januar) und janus — Januar gebildet. Die Namen der Monate, der Hauptfeste usw. wurden aneinandergefügt, ohne rechten Sinne, aber in Versform, um für jeden Tag eine ihn bezeichnende Silbe, an Stelle des heutigen Datums zu haben. Bei der augenblicklichen Stellung der Scheibe kann man die Verse für November und Dezember gut ablesen.

Der Hexameter für die erste Hälfte des Dezember lautet:

December Barba Nico Concep et alma Lucia.

Also am 4. Dezember (d. i. die 4. Silbe) ist St. Barbara, am 6. St. Nikolaus, am 8. Mariä Empfängnis, am 13. St. Lucia. Die Silben dieser Festtage sind mit goldener Schrift geschrieben, alle Feste noch einmal im innersten Kreise mit Goldschrift voll ausgeschrieben. Andere Kreise bieten Angaben über Mond- und Sonnenaufgänge, Jahreszyklen u. a. Bei der Lübecker Uhr zeigte ein bis 1752 erhalten gebliebener alter Mann mit einem Stabe das Tagesdatum. Nun sieht man auf dem schön geschnitzten gotischen Rahmen des unteren Teiles der Danziger Uhr an jeder Seite je zwei Figuren übereinander, oben zwei Trompetenbläser, wie am Gesicht und der Haltung des einen Armes zu erkennen, unten rechts einen Alten, der als Träger des Gebälks erscheint, links einen gekrönten Jugendlichen, dessen freier Unterarm leider fehlt. Die Annahme liegt nahe, daß er mit einem Stab oder Pfeil auf das Datum am linken Rande zeigte, wo die Schrift der rotierenden Scheibe sich horizontal einzustellen beginnt. So bot die große Tafel dem Beschauer die feststehenden Tage und Daten des Jahres; die beweglichen Feste, vor allem das Osterfest, las man in dem keilförmigen Spalt der aufgesetzten dunklen Scheibe ab, die außerdem auf jeder Seite des Spal-

tes in kleinen rechteckigen Ausschnitten je drei Reihen einer ebenso großen, von ihr verdeckten und daher gut erhaltenen dritten Scheibe zeigt. Hier war das wichtigste die Goldene Zahl, von 1 bis 19 laufend, der Mondzirkel, der anzeigt, in welcher Zeit die Mondphasen wieder auf denselben Tag des Jahres fallen. Jede Mondphase geht im folgenden Jahr um 11 Tage zurück, um nach 19 Jahren wieder auf denselben Tag zu fallen. Ostern ist bekanntlich der Sonntag nach Frühlingsvollmond. Ein großer, strahlenbegrenzter blauer Fleck auf der oberen Scheibe verrät uns den Umriß einer holzgeschnitzten Figur, vielleicht Marias mit dem Christuskind, auch der Dorn, an dem sie befestigt war, ragt noch hervor.

Über einem gewölbten dunkelblauen Sternenhimmel erhebt sich vorspringend der Hauptteil: das Planetarium, dessen Scheibe noch größer ist als der Kalender. Den Außenring bilden die zweimal zwölf goldenen Stundenziffern. Nach innen folgen die großen plastisch geschnitzten Zeichen des Tierkreises: der Schütze und ein Fisch nur noch im Umriß, die Zwillinge ohne Köpfe; der Wassermann hat seine Krüge losgelassen und sich in den Stundenkreis geneigt, aber der Löwe bewahrt noch Spuren seiner Vergoldung! Über dem Widder steht die jetzt verrostete Sonne an ihrem Zeiger, die „andern" fünf Planeten sind nicht mehr vorhanden. Es braucht wohl nicht daran erinnert zu werden, daß hier die vorkopernikanische Astronomie sich ein Denkmal bewahrt hat. Auf der rechten Seite der inneren schwarzen Scheibe erkennt man eine Vorrichtung, die den Mond in seinen verschiedenen Phasen hell und dunkel zeigt.

In den jetzt geöffneten Luken der oberen Ecken präsentierten sich vielleicht die im Vertrage genannten Schnitzwerke der Verkündigung und Anbetung der heiligen drei Könige. Sie standen also schon mit dem nächsten Teil der Uhr, dem Figurenwerk in Verbindung. Zwei wagerecht gestellte Scheiben, deren untere über den Rand des Planetariums herausragt, ließen vorn, je nach der Stundenzahl, die zwölf Apostel und oben je nach Viertelstunden die vier Evangelisten hervorkommen. Einzelne Figuren sind wohl noch vorhanden, z. B. zwei an den Außentüren. Aber am besten, weil unerreichbar, haben sich oben, ganz oben, Adam und Eva gehalten; die Menschenmutter zieht an dem Strang einer Glocke, der letzten eines Spieles, Adam hat einen Hammer. Um den Baum in der Mitte windet sich die Schlange, die mit ihrem gekrönten Mädchenkopf als Dämonenkönigin Lilith erscheint.

Mancherlei ungelöste Rätsel bleiben bei unserer Betrachtung noch übrig. Denn die Überlieferung von der astronomischen Uhr, vor allem

ihres Gebrauches, ist auffallend dürftig. Auch Theodor Hirschs Schilderung kann nur wenig befriedigen.

Aus Anlaß einer, übrigens kläglich gescheiterten Wiederherstellung der Uhr, hat im Jahre 1818 der Ältermann der Danziger Uhrmacher, W. F. Stiebelmacher, ein Gutachten über den Zustand und die vorhandenen Zubehörteile, insbesondere des Gang- und Schlagwerkes, abgegeben, das noch erhalten ist.

Die Fachliteratur der Großuhren wird das Danziger Hauptstück erst entdecken müssen!

Eine Besteigung des Marienkirchturms um 1850.

Von Louis Passarge.

Für ein paar Groschen erkauft man sich die Erlaubnis zur Besteigung des Turms der Marienkirche — schlechtweg Pfarrturm genannt. Man schiebt uns durch die Pforte an der nördlichen Seite des Turms in einen finsteren Raum, verschließt die Tür und überläßt unserem Instinkt, den Weg zu finden; denn zu sehen ist er nicht. Wir erklettern eine enge Wendeltreppe, die in der Grundmauer des Turms in die Höhe führt, halten uns, wie es bei Schiffskajüten zu sein pflegt, an einem Tau fest, und gelangen allmählich auf hölzernen Treppen von Stockwerk zu Stockwerk. Endlich stehen wir an einer verriegelten Tür. Der Turmwächter öffnet, und wir treten hinaus.

Wo Berge eine Stadt beherrschen, ist es, um einen Überblick zu gewinnen, am natürlichsten, sie zu besteigen. In Danzig bilden daher auch der Bischofsberg und der Hagelsberg die geeignetsten Punkte zur Aufnahme eines Panoramas. Die Schwierigkeit des Zutritts wegen ihrer Eigenschaft als Teile der Befestigungen macht es aber wünschenswerter, von der Höhe des Marienturms sich die ersehnte Übersicht zu verschaffen. Man befindet sich auf ihm ungefähr in der Höhe der genannten Berge und hat überdies den Vorteil, diese letzteren im Panorama selbst vor sich zu sehen. Nichts erleichtert aber die Erkenntnis der Bodenbeschaffenheit einer Gegend, der Lage einer Stadt mehr als dergleichen Besteigungen. Sie verschaffen, was alle Karten und selbst ein längerer Aufenthalt in der Gegend hervorzubringen nicht vermögen, einen Gesamteindruck und zugleich eine nicht einzubüßende Orientierung. Jeder Fremde, der eine gute Lunge hat, suche deshalb in einer fremden Stadt zuvörderst den höchsten Turm zu besteigen.

Die Aussicht vom Pfarrturm in Danzig gehört zu den entzückendsten. Haben wir die Lage der Stadt am Fuß des Bischofs- und Hagelsberges, östlich von der Weichsel begrenzt und von der Mottlau durchflossen, zu erkennen uns bemüht, dann schweift unser Blick über die nicht zu ermessenden Flächen von Dirschau und Marienburg, ja bis dahin, wo wie ein blaues Nebelland die Elbinger Höhen dämmern. Die ganze Ebene ein Garten für die Kultur, von Gräben, Kanälen durchzogen, bietet mit ihren Dörfern und Höhen ein Bild trunkener Fruchtbarkeit dar. Im Westen aber zieht sich vom Hagelsberge ab das Amphitheater jener lieblichen Hügelhöhen hin, an deren Fuß Langfuhr, Pelonken, Oliva und Zoppot liegen, bis dahin, wo das Ufer in seiner „Adlershorst" genannten höchsten Erhebung steil in das Meer abfällt. Wer aus dem Binnenlande kommt und es hier zum ersten Mal erschaut, der wird nicht wissen, was er mit diesem unerhörten Anblick machen soll, ihm wird zu Mut werden wie uns, wenn wir zum ersten Mal die Alpen — ein anderes Ungeheuer — erblicken und uns an die wie unter einem Druck leidende Stirn fassen. Denn ob Alpen oder Meer, beide sind uns ein Symbol des Unfaßbaren, der Unendlichkeit, deren sich unser beim Schauen eine Ahnung bemächtigt.

Hat unsere Seele den erhabenen Eindruck zu bewältigen gesucht, dann steigen wir wieder in die dunkle Turmtiefe hinab. Und wie wir früher aus der architektonischen Enge zu dem freundlichen Panorama vor dem Hohen Tor flüchteten, und sich unser Geist bei diesem Anblick erweiterte, so steigen wir von dieser Höhe mit ihrem Blick auf die Meeresunendlichkeit in die kleine Stube des Turmwächters, nicht größer als eine kleine Kajüte, und geben uns dem Zauber der Enge hin. Denn dieser wunderbare Kontrast liegt nun einmal im Menschengeist nebeneinander: das Schauen der Unendlichkeit und der Beschränkung, das Weite und Enge, Fern- und Heimweh.

St. Marien am Abend.

Von Arthur Brausewetter.

Frühlingsstimmung. Ein wenig wehmütig in den dichten Mauern der alten Hansestadt. Insbesondere um den Pfarrhof herum ist ein eisiger Zug, der kaum etwas von ihr aufkommen läßt. Dann aber blickt das Auge aufwärts zu einem gewaltigen, die ganze Stadt überragenden Turm — und nun ist doch Frühlingsstimmung da, und viel Schönes und Gehobenes ist in ihr.

Die Sonne, die den Nachmittag über mit den kleinen, alten schmalfrontigen Häusern geliebäugelt, die dichtgeduckt nebeneinanderstehen, übermalt den alten Turm mit wundervollem Rosenrot, und nun fängt er an zu blühen und zu glühen wie die ewigen Berge in den Alpen, wenn der Abend aufsteigt.

Wie oft, zu wie verschiedenen Jahres- und Tageszeiten, in wie mannigfacher Beleuchtung habe ich ihn gesehen, ganz in der Nähe und von weiter Ferne her, über Niederungen und Flüsse und die See hinweg — und jedesmal ist mir, als sähe ich ihn zum ersten Male, und immer entdeckte ich etwas nie Bemerktes, ganz Überraschendes in ihm, das zum Nachdenken zwingt.

Am schönsten aber ist er, wenn man von einem Abendspaziergang in die Jopengasse einbiegt, und ihn dann, von fröhlichen Sonnenlichtern umspielt, von weich schimmerndem Rosenrot umgossen, plötzlich in seiner ganzen Größe und Erhabenheit vor sich sieht.

Dann hat er Beides: das Königliche und das Ewige. Trutzig, herausfordernd, ja, von Hochmut nicht ganz entfernt, blickt er in seinem purpurnen Gewande auf die umliegenden Häuser und Bauten herab, grüßt er die schlank aufragenden Türmchen um ihn her, die ihm wie gehorsame Vasallen zur Seite gestellt sind, gleich als wollte er sagen: „Das alles ist mir untertänig, Danzig — das bin ich!“ Aus dem steinernen Urwald von Zinnen und Mauern, dem wundervollen Geäst der pfeilartigen Spitzen hebt er das mit einer abendgoldenen Krone geschmückte Haupt, einsam und einzig in seinem weiten Reiche.

In träumenden Umrissen zieht sich unter dem Turme der Bau der Kirche hin. In den vergitterten, quadratförmigen Scheiben der riesigen Fenster brennt das Abendrot, um die Mauern schmiegt sich die satte Glut dunkelroter Rosen, baut von Turm zu Turm, von Giebel zu Giebel hinüber glitzernd spielende Brücken, taucht alles in eine Welt von Farbe und Kraft.

Zum Schauen bestellt erscheinen Turm und Kirche wie das Symbol der alten Hansestadt, der zeit- und sturmumwitterte Zeuge ihrer Geschichte, der Leiden und Kämpfe des alten, stolzen Danzig, dessen Mark keiner Feinde Willkür, keine Änderung der Verfassung oder brutale Lostrennung brechen wird.

Nun stehe ich vor der wuchtigen Frauentür. Sie ist geöffnet. Vielleicht hat der Gemeindekirchenrat in der großen Sakristei eine Sitzung. Oder eine Bibelstunde wird in ihr gehalten. Denn durch die Glasscheibe der alten Tür schimmert mattes Licht. Gleichviel .... ich trete ein.

Abendliche Dämmerung umfängt mich. In der Luft ist noch ein winterlicher Hauch. Aber in der wunderbaren Stimmung, die die einzigartige Abendbeleuchtung hervorzaubert, empfindet man ihn kaum. Alles, die Umrisse, die Höhen und Tiefen sind von ihr erfüllt. Sie breitet sich mit weichen, goldenen Schwingen über die Grabsteine und Gänge, die sich ins Geheimnisvolle verlieren. Sie greift mit den rosig schimmernden Fingern an den alten Backsteinsäulen empor, über deren Weiß sich im Lauf der Jahrhunderte der Staub und Spinneweben in seltsamen Verästungen gelegt, so daß sie jetzt schimmern, als wären sie aus Marmor. Sie streicht mit weicher Hand über die alten, malerischen Fahnen dahin, die die Grabstätten der Kriegsobersten des Danziger Freistaates bezeichnen. Sie läßt das reiche Gold der für eine unermeßlich hohe Summe einmal erbauten Kanzel, die sich an einen zu einer korinthischen Säule umgearbeiteten Pfeiler schmiegt, in beinahe blendendem Glanze funkeln. Sie verklärt mit ihrem Lichte den goldenen Hochaltar, an dem Jahrhunderte gearbeitet, und ruht dann still und feiernd in den mächtigen Sterngewölben da oben wie in Gottes Schoß.

In St. Marco war ich, in Venedig und im Mailänder Dom wie in dem von Drontheim; in Köln und Quedlinburg, in Magdeburg, in Halberstadt und Hildesheim besuchte ich die herrlichen Gotteshäuser, vom Norden bis tief zum Süden Europas kenne ich die Kirchen. Ich fand strengere Stilarten, reinere Formen, ausgeprägtere Linien — nie fand ich eine Welt so wunderbarer Romantik, so lauschiger Poesie, so entzückender Mannigfaltigkeit bei aller grandiosen Einfachheit wie in St. Marien, besonders in der feiernden Stimmung des Abends, wenn die Farben allmählich verblassen, die Gegenstände ihr Wesen verlieren und alles Traum und Gleichnis ist, durchweht vom Atem der Ewigkeit.

Hat ein philosophischer Denker einmal gesagt, die Menschen arbeiteten zu viel und träumten zu wenig .... an einem stillen Abend in Marien lernt man zu träumen — und zu beten.

Wieviel inbrünstige Gebete mögen wohl im Lauf der Jahre und Jahrhunderte an diesem unvergleichlichen Hochaltar, aus tiefster Not, aus zerrissenen Herzen strömend, zum Himmel gedrungen sein. Mir ist als wäre in dieser sabbathlichen Abendstunde der ganze gewaltige Dom von ihnen durchweht, als wären sie lebende Seelen geworden, die geheimnisvoll durch die bläuliche Dämmerung wallen, wirken.

Einige Fremde, die eben noch geführt wurden, haben die Kirche verlassen .... ich bin allein. Herrlich dies Alleinsein in der Abendstimmung von St. Marien! Ich habe gute Predigten in dieser Kirche

Phot Ilse Macholz

St. Trinitatiskirche in Danzig um 1858

Nach einer Originalradierung von Prof. Joh. Carl Schultz

gehört, mancher Festgottesdienst steht vor meinem Geiste, manche andachtzwingende Einsegnung — dies Alleinsein ist schöner und tiefer als alles. Kein Laut mehr zu hören. Nur ab und zu der zischende Ton einer Fledermaus. Dann verstummt auch er.

Ich stehe am Hochaltar und habe von ihm aus einen wundervollen Blick auf das in ernste Unermeßlichkeit sich verlierende Mittelschiff bis hinunter zu dem alten Taufstein und der Orgel. Kindheits- und Jugenderinnerungen werden wach, geistern, locken durch die Stille. Wie manches Mal habe ich an diesem Altar gestanden und zu der heute verschwimmenden, im hellen Tageslicht aber deutlich sichtbaren, kunstvollen Holzschnitzerei emporgeblickt, die in größeren und kleineren Feldern Darstellungen aus dem Leben der Jungfrau Maria zeigt. Aber das Schöne und Unvergeßliche war doch, wenn die beiden gewaltigen Flügel sich öffneten, was an den großen Feiertagen oder zu anderen festlichen Gelegenheiten geschah, und man in eine Welt voll lauter Gold und Herrlichkeit hineinsah, in deren Mitte auf einem Sessel Maria saß, über ihr der Heilige Geist, in der Gestalt einer Taube schwebend, und eine von zwei Engeln getragene Krone. Zu beiden Seiten aber Gott, der Vater und Gott, der Sohn. Und über ihnen das Lamm Gottes und der Kelch.

Geheimnisvoll dämmern die Gründe der drei Schiffe. Hoch ragt das Riesenkreuz zwischen den Pfeilern vor dem Hauptaltar, weiterhin verliert sich alles, wird geistergleich, unwillkürlich, unfaßbar.

Das ist das Wunderbare an dieser Kirche: Es ist gar keine Stileinheit in ihr. Barock, Gotisch, Romanisch, Empire, alles findet man in ihr vereint, ja, bis zur verwirrenden Buntheit zusammengewürfelt. Nirgends treten besondere Architekturteile anziehend oder gar beherrschend hervor. Aber die großartigen Gesamtverhältnisse, die erhabene Einheit, die im Traum dieses Abends bis zur Ergriffenheit wirkt, lassen keine Stilwidrigkeit, keinen Mangel an kunstvollem Kleinwerk aufkommen, zeigen nichts als einen Bau von stummer und doch mit Zungen redender Ewigkeit, dazu von unaussprechlicher Romantik.

Tiefer sinkt die Sonne. Ihre letzten Strahlen gleiten über den sterbenden Christus in der Elftausendjungfrauen-Kapelle, streichen mit weicher Hand über die ungezählten Namen, die auf weißen Tafeln eingeprägt sind und deren Inhalt ein junges Heldenleben, einen frühen Heldentod bezeichnen. Denn die Elftausendjungfrauen-Kapelle ist die sorgsam ausgewählte und würdig bereitete Stätte des Kriegerdenkmals geworden. Der Gekreuzigte blickt auf die Gefallenen herab, denen er

die Losung gab: „Niemand hat größere Liebe denn die, daß er sein Leben lasse für seine Freunde."

Langsam, leise sinkt das Haupt voll Blut und Wunden auf die Brust herab, einmal noch geht ein Zucken über den Dulderleib, dann bricht das Auge im Abschied, und Nacht breitet ihre Schatten über das edle Angesicht. Aber zugleich ist etwas von dem lichtaufdämmernden Morgen in ihm: „Tod, wo ist Dein Stachel?"

Über Leichensteine hinweg, die den ganzen Fußboden decken, schreitet der Fuß zu der wunderbaren Taufkapelle, die weich und warm im Abendlichte schimmert. Nun stehe ich unter dem alten Hauptturm, in dem die sechs Glocken hängen, so groß und schwer, daß man es nicht faßt, wie sie damals so hoch hinauf gebracht werden konnten. Und in der Stille des Abends, der seine dunklen Schwingen weiter und tiefer deckt, ist mir, als vernähme ich die schlürfenden Schritte der Blinden, die diese Glocken in früherer Zeit läuteten und die steilen Treppen des Turmes mit nie fehlender Sicherheit auf und nieder stiegen. Und an Hans Düringer muß ich denken, den genialen Schöpfer der riesigen astronomischen Uhr da drüben, unweit von Martin Opitz' Grabstein im nördlichen Schiff der Kirche, den man in so grausamer Weise blendete, damit er niemals ein ähnliches Kunstwerk schaffte, und der aus Rache dann mit einem einzigen Hammerschlag das kunstvoll gebaute Werk zertrümmerte.

Es ist wirklich wunderbar, wie man am hellen Tage über alle solche Geschichten lächeln kann und wie einen ein leises Grauen überschleicht, wenn sie in solcher Abendstunde ungewollt über einen kommen.

Und nun mache ich einen Augenblick andachtsvoll Halt vor dem größten Schatz der Marienkirche: Memlings Flügelgemälde vom Jüngsten Tag, das vor einigen Jahren ein eigenartiges Jubiläum feierte: die hundertjährige Wiederkehr des Tages, da es nach langen Irrfahrten nach Frankreich, wohin es der beutegierige Napoleon verschleppt, und nach einem erzwungenen Aufenthalt in Berlin, das es um keinen Preis hergeben wollte, endlich in seine Heimat, nach St. Marien zurückkehrte und in feierlichem Gottesdienst der Gemeinde wiedergegeben wurde.

Es ist bereits zu dunkel geworden, um es zu besichtigen. Ich kenne es ja auch lange genug. Aber es beschreiben —? Wer will das Unbeschreibliche beschreiben? Nur wer es in seiner Wucht und Schönheit einmal geschaut, wem die Seele still und stark geworden, als er es sah und immer wieder sehen mußte, wer sich nicht loszumachen wußte von

der Gewalt seines Eindrucks, der weiß, welch ein Kleinod St. Marien in diesem Gemälde besitzt.

Die Dämmerung wird dichter, schwerer. Die Nacht hält ihren Einzug. Und durch die Schatten der aufsteigenden Nacht, die sich wie dunkel gewirkte Teppiche über den Fußboden, die geheimnisvollen Gänge breiten, schreitet der Fuß des Herrn dahin, daß man sein Rauschen durch die Stille zu hören meint. Und aus der Höhe der unermeßlichen Sterngewölbe da oben tönt eine Stimme: „Seid stille und erkennet, daß ich Gott bin".

St. Trinitatis.

Von Pfarrer Rode.

Der Fremde, der über Dirschau nach Danzig kommt, genießt vor der Einfahrt in die Stadt ein sein Auge fesselndes Bild: den Anblick des Westgiebels der Trinitatiskirche. Es ist der erste Eindruck, den er von Alt-Danzigs baulicher Schönheit gewinnt.

Über den hohen Fensterwölbungen erhebt sich architektonisch das reich geschmückte, dreiteilige Giebelfeld mit seinem weißverblendeten Pfeilerwerk und den schlanken Türmchen, auf denen kunstgeschmiedete Kreuze und Wetterfahnen im Sonnengold leuchten, ein Meisterwerk spätgotischen Backsteinbaues aus der Wende des 15. und 16. Jahrhunderts. Nachdem dieses einzigartige Baudenkmal schon einmal — im Jahre 1686 — einer gründlichen Instandsetzung unterzogen war, mußte neuerdings seine völlige Wiederherstellung erfolgen, die unter Leitung von Hochschulprofessor Dr. ing. Fischer (früher Danzig, jetzt Hannover) 1925 ausgeführt wurde.

An die Westfront lehnt sich rechts die im gleichen Stil erbaute St. Annenkirche, deren Gründung 1480 geschah. Links unterhalb des Giebels erblickt man eines der wenigen in Danzig noch erhaltenen „Kanzelhäuser", dessen dreifarbiger Fachwerkoberbau reizend wirkt. Die St. Trinitatiskirche ist 1431—1514 von Franziskanermönchen erbaut, die in dem anschließenden Franziskanerkloster, dem jetzigen Stadtmuseum und Realgymnasium von St. Johann, ihr Heim hatten. 1555 übergaben die Mönche das Klostergebäude und 5 Jahre später auch die Kirche dem Rat der Stadt Danzig, der das Kloster in ein Gymnasium verwandelte, das später berühmte akademische Gymnasium, dessen protestantische Rektoren seit 1585 zugleich Pastoren von St. Trinitatis waren.

1651 wurde die Kirche vom Rat der Stadt zur lutherischen Pfarrkirche der Vorstadt erhoben.

Das Kirchengebäude ist als dreischiffige Hallenkirche erbaut, 81 Meter lang, 29 Meter breit, 23 Meter hoch mit edlem Sterngewölbe. Die Kanzel stammt ihrem Hauptteil nach noch von den Mönchen her und gehört zu den ältesten der Stadt. Die Orgel ist 1914 bis 1916 vom Orgelbaumeister Otto Heinrichsdorff-Danzig neu erbaut und mit 58 klingenden Stimmen die größte der evangelischen Kirchen des Freistaates. Das kunstvoll geschnitzte Gehäuse der alten, aus dem Jahre 1648 stammenden Orgel ist erhalten geblieben. Nach der Fleischergasse hin setzt sich das Mittelschiff als Chorkirche fort, die von der Gemeindekirche durch einen 5 Meter breiten „Lettner" getrennt ist. Dieser 30 Meter lange „hohe Chor" mit fast 100 alteichenen Chorstühlen aus den Jahren 1510/11, ist die jetzige „Abendmahlskirche", eine der stimmungsvollsten gottesdienstlichen Stätten Danzigs. Es mag viele evangelische Christen in Danzig geben, die diesen weihevollen Raum noch nicht betreten haben. Sie würden von seiner erhabenen Schönheit überrascht sein.

Wie unsere Voreltern für die Schule sorgten.

Von Dr. W. Faber.

Bescheiden tritt die verträumte, laubumsponnene Johanniskirche hinter dem wuchtigen Bau von St. Marien zurück; aber wie bei so manchem Menschen ersetzt innerer Reichtum äußeren Glanz. Hier schreitet man nicht mit heiligem Schauer durch einen Säulenwald, der sich in schwindelnder Höhe in Netzgewölbe verliert, — dafür aber wird es einem hier warm ums Herz im Dämmerlicht des trauten, heimlichen Kirchenraums. Nirgends auch in der Stadt verspürt man so sinnfällig die enge Verbundenheit mit vergangenen Geschlechtern, die sich einander überboten, ihre Stätte frommer Andacht zu schmücken.

Unter den Bildnissen der Männer, die in diesem Gotteshause das Evangelium gepredigt haben, führt eine kleine Tür in die Sakristei. Ein riesiger Schlüssel öffnet knirschend den verstaubten Schrank an der Seitenwand: da stehen die Rechnungsbücher der Johannisgemeinde Reihe über Reihe, von den stürmischen Jahren der Reformation bis auf den heutigen Tag! Die ältesten sind in alte Pergamenthandschriften gebunden und auf der Innenseite der Deckel mit Resten wertvoller Renaissancedrucke beklebt.

Mit wohlgeschnittenem Gänsekiel ist von den wackeren Kirchenvorstehern Rechnung abgelegt, wieviel Mark und Groschen jeder einzelne der Kirchen- und Schuldiener vierteljährlich erhalten, was ein Messingblaker, ein Fenster, ein Gitter, die Glocke, die Orgel gekostet hat. Welch rührendes, ängstliches Sparen mit Pfennigen, um dort, wo es die Ehre Gottes oder bittere Not erheischte, mit vollen Händen geben zu können!

Wir greifen nach dem Jahrgang 1576/77, der mit der Lederhülle und der bronzenen Spange unter den übrigen hervorsticht: unsere Erwartung wird nicht getäuscht! Es ist der Rechenschaftsbericht des Vorstehers Hans Samen über den Neubau der Johannisschule, die im Frühjahr 1576 begonnen wurde und insgesamt 4365 Mark 11 Groschen nach heutigem Geld gegen 50 000 Mark gekostet hat. Die feierliche Einweihung fand am 22. April 1577 statt.

Das war also gerade jenes Jahr, in dem die Danziger Bevölkerung gegenüber den Unionsbestrebungen des polnischen Königs Stephan Bathory siegreich ihre Privilegien verteidigte! Trotz Acht und Bann, trotz waffenklirrendem Anmarsch polnischer Soldaten wurde die neue Schule rüstig von Stock zu Stock gefördert, innen und außen aufs sorgfältigste ausgestattet und schließlich mit Geläute und Festandacht ihrer Bestimmung übergeben. So wird die verschnörkelte Schrift im vergilbten Dokument lebendig; eindringlicher als es der beredteste Mund vermöchte, kündet sie von einem trotzigen, unbeugsamen Geschlecht, das, dem Riesen Antäus vergleichbar, aus der Verwurzelung mit der Heimaterde unerschöpfliche Kraft zog.

Vertiefen wir uns aber in die Einzelheiten, dann leuchtet noch etwas anderes auf: die hohe Einschätzung von Erziehung und Schule in weitesten Kreisen; ein beträchtlicher Teil der Bausumme kam durch hochherzige Stiftungen und Testamente zusammen, auch ganz einfache Leute erschienen da mit überraschend großen Beträgen, während andere Balken, Steine, Fenster stifteten; die Kirchenkollekte ergab im Lauf eines Jahres die ansehnliche Summe von 3000 Mark.

Die „kirchenreiche Stadt" hat man Danzig genannt; sie war aber nicht minder reich an guten Schulen. Abgesehen vom „Gymnasium Academicum", das zeitweise schier Weltruf genoß, zählte man nicht weniger als 6 lateinische Pfarrschulen, unter denen die Johannisschule mit Rektor, Kantor und 4 „Schulgesellen" nur hinter der Marienschule zurückstand. Keine Stadt des deutschen Ordens, selbst Königsberg nicht, reichte an das blühende, reichentwickelte Danziger Schulwesen heran,

Und ähnlich wie in der Kirche, so wetteiferten nun auch hier viele fleißige Hände, den Bau mit vergoldetem Steinbildschmuck, mit kunstvoll gemalten Rimmblechen, eingelegten Türen und bunten Fenstern zu schmücken; eine kunstvoll geschnitzte Wendeltreppe führte durch die 3 Stockwerke hinauf zum Dachboden.

Bittend und mahnend zugleich schließt der fromme Vorsteher den Baubericht mit dem Spruch:

Gott,
Behüt's vor Feuer und Unfall
Und gib, daß sein Name geehrt,
Sein heiliges Reich darin vermehrt,
Viel Menschenkinder recht wohl gelehrt
Und zu Christ den rechten Pastor geführt
Ins ewige Leben
Amen.

Das Gebäude steht noch heute, die Giebelreihen der Häkergasse ernst und würdig überragend. Mag es auch des früheren Glanzes beraubt sein, — lieb und wert soll es dem Gegenwartsgeschlecht sein als Zeuge vergangener Zeit, in der Freiheitssinn, Heimatliebe, Wissenschaft und Kunst im engsten Bunde miteinander lebten! —

An die Heimat.

Von Johannes Trojan.

Vielliebe Heimat, waldumsäumter Meeresstrand,
Oft regt die Sehnsucht sich in meiner Brust nach dir,
Am meisten aber um die holde Jahreszeit,
Wenn voll entfaltet frisch noch glänzt der Buche Laub,
Der Schmelz der Wiesen noch unangetastet ist,
Und wenn in Ähren lieblich wallend geht das Korn.
Dann denk' ich gern der Tage, da am Waldesrand
Auf einem Hügel sitzend ich den Blick erfreut
An weiter Felder unaufhörlichem Wellenschlag.
Und aus dem silbergrünen Meere hie und da
Hob sich ein Anger, ganz in Purpurrot getaucht,
Von zahllos vielen Häuptern aufgeblühten Mohns.
Der Tage denk' ich gerne, da ich ruhevoll
Durchstrich der frühlingsgrünen Wälder Einsamkeit,

Die Augen weidend an der stillen Blumen Pracht,
Und bis ins Herz von süßem Schauer angefaßt,
Wenn in den Wald sich plötzlich brausend warf der Wind.
O schöner Anblick, dessen ich so oft genoß,
Wenn durch der Buchen graue Stämme ich vor mir
Aufschimmern sah das Meer im allertiefsten Blau,
Und mir der Welle leiser Anschlag tönt ins Ohr.
Das alles gerne möcht ich einmal wiedersehn,
Und auch den Garten, wo ich einst als Kind gespielt,
Der nun schon lange fremder Leute Eigentum.
In meinen Träumen sah ich ihn so manche Nacht,
Und unverändert ist er stets der alte dann;
Ich aber möchte wissen, ob vorhanden noch
Die kleine Tanne — groß jetzt ist sie, wenn sie lebt —
Die einst der Vater pflanzte auf den Rasenplatz,
Als eben ich geboren, die er heimgebracht
In seiner Tasche damals aus dem nahen Walde.
Bald überwuchs sie, in die Höhe schießend, mich,
So schnell ich auch emporwuchs in der Jugendzeit.
Die möcht ich gerne wiedersehn, wenn sie noch lebt,
Und doch ein wenig bangt mir vor dem Wiedersehn.
Denn ob auch beide fast wir eines Alters sind,
Kam ich doch selber in die Jahre allgemach,
Da hier und dort schon etwas morsch am Menschen wird
Und manchmal leis ihm der Gedanke tritt ans Herz:
Ob nicht ein Förster, wandelnd durch den Menschenwald,
Schon für den nächsten Einschlag ihn gezeichnet hat.
Du aber, Tanne, gehst jetzt in die Jahre erst
Der vollsten Stärke und des freudigsten Gedeihns;
Vor dir in weiter Ferne liegt das Alter noch,
Das einst auch deine stolzen Glieder beugen wird.
Darum befürcht ich, daß du sagen wirst zu mir,
Wenn du mich musterst, während du dein Haupt vielleicht
Mitleidig schüttelst: Wahrlich, kaum erkenn ich dich.
Seit unter meinen Zweigen du als Kind gespielt,
Hast du dich sehr verändert, und zum Vorteil nicht.

Die Kaufmannsgilden oder die Brüderschaften des Artushofes.

Von Dr. Theodor Hirsch.

Die freie Bürgerschaft Danzigs bestand ursprünglich aus den Kaufleuten, mit denen im Lauf der Zeit die Brauer, Krämer, Gewandschneider und Schiffer zu gleicher Geltung gelangten. Während jedoch unter den Genossen jeder der vier genannten Zünfte oder Gilden eine enge Verbindung zur Wahrung ihrer Bürgerlichen Rechte in ähnlicher Weise wie bei den Handwerkern sich erhielt, ist unter der eigentlichen Kaufmannschaft ein solches Schutzverhältnis wenig wahrnehmbar, sondern in ihren Genossenschaften ist das gesellige Interesse entschieden das vorherrschende. Der König-Artus- oder Junkerhof, ein schon in früher Zeit (angeblich 1370 oder 1379) auf einem einst den Dominikanern zugehörigen Grunde erbautes Versammlungshaus, das, obgleich es bis 1476 von geringem Umfange gewesen zu sein scheint, dennoch alle freien Bürger aufnehmen konnte, gibt uns in seinen Ordnungen und Einrichtungen von dem geselligen Treiben derselben ein sehr erfreuliches Bild. Sonntags und heiligen Tages nach dem Mittagsmahle und am Werkeltage zur Vesperzeit gab die „Bierglocke" das Zeichen, daß die Bürger mit ihren Geschäftsfreunden aus der Fremde auf den Bänken des Hofes zum fröhlichen Trunke sich versammeln, oder, was bisweilen vorkam, mit ihren Frauen und Töchtern, bei der Musik der Spielleute, am Hoftanze sich erfreuen durften. Für die dargebotenen, geselligen Freuden werden aber auch gesellige Tugenden von den Hofgenossen gefordert. So wie nämlich der Besuch des Hofes allen denjenigen verboten ist, die einem Manne zu seinem Rechte nicht haben helfen mögen, oder die ein übelberüchtigtes Weib zur Ehe genommen, oder die verbotene Reisen gefahren haben, so sind bestimmte, in „Lasten Bieres" zu entrichtende Gesellschaftsstrafen für diejenigen angeordnet, welche durch unziemliche Reden, durch Unmäßigkeit, oder gar durch Tätlichkeiten das brüderliche Beisammensein stören. An die sittlichen Tendenzen knüpfen sich in späterer Zeit auch Beziehungen zur Kirche. Seitdem nämlich der durch eine Feuersbrunst 1476 zerstörte Hof wieder aufgerichtet war und in jeder Beziehung eine glänzendere Einrichtung erhielt, finden wir einzelne Bänke desselben gewissen Brüderschaften eingeräumt, die in noch engerer Weise, als es das allgemeine Gesetz des Hofes fordert, zusammenhalten. Als die angesehendste derselben erscheint die S. Reinholdsbrüder-

Kleine Krämergasse mit Durchblick zur Marienkirche

Nach einer Originalradierung von Professor B. Hellingrath

Verlag der Danziger Verlagsgesellschaft m. b. H., Danzig

schaft, welche der großen Mehrzahl nach aus einheimischen Kaufleuten besteht, die aber auch fremden Handelsfreunden, die das Geschäft nach Danzig führt, späterhin selbst fremden Künstlern und Priestern den Zutritt gestattet.

In dieser Genossenschaft ist nun der Einfluß der Zeit, in welcher sie entstanden ist, recht bemerklich. Denn obgleich die Brüder nicht bloß der Kollation wegen zusammenkommen, sondern auch, um während derselben miteinander Verträge abzuschließen, zu kaufen und zu verkaufen, obgleich auch die religiöse Tendenz keineswegs in den Hintergrund tritt, so hat doch schon die freie, lockere Lebensansicht jenes Jahrhunderts sie erfaßt, und es kommt ihnen, mögen sie auf Erlangung irdischer oder himmlischer Schätze ausgehen, vor allem darauf an, fröhlich zu sein und ihres Reichtumes zu genießen. Das äußert sich schon in dem eigentümlichen Verhältnis, das zwischen ihnen und ihrem Schutzheiligen, dem aus den Rheinlanden herübergekommenen h. Reinhold stattfindet.

Statt der frommen Hingebung, die die alten Brüderschaften ihrem Patrone beweisen, herrscht zwischen den Reinholdsbrüdern und ihrem Heiligen eine naive Vertraulichkeit und Freundschaft. Das hölzerne Standbild Reinholds, wie er das Haupt des von ihm getöteten Karlmanns auf dem Spieße trägt, schmückte ebenso den Pfeiler der Wand, an welcher sie schmausten, wie den Altar, vor dem sie beteten. Das Bildnis Reinholds, wie er mit seinen drei Brüdern auf dem Rosse Bayard davoneilt, ist den Trinkgeschirren wie den Altargeräten aufgedrückt. Die Kasse der Gesellschaft ist „S. Reinholds Schatzspind", der schönste Pokal „S. Reinholds Willkomm". Werden kaufmännische Geschäfte verhandelt, so gilt S. Reinhold für den Bürgen, Schützer, ja für den Abschließer des Geschäfts und nimmt wie ein Kaufmann auch Bezahlung in Anspruch. In dem Vertrage heißt es dann ausdrücklich: „So das geschieht, soll S. Reinhold erhalten zwei Pfund Wachs oder ein Meßlicht oder einen ungerschen Gulden zur Vergüldung seines Kelchs." Auch wenn im lustigen Gespräche gewettet wird, so ruft man ihn zum Zeugen, auf und er erhält seinen bestimmten Anteil am Gewinne. „Wenn der Otto Angermünde", heißt es einmal, (1492) „ein echtes Weib nimmt, so will Andres Klepper S. Reinhold sechs Pfund Wachs geben". Ein anderes Mal (1493) sitzen vier Junggesellen beisammen und machen miteinander aus, wer von ihnen zuerst eine eheliche Frau nehme, solle jedem der andern ein Hosenlaken und einen ungarischen Gulden geben, S. Reinhold aber ein Pfund Wachs. Selbst bei dem

religiösen Kulte, der in der von der Brüderschaft 1485 gekauften und aufs kostbarste ausgeschmückten Kapelle zu St. Marien stattfindet, ist die Sinnesrichtung der Stifter unverkennbar. Zunächst ist hier für den Gottesdienst aufs reichlichste gesorgt; der alljährlich abgehende Vogt der Brudergemeinde führt ein Jahr lang unter dem Namen des Kapellenvogts über denselben die Aufsicht, und drei Priester sind zur Besorgung desselben angenommen. Auch steht er an Feierlichkeit dem einer gewöhnlichen Kirche nicht viel nach; außer den täglichen Seelenmessen und der sonntäglichen Vesperfeier, bei welcher wenigstens der Kapellenvogt zugegen sein mußte, waren gewissen Tagen ganz besondere Festlichkeiten gewidmet. Am Sonntage nach Margaretten, dem Einweihungstage der Kapelle, wurde sie mit Gras und Maien ausgeschmückt, die Kreuze mit acht Pfund Wachs besteckt und eine singende Messe aufgeführt, für welche Priester und Sänger besondere Geschenke erhielten. Eine ähnliche Feier fand am S. Reinholdstage (12. Januar) statt, doch folgte auf die Messe am Abend ein großer Schmaus im Hofe, während dessen auch die Kapelle mit Kerzen erhellt wurde. Ein drittes Fest war am Tage Johannes des Evangelisten am 27. Dezember. Weil Johannes der Legende nach Gift ohne Schaden getrunken hatte, so weihete und kostete man an seinem Tage auf dem Altare einen bitteren Wermuthswein, welcher der Johannistrunk hieß, wie man es nannte „auf Johannis Lieb und Segen". Ob aber die Reinholdsbrüder es mit dem bittern Wein sehr strenge genommen haben, ist sehr zu bezweifeln, da nach den Kapellenrechnungen die Masse des ausgetrunkenen Weines von zwei Stof Malvasier bis zu sieben Stof sich vermehrte und zuletzt so bedeutende Kosten verursachte, daß man 1545 für geratener hielt, den Trunk in der Kapelle in ein Gastmahl im Hofe zu verwandeln. Auch ein acht Tage nach Ostern begangenes Fest war mehr weltlicher Art, es galt vornehmlich der Bewirtung des Hauptpriesters der Kapelle. Die bedeutendste und ernsteste Feier fand jedoch am Tage aller Seelen (2. November) statt, zu dessen Vorfeier schon einige Tage vorher in der „Seelenwoche" Spenden von Brot und Fleisch teils in der Kapelle an Hilfsbedürftige verteilt, teils den Armen im Pockenhause zugesandt wurden: „vor de leven seelen to beden, de ut unser brodersehop verstorffen sin". Am Aller Seelentage erhielten die Armen im heil. Leichnamhospital einen Schöpsen und Brot, damit sie (d. h. ihr Priester) mit drei Seelenmessen der Brüderschaft zu Hilfe kämen, während in der Kapelle selbst ein feierliches Totenamt für die während des Jahres Verstorbenen gehalten ward.

Eine ähnliche genossenschaftliche Einrichtung, wie wir sie bei den Reinholdsbrüdern kennen lernten, hat ohne Zweifel auch auf den übrigen „Bänken" des Artushofes bestanden; doch ist mir von ihren religiösen Verhältnissen zur Zeit nur so viel bekannt, daß die Bank Marienburg 1499 (Mittwoch nach Mauritus) einen Altar in St. Marien sich erwarb und seitdem eine St. Marien-Rosenkranz-Bruderschaft bildet, die holländische Bank, erst 1492 angeblich von holländischen Kaufleuten und Schiffern gestiftet, den Weltheiland zu ihrem Patrone erwählte und sich einen Altar in der Dominikanerkirche erwarb, an welchem die Mönche gegen ein jährliches Geschenk von 8 Mark täglich eine Messe zu lesen sich verpflichteten, die Schifferbank aber mit der Schifferzunft zusammenhing und gleich dieser einer St. Jakobs-Brüderschaft angehörte, welche außer dem gleichnamigen Hospitale ihre Kapelle in St. Johannis hatten. Die Christoffer oder Lubische Bank, die ich 1515 zuerst genannt finde, und die hlg. Drei Königsbank deuten wenigstens in ihren Namen auf eine religiöse Verbindung hin. Gleiche Verhältnisse dürfen wir auch bei der der Kaufmannschaft beigezählten Genossenschaft der Brauer voraussetzen, die in Beziehung auf die Kirche eine St. Nicolaus-Gilde bildete, an deren Altare zu St. Marien die vielen Taten des Schutzheiligen abgebildet zu sehen sind, so wie auch an seinem Namenstage (6. Dez.) der Brauer-Eltermann (bis 1734) ein besonders starkes Nikolasbier braute und an seine Gildegenossen verteilte. Die Krämerzunft dagegen hat die gesellschaftlichen Einrichtungen der Handwerksinnungen.

Die Handwerksinnungen.

Von Dr. Theodor Hirsch.

Ehrwürdige Denkmäler der ältesten Zeiten unserer bürgerlichen Gemeinde sind die zahlreichen Rollen, in welchen die städtische Obrigkeit den zu einem Vereine zusammentretenden Betreibern einer und derselben Hantierung Gesetz und Lebensordnung vorschrieb, ungeachtet ihrer großen Gleichförmigkeit reich an Zügen einer gemütlich heitern, durch Religion und Sitte veredelten Sinnesrichtung. Nur in wenigen Gewerken führte zur Stiftung des Vereins und zur Abfassung der Rolle eine äußere Nötigung, die Notwendigkeit, der Zwietracht und Schelung, welche bisher die Gewerksgenossen trennte, ein Ende zu machen; bei den meisten trieb zu solcher Verbindung das Beispiel des deutschen

Heimatlandes, der Wunsch, „der alten löblichen Gewohnheit anderer Länder nachzukommen, wie denn auch die Genossenschaften, was in mehreren Rollen ausdrücklich erwähnt, in den andern vorausgesetzt wird, nur für Deutsche Handwerker, nicht für Polen, nicht einmal für polnisch Redende gestiftet sind. Nachdem die Rolle in ihrem Eingange dem Gewerke seine Verpflichtung gegen die Obrigkeit eingeschärft hat, verbreitet sie sich im Einzelnen über den Betrieb des Geschäfts, „auf daß das Werk geehrt und der Einzelne in seiner Nahrung gebessert werde" und versieht die Genossen mit dem nötigen Schutze gegen die Gewerksbeschädiger, die sogenannten Bönhasen.

Aber der Erwerb ist nicht der einzige Zweck der Verbindung; eine nicht geringere Bedeutung legt die Rolle auf ein heiteres und fröhliches, aber auch zugleich sittsames und frommes Beisammenleben der Genossen, „dadurch Gott der Allmächtige möge geehrt werden". Damit ein solches sich gestalte, verlangt sie von ihnen zunächst eine ehrbare äußere Haltung. Jeder in das Gewerk aufzunehmende soll Zeugnis bringen, daß er ehrlicher Geburt, sich „in seinen Sachen rechtlich und frömmlich gehalten" und mit keinem unehrbaren Weibe verbunden habe; der Aufgenommene soll, wenn er noch nicht verheiratet ist, binnen einem Jahre einen christlichen Hausstand bilden, soll in seinem Geschäfte brüderliche Rücksicht auf seine Mitmeister nehmen, ihnen Kunden und Lehrlinge nicht abspenstig machen, überhaupt sich so verhalten, daß ihm nichts Ehrenrühriges nachgesagt werden könne; dem erkrankten Meister, der keinen Gesellen hat, seinen Gesellen überlassen, den kranken Gesellen neben der allgemeinen Hilfe, die ihm von Seiten seiner Mitgesellen zu Teil wird, seine Privathilfe nicht versagen, vor allem aber bei den Zusammenkünften der Brüder nicht fehlen. In diesen Zusammenkünften ist nun die enge Verbindung des Geselligen und Kirchlichen sehr eigentümlich. So wie kein Schmaus und Tanz ohne Erinnerung an die Kirche, so kein kirchliches Fest ohne Gastmahl. Bei jedem geselligen Beisammensein der Brüder, sei es zu ernster Verhandlung, zur vierteljährigen „Morgensprache" oder an Gewerkstagen oder in gewöhnlichen Versammlungen zum „Bruderbier", immer wird der Kirche schon in sofern gedacht, als die auf Übertretung der gesellschaftlichen Ordnung gesetzten Strafen zum größten Teil in Wachs zu entrichten sind, aus welchem die Lichter entweder zum eigenen Gottesdienst oder zu Geschenken an benachbarte Kirchen und Klöster angefertigt werden; besondere Rücksicht wird auf die heiligen Tage genommen, indem nicht bloß das Arbeiten an ihnen streng verboten ist, sondern auch das Schmau-

sen an denjenigen Festen, welche die Kirche zur Buße bestimmt hat. Endlich aber gibt es Versammlungen, deren Hauptzweck ein kirchlicher ist, der nämlich, für das Seelenheil der lebenden und der verstorbenen Mitglieder Sorge zu tragen.

Die Anstalten, welche jede Brüderschaft nach Maßgabe ihrer Mittel dafür trifft, heißen das Seelgerede oder Seelgeräthe, ein Name, der oft ganz speziell jeder einzelnen gottesdienstlichen Handlung des Gewerkes, oft aber auch geradeso dem Gewerke selbst beigelegt wird. Ein Gewerk führt in dreierlei Beziehungen drei verschiedene Namen: in Beziehung auf den Erwerb heißt es eine Zunft; in Beziehung auf das gesellige Zusammenleben eine Zeche, in Beziehung auf die Kirche ein Seelgeräthe. Das Seelgeräthe betrifft erstens die Begräbnisse. Wenn ein Bruder stirbt, so versammelt sich Abends das ganze Gewerk zur Feier von Vigilien in seinem Hause, am folgenden Morgen begleitet es die Leiche bis zur „Beigrafft“ in die Pfarrkirche, und erscheint dann wieder im Leichenhause, um an einer der zwei Seelenmessen für den Verstorbenen Teil zu nehmen, bei welcher Trauerfeier ein jeder opfern muß. Gleiches geschieht bei dem Tode der Meisterin oder der ältern Kinder. Stirbt ein Kind unter sieben Jahren oder ein Lehrbursche, „der gleich eines Mannes Kind ist“, so soll von jedem Paare wenigstens einer, Meister oder Meisterin, zugegen sein. Eine bestimmte Anzahl von Brüdern, gewöhnlich die jüngsten, tragen die Leiche und bewahren die Gerätschaften; für die Armen wird die Feier aus gemeinsamer Kasse gehalten. Bei dem Begräbnisse darf es am Bruderbiere nicht fehlen. Die Sorge für die Toten reicht auch über das Begräbnis hinaus. Zu bestimmten Zeiten im Jahre, in der Regel an den Quatembertagen, ward von Seiten des Gewerks ein Totenamt zum Besten der verstorbenen Genossen gehalten, in früheren Zeiten und bei ärmeren Gewerken durch den Priester am Hauptaltar, später, und bei reicheren durch eigene Kapellane an eigenen Altären und Kapellen, deren untere Räume die Begräbnisgewölbe für die Altarleute oder die ganze Zunft enthielten. An diesen Seelentagen wurden die Brüder mit ihren Familien zum Gottesdienst „verbottet“; aber Ärgernis soll dann ferne sein. Die miteinander in Streit sind, sollen zum Seelgeräthe nicht kommen; „niemand soll dahin führen, die nicht ehrbar sind“; „welcher Mann ein Schurzfell vor ihm hat, oder bloße Beine, und Frauen, welche baarfuß seien“, sollen einer Strafe verfallen sein; wer sich der vom Gewerk auferlegten Buße weigert, soll des Seelgeräthes entbehren. Die Haupthandlung besteht darin, daß nach gehaltenem Totenamte der Priester

die Namen der im Jahre verstorbenen Brüder und Schwestern aus einem Register verliest und darauf die Anwesenden zur Festhaltung in brüderlicher Liebe und Einigkeit ermahnt, auf daß sie das Licht ihres Herzens gegen Gott und die Nächsten so trügen, daß es von dem Seelenfeinde nicht verlöscht würde. Dies Register oder Totenbuch soll Seelrede oder Seelgerede geheißen haben und davon die allgemeinere Bedeutung des Worts sich herschreiben. Auch bei dem Traueramte fehlte das Gastmahl nicht, für welches jedes in das Gewerk neu eintretende Mitglied sogleich eine bestimmte Summe zahlte.

In so viele, untereinander unverbundene kleinere Vereine zerfiel die Gemeinde der Danziger Kirche; so vielfach gegliedert stellte sie sich dar am Frohnleichnamsfest, damals dem größten der Kirche, an welchem alle Brüderschaften zu einer gemeinsamen Prozession sich vereinigten, deren Zug die gesamte Priesterschaft eröffnete, auf welche die Genossenschaft des Rats, der Schöppen und so fort, die übrigen Stände folgten. Die Handwerksordnungen geben für diese Feier ausführliche Vorschriften, die jüngeren Mitglieder tragen die Lichter vor; das Ausbleiben von dem Feste zieht eine Strafe nach sich; zum Beschluß wird ein Gastmahl veranstaltet.

Die St. Georgshalle.

Von George Cuny.

Die St. Georgenbrüderschaft hatte bei der Eröffnung des Artushofs am 2. Dezember 1481 für ihren Bankenplatz die nordöstliche Ecke in Anspruch genommen. Zur Ausschmückung der zugehörigen Wandfelder bevorzugte sie, der Ausschließlichkeit zugeneigt, in ihrer Ritterecke kampfesfrohe Zier. War doch ihr Schutzpatron, der heilige Georg, das erste Schnitzwerk, welches die Halle schmückte. Sein Drachenkampf, die Verchristlichung der Perseussage, der stete Hinweis auf Mannestugend im Sinne des humanistischen Persönlichkeitsideals.

Das alte Besitzrecht der Georgenbrüder am Artushofe hatte der Rat im Einvernehmen mit ihnen aufgehoben und das neue Gebäude auf öffentliche Kosten errichten lassen; indessen wurde ihnen, als den ursprünglichen Begründern, einige Ehrenvorrechte zugestanden. Dazu gehörte das rittermäßige Stechspiel, das Turnier, am Fastnachtsabend und die Wahl des Maigrafen, bei dem nach der Sitte anderer Hanseaten alljährlich am Pfingstmontage stattfindenden glanzvollen Mairitt;

damit war oftmals auf Befehl des Rates der Auszug in Waffen und die Musterung aller wehrpflichtigen Bürger verbunden. Im Hofe selbst trafen sie die Anordnungen über die heraldische Ausschmückung, das Anbringen von Rüstungen als Trophäen, den malerischen Wandschmuck, falls es sich um Wappen als Hoheitszeichen handelte, sowie über die Platzverteilung an die einzelnen Banken.

In dem Testament hatte sie der Bürgermeister Philipp Bischof (gest. 17. Juli 1483) mit seinem besten vollständigen Harnische bedacht. Die Rüstung wird am Weihnachtsabend 1483 nebst zwei anderen, die beim Stechreiten mit scharfen Lanzen gedient hatten, als Wandschmuck angebracht. Auch gegen Ende 1487 geschah dieses mit mehreren Harnischen; es waren wohl nicht nur „Platen", vielmehr vollständiges Stechzeug, wie es der Hausbuchmeister auf der lebensvollen Zeichnung eines Turniers von 1480 darstellt. Ein solches Krönlein, als stumpfe Lanzenspitze seit 1493 in Danzig in Gebrauch, ist rechts neben dem Haupteingange an einer kleinen Kette als Erinnerungszeichen angebracht und noch vorhanden.

Gegen die Stellung dieser Harnische erhob sich der heftigste Widerspruch seitens der Marienburgerbank. Zu tief angebracht, fand ihr Marienburggemälde darunter nicht mehr Platz. Sie setzte es durch, daß die Trophäen in entsprechend größere Höhe hinaufgerückt wurden. Der Streit zog sich hin. Die Bankenbrüder „unter Marienburg" mußten sich verletzt fühlen, denn zu Ostern 1488 befindet sich das Bild, wie Weinreich mitteilt, gegenüber im Wandfelde der Reinholdsbank. Dieser vermeintliche Eingriff in ihre Rechte und frühere peinliche Vorgänge bei dem Fastnachtsstechen von 1486 reiften bei den Georgenbrüdern den Entschluß, ihre aristokratische Geselligkeit, wie im alten Hofe, in dem ausschließenden Kreise ihrer Mitglieder zu pflegen. Mit der Zulassung der minder vornehmen Gesellschaft erwerbstüchtiger Bürger war für ihren ständisch abgeschlossenen Kreis der rechte Boden im Artushofe nicht mehr vorhanden. Von 1487 entschließen sich die Georgenbrüder ein eigenes Gesellschaftshaus in ihrem Schießgarten neben dem hohen (d. h. Langgasser-) Tore zu errichten. Mit der Genehmigung des Rates wird am Tage vor St. Andreas, den 29. November, damit begonnen. Dem Bauverständigen Hans Glottau, einem ihrer drei Gartenmeister, zugleich städtischer Münzmeister, wird die Ausführung übertragen; im Sommer 1494 ist das Gebäude fertig.

Kaspar Weinreich nennt ihn den Baumeister, an anderer Stelle heißt er der „regirsman" über diesen Bau. Ich möchte in ihm nicht

lediglich den geschäftsführenden Verwalter erkennen; neben den besonderen Fachkenntnissen werden ihm auch baukünstlerische Fähigkeiten zu eigen gewesen sein. In dieser Zeit der Vielseitigkeit und Geschicklichkeit in verschiedenen „künstlichen" Techniken wäre das nichts Außergewöhnliches. Trägt doch der Nürnberger Münzmeister, auf dem von Georg Pencz gemalten Porträt, einen bautechnisch anmutenden Stechzirkel in der Linken. Barthel Ranisch erwähnt einen Maurermeister „Gergen Glaubau"; er gehört um 1503 der Zunft an; vielleicht ein Verwandter unseres Münzmeisters.

Dieses Klubhaus der Schildbürtigen in betontem Gegensatz zum Giebelhause des Bürgers ein freistehendes Schlößchen! Sein Zug ins Feudale beruht auf der erstrebten burgähnlichen Erscheinung. Die Kennzeichen niederrheinischer Herrensitze in Backsteinbauweise, Ecktürme mit Schießscharten, offene Wehrgänge mit Zinnenkränzen, in jeder Frontmitte ein ausgekragter Erker, alles in verjüngtem Maßstabe, betonen seine Eigenart vornehmer Ausschließlichkeit. Auch hier schon die neue Kunst der Renaissance im alten Gewande. Über dem quadraten Grundriß ein annähernd kubischer Aufbau. Das vierseitige Zeltdach als wichtiger künstlerischer Bauteil in die monumentale Gesamterscheinung planmäßig einbezogen; in feiner Abwägung der Massen bekrönt und beherrscht von dem achteckigen, durchbrochenen Laternenaufsatz mit dem goldgleißenden St. Georgsritter. Der Erbauer, Hans Glottau (Glottow), ein feinsinniger Meister, ihm sind die Baugedanken der Frührenaissance französischer Auffassung nicht unbekannt gewesen. Das zeigt sich in dem Streben nach wohlabgewogener Umrißwirkung des Baukörpers, in der eigenartigen Wandgliederung durch die selbständige Gestalt des Fenstersystems; jedes schlicht eingegliedert in ein tragendes Rechteck kräftiger Rundstäbe mit tiefschattenden Doppelbögen. Ferner in der nachdrücklich starken Umrahmung der breiten Frontfläche und in dem Betonen der Horizontalen in derb einfachen Gesimsen. Der bisherige trostlose Zustand des Äußeren hat seine Wertschätzung gehindert; denn nur die vollständige Bemalung im Sinne des späten 15. Jahrhunderts vermag seiner Bedeutung zur vollen Würdigung zu verhelfen. In den Mappen des Städtischen Hochbauamts schlummern die Wiederherstellungsentwürfe des unvergeßlichen Stadtbaumeisters Albert Licht, des letzten begeisterten Romantikers in Danzig (gest. 1893). Die von ihm geplante, doch erst 1898 ausgeführte Bekrönung der Eckürmchen mit welschen Hauben entspricht dem ursprünglichen Gesamtbilde.

Die St. Georgshalle und der Artushof sind für die Baugeschichte

der Ostmark von hoher Bedeutung. Seltene Werke der profanen Baukunst in der Sonderart ostdeutscher Frührenaissance finden sie für die Einzelgliederung ihren architektonischen Ausdruck in den für Danzig kennzeichnenden Formen des bodenständigen Backsteinbaues.

Das Hohe Tor und der Stockturm.

Von Dr. Lic. Semrau.

Wo die Menschen schweigen, da werden die Steine reden von Danzigs deutscher Art, von seiner ruhmreichen Vergangenheit, seiner politischen und wirtschaftlichen Machtentfaltung und von dem hohen Kunstsinn unserer hiesigen Vorfahren. Die Silhouette Danzigs zeigt immer wieder die alten Türme und Tore unserer schönen Hansestadt. In der Zeit, da uns so viele Werte vergangener Tage entrissen sind, wollen wir uns freuen, daß unsere Väter solch herrliche Bauwerke geschaffen und uns in so zahlreicher Fülle hinterlassen haben. Gibt es doch wenig Städte in deutschen Landen, deren Straßen und einzelne Bauwerke mitten im hastenden Getriebe des modernen Großstadtlebens so eindringlich vergangener Zeiten Geist und Größe uns predigen wie in Danzig. Denn wahrlich, wenn irgendwo, so gilt es hier: Ein Volk, das seine Vergangenheit nicht ehrt, hat keine Zukunft.

Die beherzigenswerten Inschriften der Türme und Tore können nicht oft genug gelesen werden. Wie eine heilige Mahnung der Väter sprechen zu uns die Worte, die am Hohen Tor angebracht sind:

„Justitia et pietas duo sunt regnorum omnium fundamenta“
(Gerechtigkeit und Frömmigkeit sind die beiden Grundpfeiler jeden Staatswesens),
„Civitatibus haec optanda bona maxima: Pax, libertas, concordia“
(Friede, Freiheit und Eintracht sind die schönsten Güter, die die Städte erstreben sollten),
„Sapientissime fiant omnia, quae pro re publica fiunt“
(Mit höchster Weisheit geschehe alles, was für das Wohl des Staates geschieht).

Das Hohe Tor mit Peinkammer und Stockturm — jedem Einheimischen von Kindheit an vertraut, jedem Fremden, der einmal in sinnender Betrachtung davorgestanden, unvergeßlich eingeprägt in der

Erinnerung als eins der schönsten Tore, die deutsche Renaissance je geschaffen.

Freilich, will man das Bild des Hohen Tores in seiner ganzen Schönheit auf sich wirken lassen, so muß man sich die modernen Großstadthäuser, die es heute links und rechts umgeben, fortdenken und im Geist den Rahmen wieder herstellen, in dem es einst gestanden: die grünen Wälle, wehrhaft und trutzig, mit dem breiten Graben davor, über die es für Freund und Feind nur einen Zugang zur Stadt gab: das Hohe Tor.

So ist das Hohe Tor, nachdem es in einfacheren Formen schon mehr als zwei Jahrhunderte gestanden, als Haupteingangspforte Danzigs im 16. Jahrhundert durch Meister Wilhelm von dem Blocke neu erbaut worden mit seinen wuchtig wirkenden gotischen Sandsteinquadern und mit den drei vergoldeten Wappenschildern im Gesims.

Jahrhundertelang hatte das Hohe Tor seinen Dienst als Haupteingangs- und Festungstor unserer Stadt getan, bis 1890/5 die Festungswälle niedergelegt wurden. Als einstiges Festungstor fand es dann für zwei Jahrzehnte dadurch eine entsprechende Verwendung, daß die militärische Hauptwache der früheren Garnison in ihm untergebracht wurde. Gegenwärtig ist es wieder dem Reiseverkehr dienstbar gemacht, wenn auch in anderer Weise als in jenen Zeiten, als das Hohe Tor das Hauptverkehrstor für alle Aus- und Einreisenden gewesen, indem heute das Reisebüro des Norddeutschen Lloyd dort sein Heim gefunden hat.

Der Stockturm und seine Umgebung.

Von Prof. Dr. Adalbert Matthaei.

Der Stockturm mit der Peinkammer, dem Langgasser Tor auf der einen und dem hohen Tor auf der anderen Seite bildete einmal ein Ganzes, nämlich den Abschluß und die Verteidigunganlage für die Hauptverkehrsstraße der Rechtsstadt nach dem Westen hin, nach der am meisten gefährdeten Landstraße.

Die älteste Anlage war das Langgasser Tor, das wohl gleichzeitig mit der Ummauerung der Stadt im Jahre 1343 angelegt wurde und die Öffnung der inneren Stadtmauer war. Davor lag ein innerer Graben und die äußere Stadtmauer. Ihre Öffnung nach der Stadtseite zu war mit dem Stockturm überbaut. Die unteren Geschosse, mit ihren drei Meter dicken Mauern, stammen ebenfalls noch aus dem 14.

Jahrhundert. Die beiden oberen Geschosse, mit den durch Eselsrückenbogen überspannten Blenden, verdanken ihr Aussehen dem Anfang des 16. Jahrhunderts, also einer Zeit, als Danzig schon seinen Vertrag mit Polen geschlossen hatte. Wenn auch die Bedachung im 17. Jahrhundert erneuert worden ist, so ist doch der ganze Turm im Bau mittelalterlichen Gepräges, und zwar der einzige an dieser Stelle.

Die Öffnung der Außenmauer nach der Außenseite der Stadt war durch die Peinkammer überdeckt, einem schon unter niederländischem Einfluß von 1570 in Backstein und Haustein ausgeführten Renaissancebau mit vier Ziergiebeln und ursprünglich einem, später drei Durchgängen nach dem äußeren Graben.

Als dann bei den artilleristischen Fortschritten eine Umwallung der Stadt notwendig wurde, wurde vor dem Peinkammertor von Wilhelm von dem Blocke in den Jahren 1576 bis 1588 das Hohe Tor, natürlich ebenfalls in den Formen der Renaissance, in die Umwallung eingebettet.

Endlich hatte das Langgasser Tor, ebenso wie die innere Mauer, in dieser Zeit ihren Zweck, als Verteidigungsmittel zu dienen, verloren. Es wurde abgebrochen und durch das heutige, lediglich einen ornamentalen Abschluß der Langgasse bildende Langgasser Tor von Abraham von dem Blocke 1612 ersetzt.

Die Stilwandlung, die wir an dieser Gruppe von Bauten beobachten, ist bezeichnend für den Wandel des Geschmacks in Danzig. Der Stockturm ist noch durchaus ein Erzeugnis der bodenständigen spätgotischen Kultur.

Wenn ich solch starken, hier vielfachen Befestigungsabschluß für die Zugänge einer Stadt oder einer Burg sehe, kommt mir unwillkürlich die Frage: „Hat diese oft raffiniert angelegte Verteidigungsanlage jemals die Probe bei einem Angriff bestanden?“ So weit ich mit der Geschichte Danzigs bekannt bin, ist der Feind im Kampfe nie bis zu dieser Stelle vorgedrungen. Wenn die Stadt kapituliert hat, so ist es geschehen,weil sie durch Mangel an Lebensmitteln oder Munition dazu gezwungen wurde. Der Haupteingang der Marienburg z. B., von der Vorburg aus zum Mittelschloß, hat nicht weniger als sechs Torverschlüsse. Sie sind nie im Kampfe auf die Probe gestellt worden. Klingende Münze, Bestechung haben die sechs Tore ohne Kampf geöffnet.

Treue und Festigkeit der Bürger ist ein besserer Schutz als alle Mauern und Bollwerke aus Stein, wenn sie auch noch so stark und unüberwindlich scheinen.

Der falsche Bürgermeister.

Von Herbert Sellke.

In der großen Hosennähergasse wohnte vor Zeiten, als die Standespersonen noch Perrücken trugen, der Schneider Jeremias Zipp. Sein Stübchen, das einem Verließ glich, wurde vom Tageslicht nur schwach erhellt. Es lud keine vornehme Kundschaft zu sich ein. Nur Sackträger und Schifferknechte fanden den Weg dorthin, um sich vom Schneider Zipp einen sonntagsmäßigen Habit anfertigen zu lassen. Für gewöhnlich aber machte er ihnen ihre Buscherunn, das war die Jacke, die man zur Arbeit über den Kopf zog.

Aber Jeremias Zipp hätte fürs Leben gern auch einmal etwas anderes zustandegebracht als immer diese Jacken, die eine der anderen glichen. In seiner Seele sah es überhaupt ganz anders aus als in seinem Stübchen. Er sehnte sich nach etwas Großem, Feierlichem, was ihm im Leben noch nicht begegnet war.

In seinen Lehrjahren hatte er bei seinem Meister viel Schönes zu sehen bekommen. Die vornehmsten Herren von Danzig ließen ihre Prachtgewänder von seinem Meister liefern. Der war dann auch emporgestiegen, war Schöppe und Ratmann geworden. Er aber, Jeremias Zipp, hatte im Leben nur alles sehen dürfen und durfte nichts für sich begehren. Ihn drängte das Dasein in die große Hosennähergasse, wo man höchstens von solchen Dingen träumen durfte.

Als Schneider Zipp es gar nicht mehr mit sich selber aushielt, kam er auf einen kuriosischen Gedanken. Er schrieb an den hochmögenden Herrn Bürgermeister ein ganz untertäniges Gesuch: Er möge ihm die Gnade erweisen, sich einen Staatsrock bei ihm anfertigen zu lassen, denn er wolle doch die Fertigkeiten seiner Hand nicht ganz verlernen und zu wissen kundgeben, daß er sehr wohl imstande sei, Prachtgewänder herzustellen. Er dachte sich dabei, wenn dir nur dieses eine glückt, dann glückt dir bald auch mehr. Abenteuerliche Gedanken schwirrten durch sein Hirn, genährt von den Berichten über den Seevogel Beneke und andere verwegene Gesellen, von denen ihm seine Kunden, die Schifferknechte, zu berichten liebten.

Es ist wohl kein Wunsch so verwegen, als daß seine Verwirklichung nicht möglich wäre. Der Herr Bürgermeister stutzte wohl zunächst über das merkwürdige Gesuch des Schneiders, und dann verfügte er gnädigst, der Bittsteller sollte vor ihm erscheinen und ihm die Maße für Rock und Hose nehmen.

Jeremias Zipp war hochbeglückt. Tage und Nächte saß er bei der Arbeit, und während die Nadel unter seinen Fingern tanzte, gingen seine Pläne so hoch wie der Ratsturm. Und immer wieder stellte sich der Wunsch ein, einmal, und sei es für eine Stunde, etwas Großes zu erleben, einmal, und sei es einen Augenblick, der Bürgermeister von Danzig zu sein.

Was wäre dabei gewesen, Jeremias Zipp wähnte, die gleiche scharfgeschwungene Habichtsnase zu haben und die stechenden braunen Augen wie Herr Gotthold Ananias Steffen, der hochmögende Herr Bürgermeister von Danzig. Und mit dem Amte käme der Verstand.

So spukte es im Hirne des Jeremias Zipp, als er das Staatskleid fertigte.

Als die Arbeit beendet war, kleidete sich Jeremias Zipp festlich an, als wäre hoher Feiertag. Dann trug er die neuangefertigten Kleider nach dem Rathaus hin.

Der Herr Bürgermeister war huldvoll, denn ihm machte die ganze Sache Spaß. Er geruhte, auf alle Dinge einzugehen, als messe er den Handlungen des Schneiders Zipp eine ganz ungewöhnliche Bedeutung bei.

Der Schneider sah sich in dem Arbeitskabinett des hohen Herrn neugierig um. Der Bürgermeister hatte es sich kommod' gemacht. Die Allongeperücke stand auf einem Ständer in der Ecke. Er hatte die Brille vor sich auf ein Aktenfaszikel gelegt und lehnte behaglich schmunzelnd in seinem reichgeschnitzten Armsessel.

Der Schneider ersuchte ihn mit geziemender Unterwürfigkeit, die Kleider abzulegen. Zuvor kamen die Stadtschreiber und der Kämmerer noch in dringlichen Geschäften, um den Herrn Bürgermeister zu befragen. Jeremias Zipp trat scheu zur Seite und machte bodentiefe Referenzen, dieweil er sich rückwärts in die Nische zurückzog, in der auf einem Ständer des Bürgermeisters Allongeperücke stand. Er brachte dabei durch den Anprall mit seinem Gesäß den Perückenständer in die Gefahr des Fallens, weshalb er sich von diesem, in Ergebenheit zerflossen, Verzeihung erbat.

Während der Bürgermeister Amtsgeschäften nachging, beobachtete Schneider Zipp die fremde Welt, die ihn umgab, mit Augen glühenden Begehrens. Das Zutraun zu sich selber wuchs in ihm plötzlich ungeahnt. Würde er nicht ebenso wie der Bürgermeister sagen können: „Wir werden derohalben mit uns gebührend zurate gehen!" Gewiß verstünde er sich mit gleicher Würde die juckende Nase zu scheuern.

Als die Amtshandlungen erledigt waren und der Kämmerer und der Sekretarius das Zimmer wieder verlassen hatten, war dem Bürgermeister die Sache mit dem neuen Anzuge ganz aus dem Sinn gekommen. Schneider Zipp machte ein absichtliches Geräusch. Der Bürgermeister wurde wieder auf ihn aufmerksam und sagte: „Ach so, das neue Staatsgewand."

Dann hieß er den Schneider, ihm in ein zweites Kabinett folgen, wo die Anprobe geschehen sollte.

Der Anzug saß zur Zufriedenheit. Nur fand Jeremias Zipp, daß je ein Knopf an Rock und Hose um ein weniges gerückt werden müßten, um den Sitz ohne Tadel erscheinen zu lassen. Er bestand in bescheidenster Bestimmtheit darauf, dies an Ort und Stelle tun zu dürfen, und der Bürgermeister ließ ihn aus Gütigkeit gewähren. Es war aber halbdunkel in dem Raume, und der Schneider Zipp bat, die kleine Arbeit in dem Arbeitskabinett des Bürgermeisters am Fenster vornehmen zu dürfen.

Als Jeremias wieder in des Bürgermeistes Amtsstube stand, bemerkte er, daß er auch des Bürgermeisters Alltagskleider mitgegriffen habe. Da war ihm, als flüstre der Böse ihm einen Entschluß ins Ohr. Er schloß sachte hinter sich die Tür und legte den Riegel vor, so daß der Bürgermeister das Zimmer nicht mehr betreten konnte.

Blitzschnell führte er dann einen Plan aus, wovon er auf Eid und Gewissen nicht hätte sagen können, wie er auf diesen Gedanken gekommen sei. Er schlüpfte aus seinen Kleidern heraus und hinein in die neue Robe des Herrn Bürgermeisters. Schon fiel sein Blick auf die Allongeperücke in der Ecke und auf die Brille, die auf dem Arbeitspulte lag.

In wenigen Augenblicken war die Verwandlung vorgenommen. Niemand hätte mehr den Schneider Jeremias Zipp aus der Großen Hosennähergasse erkannt, der sein Leben fast ausschließlich damit hingebracht hatte, für Sackträger und Schifferknechte Buscherumen anzufertigen.

Er lehnte sich in den Sessel zurück und vergaß, wer er sei, bildete sich hingegen ein, er sei Gotthold Ananias Steffen, Bürgermeister von Danzig.

Und in der Tat, an äußerer Ähnlichkeit mangelte es nicht. Jeremias Zipp hatte die gleiche, scharf hervorspringende Nase und auch so durchdringend blickende Augen wie Herr Gotthold Ananias.

Die Ratsdiener kamen herein und richteten ihre Aufträge aus. Sekretarien erschienen und stellten Fragen. Jeremias Zipp sah sie herablassend an und sagte, wenn er es überhaupt für seiner Würde ange-

messen hielt, zu sprechen: „Wir werden derohalben mit uns gebührend zu Rate gehen."

Die Ratsdiener und Sekretarien stutzten zwar, doch wagten sie nicht, dem Herrn Bürgermeister ein Wort zu sagen, das ihrer Verwunderung über ihn Ausdruck gebe.

Inzwischen wurde Herr Gotthold Ananias Steffen ungeduldig in seiner Klausur und machte sich an der Tür bemerkbar. Die Ratsdiener horchten auf das Geräusch und sahen den Herrn Bürgermeister, das heißt den Schneider Jeremias Zipp, erwartend an. Der sagte geringschätzig lächelnd: „Das Schneiderlein wird ungeduldig. Wir haben ihm aufgetragen, unserer Liebden Alltagsrock anitzo auf der Stelle auszubessern, und es scheint, als sei dem hochfahrenden Gesellen diese Arbeit zu gering."

Noch bei dieser Rede kam der Geheime Sekretarius hereingestürzt und berichtete mit allen Zeichen des Entsetzens, daß draußen vom Langen Markte und die Lange Gasse herunter sich ein Auflauf zusammengerottet habe. Flissaken von Warschau her hätten berichtet, die Pest rase durchs polnische Land und eile nach dem Meere zu; schon sei der schwarze Tod in Graudenz eingezogen. Die Menge wollte das Oberhaupt der Stadt auf der Freitreppe des Rathauses sehen, um aus seinem Munde zu hören, was zu glauben sei.

Jeremias Zipp sagte zunächst wieder: „Wir werden derohalben mit uns gebührend zu Rate gehen", dann aber erlebte er den höchsten Augenblick seines irdischen Daseins. Ihm war, als trage ihn das Wehen eines heiligen Schauers über die Wirklichkeit hinaus, als würde diese Stunde seines Lebens das Wunder offenbaren, auf das er hoffte je und je.

Die Nachricht des Geheimen Sekretarius übte eine Wirkung aus, daß niemand ferner darauf Obacht gab, daß Herr Gotthold Ananias in seiner Klause lauter und lauter ward. Auch kam es keinem in den Sinn, sich Jeremias Zipp in der äußeren Hülle eines Bürgermeisters näher zu betrachten. Man drängte ihn nur unter Wahrung alles schuldigen Respektes durch die Halle nach der Terasse hin, damit er einige Worte der Besänftigung zu der aufgeregten Menge sage.

Jeremias fühlte sich in diesem Augenblicke als Herrn der Welt. Inzwischen tobte der wahre Bürgermeister, Herr Gotthold Ananias, in Hemdsärmeln und ohne Hosen gegen die versperrte Tür.

Mit Schritten, als trage ihn das Bewußtsein einer heiligen Sendung, trat Jeremias Zipp auf die Freitreppe des Rathauses hinaus.

Die Menge freute sich, ihren Bürgermeister zu sehen und rief ihm Beifall zu. Da kam es vollends wie ein Rausch über den, der sonst in der Großen Hosennähergasse Buscherunnen fertigte und heute der Oberste von Danzig war. Er tat den Mund auf, um zu sprechen, sagte etwas, aber die Menge hörte nichts, denn schon der Umstand, daß der Bürgermeister vor ihr stand, genügte ihr, sich mit lauten Beifallsrufen Luft zu machen. Einige schrien wohl von weiter ab: „Die Pest! Die Pest!“

Als könnte er sie mit einem Wort erlösen, so riß es Jeremis Zipp in seiner Brust, doch was es ihnen jetzt sagte, hörten wieder nur die wenigsten, und auch die verstanden es nicht. Es waren die Worte: „Ich will euch glücklich wissen und werde Euch allen, allen neue Röcke nähen.“

Herr Gotthold Ananias wußte sich keinen andern Rat, als das Fenster zu öffnen und sich von dort aus bemerkbar zu machen, daß man ihn aus seiner unverdienten Gefangenschaft befreie. — Die Menge unten staute sich, und der Bürgermeister dachte, das sei um seinetwillen. Dann lehnte er sich weit aus dem Fenster hinaus und schrie, der verrückte Schneider da unten habe einen Schurkenstreich an ihm verübt.

Jeremias Zipp wandte mit erhabener Miene das Gesicht nach der Richtung des Fensters und sagte, wieder dem Volk zugekehrt: „Das ist der Schneider Zipp aus der Großen Hosennähergasse, der Euch die Buscherunnen näht, der arme Schelm ist ungesund. Ich habe ihn festsetzen lassen. Man wird ihn alsbald dem Narrenhause zuführen.“

Das Aufsehen, das der halb bekleidete Herr Gotthold Ananias im Fensterrahmen seiner Gefängnisklause erregte, hatte die Ratsdiener herbeigelockt. Sie erkannten die Züge ihres Gebieters und wollten schnell das Rätsel klären, wer hier der falsche Bürgermeister sei. Sie sprengten die Tür des Kabinetts und holten den Bürgermeister heraus.

„Die Pest! Die Pest!“ schrien unten wieder die Leute, nachdem der Mann im Fensterrahmen ihren Augen entzogen war. „Was tun? Was tun? Die Pest!“

Hundert Arme reckten sich gegen Jeremias Zipp. Der wußte, es müsse etwas gesagt werden, und er brachte dann auch wieder die Worte heraus: „Wir werden derohalben mit uns gebührend zu Rate gehen.“

Weiter konnte er nicht sprechen, denn kräftige Fäuste packten ihn von hinten und holten ihn ins Haus zurück. Dort nahm man ihm Perücke und Brille ab und stellte ihn dem rechten Bürgermeister gegenüber, der trotz Hemdärmeln und Unterhosen jeder Zoll ein Bürgermeister war, wohingegen Jeremias Zipp von Kopf bis Fuß jetzt ein um Gnade winselnder Schneider.

St. Katharinen um 1857

Nach einer Originalradierung von Prof. Joh. Carl Schultz

Das heißt, Jeremias flehte nicht um Gnade in dem Sinne, daß er ohne Pön davon kommen wollte, nein, er bat um gnädige und gerechte Bestrafung.

Während dieses Vorganges hatte man die Flissaken herbeigeholt, sie sollten dem Bürgermeister selbst berichten, was sie von der Pest in Polen wüßten. Da stellte sich heraus, daß man sie falsch verstanden habe. Sie hätten in der Schenke nur von der Möglichkeit eines solchen Falles gesprochen.

Nachdem so die Pestgefahr in nichts zerflossen war, zeigte sich auch der beleidigte Bürgermeister wieder versöhnlich. Er hieß Jeremias Zipp, der vor ihm am Boden lag und noch immer von gnädiger Strafe faselte, aufstehen. Das einzige, was er von dem dreisten Sünder erwarten wolle, sei die Reue.

Bei dem Worte Reue richtete Jeremias Zipp seinen Blick voll auf den Bürgermeister — der stand noch immer in Hemdärmeln und Unterhosen da, aber wie ein Kaiser, der auf den Krönungsmantel wartet — Reue? Nein, die könne er hierüber nicht empfinden. Er wolle büßen, aber nicht bereuen, denn wer könnte bereuen, einmal vollkommen glücklich gewesen zu sein? Ja, und glücklich hatte sich Jeremias Zipp in dieser Stunde wahrhaftig gefühlt.

Der Bürgermeister entschloß sich, den Schneider Zipp für einen Narren zu halten, dem man verzeihen müsse. Er hieß die Ratsdiener, den falschen Bürgermeister heimzuschicken und ihm einen nicht zu derben, aber doch empfindlichen Tritt gegen die Rückseite seiner körperlichen Erscheinung zu geben.

Besonders das letzte wurde prompt erledigt. Jeremias Zipp, noch immer in dem neuen Staatsgewande, das für den Bürgermeister angefertigt war, flog die Freitreppe, die ihn soeben noch im höchsten Glanze seines Erdentums gesehen hatte, hinab und rieb sich darauf die Stelle, die zum Sitzen dient.

Danzigs Belagerung durch die Polen im Jahre 1577.

Von Dr. Siegfried Rühle.

Als sich Danzig und mit ihm ganz Westpreußen 1454 vom Deutschen Ritterorden losgesagt hatten, wählten sie den König von Polen zum Schutzherrn. Sie hofften damit, ihre Selbständigkeit erweitern und wichtige Rechte, die die Ordensritter ihnen vorenthielten, erlangen

zu können. König Kasimir IV. hatte sich auch durch Verträge und Eide feierlichst verpflichtet, daß Preußen als selbständiger Staat nie an die Gesetze des Polnischen Reiches gebunden, sondern nur durch Personalunion mit der Krone Polen verbunden sein sollte. Auch Danzig erhielt weitgehende Privilegien zugesichert und wurde recht eigentlich ein selbständiger Staat.

Doch schon bald versuchte der national gesinnte polnische Adel die Könige zu bestimmen, Preußen mit seinen mächtigen Städten dem polnischen Reiche vollständig einzuverleiben. Schließlich erklärte Sigismund II. August im Lubliner Decret 1569 Preußen für eine Polnische Woywodschaft. Während die Bischöfe und viele hohe Beamte in Preußen schon vor diesem Vertrauensbruch sich auf die polnische Seite geschlagen hatten, der Adel und die kleinen Städte aber nach fruchtlosen Protesten sich fügten, widersetzten sich Danzig, Elbing und Thorn energischer der Einverleibung. Aber auch sie wurden schließlich unter die Statuta Karnkowiana, die allerdings z. T. mildere Bestimmungen als das Lubliner Dekret enthielt, gezwungen. Königliche Kommissare kamen nach Elbing und Thorn, um die neue Verfassung durchzuführen. Auch Danzig, das sich im Genusse seiner Privilegien und der günstigen Lage als Getreide- und Holzexporthafen für Polen zu einem reichen, mächtigen Staatswesen entwickelt hatte, beugte sich nach längerem Widerstande und vielen Verhandlungen. Seine Gesandten, die von den Polen gefangengesetzt waren, demütigten sich mit schmählichem Kniefall und entehrender Abbitte im Juli 1570 in Warschau vor dem Könige.

Der polnische Adel triumphierte; doch zu früh. Die Polonisierung, die allerdings in Preußen in den nächsten Jahren gewaltige Fortschritte machte, konnte die mächtige deutsche Stadt nicht berühren, die Durchführung der Statuta Karnkowiana scheiterte vollständig an der Festigkeit der Danziger Bürgerschaft. Die Gesandten der Stadt hatten sich zwar gedemütigt, Danzigs Widerstand war aber keineswegs gebrochen. Es herrschte vielmehr jetzt, nachdem man die polnischen Absichten erkannt und die polnischen Pläne durchschaut hatte, feste Entschlossenheit in der Bürgerschaft und auch im Rat, die wertvollen Güter, die man seit über 100 Jahren besaß, die politische Selbständigkeit und die nationale Freiheit, ebenso wie die religiöse Freiheit, die man erst 1557 errungen hatte, sich zu erhalten.

Als daher nach dem Tode Sigismund Augusts, der kinderlos gestorben war, ein neuer König von Polen gewählt werden sollte, traten die Danziger und mit ihnen die übrigen preußischen Stände nach der

kurzen Episode Heinrichs von Valois für Kaiser Maximilian II. ein. Sie ließen sich von ihm die Zusicherung geben, daß ihre Privilegien bestätigt und genau beachtet würden und hofften, in ihm, dem Deutschen Kaiser, einen Rückhalt für das Deutschtum ihrer Stadt gegen die Bestrebungen des polnischen Adels zu finden. Es gelang ihnen auch, am 12. Dezember 1575 seine Wahl durchzusetzen. Doch die Gegenpartei wählte in einer neuen Versammlung am 14. Dezember die Prinzessin Anna, die Schwester Sigismund Augusts, und bestimmte Stephan Bathory, den Fürsten von Siebenbürgen, zu ihrem Gemahl, also zum eigentlichen König. Während Maximilian nur seine Gesandten nach Polen schickte, erschien Stephan sofort persönlich und erreichte am 1. Mai 1576 seine Krönung in Krakau. Es gelang ihm, seine Gegner in Polen zu sich hinüberzuziehen, auch die Preußen und ebenso Elbing und Thorn huldigten ihm bedingungslos. Nur Danzig blieb fern und verlangte vor der Huldigung die Bestätigung seiner Privilegien und seiner Religionsfreiheit.

Die Stadt war sich darüber klar, daß die Verhandlungen mit dem Könige, die jetzt einsetzten, nur dann Aussicht auf Erfolg hatten, wenn sie darüber keinen Zweifel ließ, daß sie zur Verteidigung ihres Standpunktes bis zum Äußersten entschlossen war. Für diesen drohenden Kampf hatte sich Danzig immermehr in den letzten Jahren gerüstet. Die veraltete Mauerbefestigung mit ihren Türmen war durch eine neuzeitige Umwallung mit Erde und Wassergräben ergänzt worden. Rondels, dann eckige Bastionen in Form moderner Forts traten an die Stelle der Türme. Die Altstadt und die Vorstadt waren in den Befestigungsgürtel mit hineingezogen worden, nur an der Südfront, die am wenigsten gefährdet erschien, blieb noch die alte Stadtmauer bestehen. Die Westfront gegenüber dem Bischofsberge, der außerhalb der Befestigungsanlage blieb, galt mit Recht als besonders gefährdet und wurde durch zahlreiche Geschütze verstärkt. Der Wall zwischen dem „Rondel Karren“ und der „Bastion Elisabeth“ wurde damals aufgeführt, das „Hohe Tor“ mit der Brücke davor erbaut. Der Leuchtturm rechts neben der Mündung der Weichsel war durch einen gemauerten Kranz eingefaßt und zur Festung ausgebaut worden. Jetzt wurde er noch mit einer viereckigen hölzernen Befestigung umgeben, die an jeder Ecke eine „Bastei“ hatte. Seit 1571 hatte die Stadt begonnen, Geschütze in Arbeit zu geben. Sie besaß 1573 bereits 65 Stück, die in den folgenden Jahren fortgesetzt vermehrt wurden. Schon im Sommer 1576 schritt man zur Anwerbung fremder Kriegsleute. Ein Kriegsrat, der aus

Ratsherren, Schöppen und Vertretern der dritten Ordnung bestand, wurde eingesetzt; er hatte die Aufgabe, die Bürgerschaft militärisch zu organisieren und teilte sie in 77 rechtstädtische, 42 altstädtische und 30 vorstädtische Rotten ein. Die Ratsherren und Schöffen bildeten die Führer, eine Organisation, die sich in den folgenden Kämpfen nicht bewährte und geändert werden mußte.

Als noch die Verhandlungen, bei denen der Rat von vorne herein zu hohen Geldopfern bereit war, nur um die bedingungslose Anerkennung der Privilegien zu erreichen, hin und her gingen, brachen schon Anfang September 1576 die Scharen des polnischen Obersten Ernst von Weyher, der in Pommern und Preußen Söldner geworben hatte, bei Praust plündernd in Danziger Gebiet ein. Damit war der Krieg da, wenn auch die Verhandlungen noch keineswegs abgebrochen wurden. Danzig hoffte den König von dem Ernste seiner Forderungen überzeugen zu können, Stephan Bathory wollte die Uneinigkeit, die zwischen Rat und Bürgerschaft über die Anteilnahme der Bürgerschaft an der Regierung der Stadt herrschte, ausnutzen. Doch da sah er sich getäuscht. Jetzt, da die Polen heranrückten und die Freiheit der Stadt bedrohten, traten alle Gegensätze zurück. Sogar die Fleischer, die mit dem Rate schwere Konflikte gehabt hatten und streng von ihm gestraft worden waren, standen treu zu ihrer Stadt. Die Empörung über den drohenden Verlust der verbrieften Privilegien war im Volke so stark, daß man dem Rat nur noch vorwarf, er träte dem König nicht energisch genug entgegen. Weite Volkskreise in Danzig dachten damals daran, die Verbindung mit dem deutschen Reich, die durch den Abfall vom Orden 1454 zerrissen war, wieder herzustellen. Doch Maximilian starb bereits im Jahre 1576, und sein Nachfolger hat später nicht einmal die Vermittelung zwischen der Stadt und König Stephan Bathory auf deren Bitten hin übernehmen wollen. Der Schwerpunkt der Politik der Habsburger lag eben in ihren Erblanden, zum großen Teil außerhalb Deutschlands, nationale Gesichtspunkte, das Eintreten für das bedrohte Deutschtum einer Stadt, lagen ihnen völlig fern. Der Danziger Rat hatte daher klar erkannt, daß die Stadt im Verbande des Polnischen Reiches bleiben müßte, und arbeitete nur darauf hin, die Anerkennung ihrer Privilegien durch den König zu erreichen.

Als die Gesandten der Stadt in ihren Forderungen nicht nachgaben, erklärte Stephan Bathory am 24. September 1576 die Acht über die Stadt und rückte mit einem Heere nach Dirschau vor, vertrieb die kleine Danziger Besatzung aus dem kleinen Werder und zün-

dete überall unter Plünderungen die Danziger Dörfer an. Da brach in Danzig, das die Aufforderung zur Übergabe empört zurückwies, die Volkswut los. Die drei Klöster der Stadt wurden gestürmt und ausgeplündert; denn man glaubte, daß ihre Insassen es mit den Polen hielten. Die bischöflichen Güter in Schottland und Stolzenberg unmittelbar vor den Toren der Stadt wurden angezündet; auch die übrigen Vorstädte wurden zu Verteidigungszwecken niedergelegt.

Inzwischen zog der König bis dicht vor die Stadt. Er glaubte durch sein bloßes Erscheinen Danzig zur Unterwerfung bringen zu können. Doch seine Aufforderung wurde zurückgewiesen, die Verhandlungen abgebrochen, da er die sofortige Entlassung der Söldner und demütige Abbitte forderte. Er mußte wieder abziehen, da er zu wenig Truppen hatte, um zum Angriff übergehen zu können, und ließ den Kastellan von Gnesen Johann v. Zborowski mit 3000 Mann bei Dirschau zurück.

Die Stadt rüstete sich jetzt immer energischer für eine lange Belagerung. Eine eingehende Wachtordnung der Bürgerwehr wurde erlassen, die Befestigungsanlage erneut verstärkt, immer mehr fremde Söldner, besonders Dänen und auch Schotten, in Dienst genommen, zum Kommandanten der Stadt der rühmlichst bekannte Oberst Winkelburg von Kölln bestellt. Die Bürgerschaft wurde zu hohen Abgaben herangezogen.

Daneben gingen die Verhandlungen mit dem Könige, der von seinem Standpunkte aus Entgegenkommen und Geduld zeigte, weiter. Doch als in der Stadt die Gewerke immer mehr an Einfluß gewannen und dadurch die Haltung der Stadt immer selbstbewußter und polenfeindlicher wurde, brach Stephan Bathory die Verhandlungen ab. Er ließ unter Bruch des Geleites die Danziger Gesandten gefangen nehmen und ins Innere von Polen schleppen. Am 11. Februar 1577 wiederholte er die Achterklärung gegen die Stadt.

Da brach die Volkswut abermals furchtbar los. Es wurde ein Angriff auf das Kloster Oliva unternommen, dessen Abt Gaeschke man mit Recht an der feindlichen Haltung des Königs Schuld gab. Das Kloster wurde verbrannt und völlig niedergerissen, damit es nicht für die wilden Scharen des Ernst v. Weyher, die schon lange die Stadt beunruhigt hatten, als Stützpunkt dienen konnte. Unersetzliche Kunstschätze und wertvolle Manuskripte wurden damals vernichtet.

Der König rächte sich durch einen schweren Schlag, den er gegen den Danziger Handel führte. Er verlegte den Stapelplatz der polnischen Waren von Danzig nach Elbing und verbot jeden Handelsverkehr mit

Danzig. Dadurch wurde der Danziger Handel bei Eröffnung der Schiffahrt schwer geschädigt. Diese Maßregel ging auf Elbings Veranlassung zurück; es kann nicht bestritten werden, daß das deutsche Elbing die Notlage seiner Nachbarstadt auszunützen sich bemühte.

Auf dem Polnischen Reichstag wurde jetzt der Krieg gegen Danzig förmlich beschlossen; sogar die Preußischen Stände stellten 2000 Mann dem König zur Verfügung. Ernst v. Weyher überfiel die Stadt Hela, die zu Danzig gehörte, Zborowski beunruhigte ständig die Stadt mit Überfällen in Werder.

Der Danziger Rat zeigte sich dem Ernste der Lage durchaus gewachsen. Große Scharen fremder Söldner wurden herbeigerufen, König Friedrich II. von Dänemark, der ein sehr großes Interesse daran hatte, Danzig nicht polnisch werden zu lassen, wurde um Hilfe gebeten. Vor allem brauchte man Geld! Alles Gold und Silber aus Privatbesitz, die alten wertvollen Kirchenschätze aus der Marienkirche wurden eingeschmolzen und zu Notmünzen verarbeitet. Diese Taler, Halbtaler, Groschen und Dukaten zeigen nicht wie die sonstigen Danziger Münzen auf der Vorderseite das Brustbild des polnischen Königs, sondern den segnenden Heiland mit der Weltkugel und die lateinische Umschrift: „Defende nos, Christe salvator" d.h. „Verteidige uns, Christus, unser Retter".

Doch das Volk verlangte aus Empörung über die Überfälle im Werder ein energisches Vorgehen gegen die polnischen Truppen bei Dirschau. Gegen die besonnene Vorsicht der Regierung und gegen den Rat der Obersten und Hauptleute setzte man durch, daß ein Vorstoß gegen sie beschlossen wurde. Nachdem man schon einmal ausgezogen, vom Regen überrascht und deshalb schleunigst umgekehrt war, — bei schlechtem Wetter hörte in jenen Zeiten im allgemeinen überhaupt jede Kampftätigkeit auf, — rückten am 16. April die gesamte Besatzung von 3000 Mann und etwa 7000 Bürger, von denen aber nur 1200 gefechtsfähig waren, aus, wie man glaubte, zu einem Spaziergang. Die Danziger wurden aber am zweiten Tage bei dem westlich von Dirschau gelegenen Liebschauer See von den Polen völlig geschlagen. Die Feinde hatten hier eine sehr günstige Stellung eingenommen und die Städter über einen schmalen Damm gelockt, so daß sie ihre Übermacht nicht entwickeln konnten. In regelloser Flucht fluteten die Danziger, die ungeheure Verluste (2500 Tote und 800 Gefangene) erlitten hatten, in die Stadt zurück. Unterwegs wurden viele von den Bauern gefangen

genommen, von den deutschen Edelleuten der Umgebung in den Wäldern (von Bankau) gehetzt und totgeschlagen.

Groß war der Triumph der Polen, der sich auch in einer lateinischen Schrift über die Niederlage der Danziger äußerte, groß war der Jammer und das Klagen in der Stadt; doch der Widerstand der Danziger war keineswegs gebrochen. Der Trompeter der Polen, der die Aufforderung zur Übergabe brachte, wurde von der empörten Menge erschlagen. Die Gegensätze zwischen Rat und Bürgerschaft traten wieder zurück, der Dänenkönig wurde erneut um Hilfe angerufen. Die Bürgerschaft wurde neu zur Wachordnung eingeteilt. Die ganze wehrfähige Mannschaft wurde in 9 Fähnlein mit durchschnittlich je 16 Rotten und 500 Mann gegliedert und auf 9 Stände verteilt. Trotzdem wurde die Disziplin erst allmählich im Laufe der Belagerung gut. Da rückte der König auch schon zum zweiten Male heran, diesmal mit einem Heere von 7000 Reitern und 4000 Mann zu Fuß. Er hatte eigentlich sich zunächst der Festung Weichselmünde bemächtigen wollen, ließ sich aber von seiner Umgebung zu dem Versuch, die Übergabe der Stadt durch eine Beschießung zu erreichen, verleiten und schickte nur den Obersten Ernst von Weyher vor Weichselmünde. Am 13. Juni erschien Stephan vor der Stadt, ließ auf dem Bischofsberg Schanzen aufwerfen und die Beschießung eröffnen. Doch die Kugeln flogen meist zu hoch und über die Stadt hinweg, nur der Stockturm und die gegenüberliegenden Befestigungen mußten von der Bürgerwehr mit Sandsäcken geschützt werden. Mit den Kugeln — es waren Steinkugeln, oft auch Eisenkugeln, seltener sogenannte Feuerkugeln, — konnte kein großer Schaden angerichtet werden. Die Bürger bewegten sich deshalb auch völlig ungeniert in den Gassen der Stadt und machten sich nichts aus der planlosen Beschießung. Ja, die Landsknechte verhöhnten sogar die Polen vor den Toren; ihr Hauptmann Klaus von Ungern ließ eine Strohpuppe dort, wo am heftigsten geschossen wurde, an einer langen Stange von seinen Leuten hin und her tragen. Abends ließ er mehrere Trompeter auf dem Walle blasen und brachte dem König einen Schlaftrunk dar. Es werden auch Beispiele drastischer Gebärdensprache im Stile Götz von Berlichingens berichtet.

Nach einem längeren Waffenstillstande und verschiedenen vergeblichen Verhandlungen nahmen die Polen dann wiederum die Beschießung auf, wobei sie sich besonders das Rathaus zum Ziel setzten. Gleichzeitig unternahmen sie vielfach Streifzüge ins Werder. Voll Wut hätte das Volk in Danzig sich am liebsten auf die verhaßten Feinde

gestürzt; doch der Rat war gegen jede größere Unternehmung und trat lediglich für die Defensive ein. Schließlich schlichen sich aber einige hundert Landsknechte hinaus, überfielen eine polnische Abteilung, brachten ihr einen Verlust von 150 Mann bei und legten unter dem Jubel der Bürgerschaft ihre Beute vor dem Hause des Stadtkommandanten nieder. Sie schossen ihm zu Ehren ihre Gewehre ab und baten um Straffreiheit für ihre Eigenmächtigkeit.

Kurz darauf machte Klaus v. Ungern mit tausend Mann, die er in 50 Kähnen die Weichsel herabbrachte, einen nächtlichen Überfall auf die Truppen des Obersten Ernst v. Weyher vor Weichselmünde. Dort war in derselben Nacht ein großes Fest mit einigen adligen Besuchern aus der Umgebung gefeiert worden. Die Polen, die trunken dalagen, wurden niedergemacht, Weyher selbst konnte, nur mit einem Hemde begleitet, „durch eilige Flucht sich retten". 14 Geschütze, die in Weyhers Verschanzungen waren, wurden teils in die Stadt gebracht, teils vernichtet. Als der König 3000 Reiter zur Hülfe dorthin schickte, waren die Danziger schon längst wieder fort. Jedoch verbot der Rat, um den König nicht zu sehr zu reizen, in diesem günstigen Augenblick das Hauptlager der Polen auf dem Bischofsberg anzugreifen, was beabsichtigt war. Eine wütende Beschießung sollte des Königs Rache sein; doch schädigte sie die Stadt wenig, obgleich viele Kugeln die Kirchen, öffentliche und Privathäuser trafen.

In der nächsten Zeit machten die Danziger noch oft Streifzüge bis weit ins Werder und in die Nehrung hinein, sogar bis vor Dirschau, um sich zu verproviantieren. Sie verhöhnten den König und die Polen vor ihren Toren und riefen ihnen abends zum Schlaftrunk zu: „Kuhdieb, Kuhdieb, Buh, Buh, Buh!", worauf die Antwort natürlich nicht ausblieb, sodaß das gegenseitige Beschimpfen oft laut und lange zu hören war.

Schließlich am 15. Juli gab der König, nachdem er noch die Wasserkunst vor dem Hohen Tor hatte anzünden lassen, die Belagerung auf und führte seine Truppen ins kleine und große Werder. Es wurde ihm augenscheinlich ungemütlich vor Danzig, denn die Polen zogen, wie ein Chronist sagt, „ab von den Bergen aus ihren Schanzen des Gestankes und der Hitze halben, auch von wegen Mangelung des Wassers".

In den nächsten drei Wochen verhielt sich Stephan Bathory ziemlich untätig. Er versuchte mit seinen Truppen über die Danziger Nehrung vor Weichselmünde zu ziehen, um die Festung vom rechten Weichsel-

ufer aus angreifen zu können, mußte jedoch erkennen, daß er in dem unwegsamen, sumpfigen Gelände nicht weiterkommen konnte. Danzig war inzwischen darauf bedacht, die Befestigungen wieder in besten Verteidigungszustand zu setzen. Die arg zerschossenen Anlagen von Weichselmünde wurden ausgebessert und verstärkt, Arbeiten, an denen sich täglich ein Fähnlein Bürger beteiligte. Dänische Unterstützungen an Geld, Munition und Geschützen trafen ein. Das Verhältnis zu Dänemark war überhaupt recht eigenartig geworden. In weiten Kreisen der Bürgerschaft bestand damals die Neigung, den Dänenkönig zum Schutzherrn zu wählen, zumal da die tüchtigsten Führer dänische Offiziere waren und eine dänische Flotte, die den Befehl hatte, Danzig im Kampfe mit den Polen zu unterstützen, auf der Rede erschien. Da hatte der Rat, der nach wie vor seine Politik verfolgte, nur die Bestätigung der Privilegien zu erreichen, sonst aber der Krone Polen treu zu bleiben, oft einen schweren Stand.

Am 7. August rückte der König zum dritten Mal heran, diesmal mit einem Heer von 17 000 Mann. Er zog an der Stadt vorbei und schlug am Strande nördlich der Stadt auf dem linken Weichselufer in der Nähe von Konradshammer ein festes Lager auf. Er wollte seinen alten Plan, das feste Haus Weichselmünde, die „Laterne", wie die Polen sagten, zu erobern, mit aller Gewalt durchsetzten. Ernst v. Weyher baute eine neue Schanze auch noch auf dem linken Weichselufer vom Bollwerk bis zum Saspersee. Im vordersten Graben standen die Landsknechte mit ihren Büchsen, im hinteren lagen die ausgefüllten Schanzkörbe und zwischen ihnen die Geschütze. Die Danziger hatten auch eine neue Schanze den Feldbefestigungen der Polen gegenüber aufgeworfen. Von hier aus führte ein Laufgraben fast die ganze Bootsmannslake, die heute zum Kaiser-Wilhelmkanal ausgebaut ist, entlang zur Stadt, sodaß man von hier aus der Festung Weichselmünde Hilfe bringen konnte.

Bei der Beschießung, die jetzt einsetzte, wurde Weichselmünde sehr bald übel zugerichtet. Doch die Danziger hatten die Besatzung verstärkt. Sie legten auch, als die Kämpfe immer heftiger wurden, noch 5 Fähnlein Schotten und Gascogner in die Schanzstellungen, die zwischen dem festen Hause und der Stadt hinter der Bootsmannslake aufgeworfen wurden. Die Polen schossen jetzt mit glühenden Kugeln, wodurch das Pfahlwerk am Kranze in Flammen aufging; die Geschütze mußten entfernt werden, die Besatzung in Schanzen neben und hinter der Festung Deckung suchen. Da schickte der König einen Trompeter mit der Auf-

forderung sich zu ergeben. Doch der Oberst auf dem Hause, ein Hauptmann v. d. Schweinitz, ließ ihn, wie eine Danziger Chronik berichtet, entbieten „er habe so lange geschlafen und habe das Klopfen nicht gehört. Wollte der König hereinkommen, so müßte er bloß anklopfen, daß man es hören könnte. Dann trank er dem Trompeter zu, machte ihn gar voll, ehe daß er ihn von sich wegschickte."

Als Stephan Bathory diese tapfere Stimmung der Besatzung sah, entschloß er sich zum Sturm. Er ließ am 23. August, als die Aufmerksamkeit der Besatzung durch eine heftige Kanonade abgelenkt war, an einem Seil, das von einer Mole zur anderen hinter der Biegung der Weichsel unterhalb der Festung über den Strom gespannt war, seine Leute auf Booten herüberschaffen. Die Danziger bemerkten das erst, als das Boot schon fünf mal hin und her gefahren war, und schon eine starke polnische Abteilung auf dem rechten Weichselufer war. Die Polen überrannten im ersten Angriff die zunächststehenden Landsknechte der Besatzung und drangen bis an das feste Haus vor. Ja, sie hätten es genommen, wenn nicht gerade im Augenblicke höchster Gefahr drei Fähnlein Danziger Bürger aus der Stadt eingetroffen wären. Sie drängten die Polen bis auf die Mole zurück, wo sie sich tapfer hielten und auf die angreifenden Danziger die losgelösten Molensteine warfen. Die Verluste waren auf beiden Seiten 300 bis 400 Tote an diesem Tage. Mit Einbruch der Dunkelheit legten die Danziger vor ihrem festen Hause den Polen gegenüber, die sich auf der Mole befanden, am Strande eine Verschanzung an und beschossen die Feinde aus zwei Geschützen, wobei fast kein Schuß fehl ging und die Polen besonders durch die Steinsplitter große Verluste hatten. Am nächsten Morgen gingen die polnischen Landsknechte, die sich in der Nacht hatten verstärken können, wieder zum Angriff vor, vertrieben die Städter aus ihrer neu angelegten Verschanzung und drangen bis zum Festungskranz vor. Da warf sie ein Gegenangriff der aus der Stadt durch drei Bürgerfahnen verstärkten Danziger zurück. Wieder waren große Verluste auf beiden Seiten, viele Leichen trieben auf der See. Der Danziger Stadtkommandant, Oberst Winkelburg v. Kölln, war gefallen — er wurde später mit höchsten militärischen Ehren in der Marienkirche beigesetzt — viele Führer wurden verwundet.

Nachdem die Kämpfe infolge des schlechten Wetters zwei Tage geruht hatten, verbanden die Polen mit einer schmalen, leicht gezimmerten Brücke von Holzstämmen das linke Weichselufer mit dem rechten und verstärkten so ihre Mannschaften auf der Mole. Auch die Danziger holten

neue Verstärkungen aus der Stadt herbei, da sie die Bedeutung dieser Kämpfe voll erkannt hatten. Sie bemühten sich, durch zwei brennende Weichselkähne, die mit Pech, Teer und Strauchwerk beladen waren, die Brücke zu zerstören; der Wind trieb diese Kähne aber gegen ihre eigenen Schanzen bei Weichselmünde, sodaß sie viele Mühe hatten, sie mit langen Stangen abzuwehren. Schließlich gelang es einem Niederländischen Schiffer, von Danzig aus mit vollen Segeln trotz heftiger Beschießung durch die Polen die Brücke zu durchbrechen. Dadurch waren die deutschen Landsknechte der Polen auf dem rechten Weichselufer abgeschnitten. Sie wollten sich den Danzigern ergeben und in ihre Dienste treten. Doch die Städter wiesen sie zurück, „sie wollten nicht die unter sich vor redlich halten, welche sich gegen ihr eigenes Gebluete aufgesetzt hatten." Alle 600 wurden bis auf etwa 30, die sich retten konnten, niedergemacht oder ertranken.

Damit war Danzigs Belagerung entschieden. Der König zerstörte bald darauf sein Lager und zog ab. Die Besatzung von Weichselmünde hängte spöttisch eine Laterne heraus, um ihm den Weg zu weisen. Überall brannten die Polen bei ihrem Rückzuge. Die Dörfer Strieß, Zoppot, Conradshammer, Heiligenbrunn gingen in Flammen auf, und von Praust aus plünderten und brannten sie noch im Werder und auf der Höhe.

Stolz und ungebrochen war die Stadt aus diesem schweren Kampfe hervorgegangen. Das zeigte sich auch in dem Vorstoß, den die Danziger gleich nach dem Abzuge der polnischen Truppen unternahmen. Der Haß der Bürgerschaft richtete sich ebenso wie gegen die Polen gegen die deutschen Brüder, die mit den Polen gemeinsame Sache gemacht und ihr Deutschtum im Kampfe gegen Danzigs Freiheit verraten hatten. Deshalb drängte man schon lange auf ein Vorgehen gegen Elbing, das Danzigs Notlage in überaus brutaler Art ausgenutzt hatte. Am 10. September schon lief eine Flotte mit 2500 Mann Besatzung in Begleitung eines Dänischen Geschwaders aus. Wenn es auch in diesem „Danziger Anlauf", wie er genannt wird, den Danzigern nicht gelang, Elbing, das mit polnischer Hilfe erfolgreich verteidigt wurde, zu erobern, so brannten sie doch die gesamten Vorstädte nieder, versperrten durch Versenkung einiger Schiffe die Mündung des Elbing, erpreßten aus Braunsberg, Frauenburg, Tolkemit Lebensmittel und Geld, zogen sogar bis Königsberg, wo sie freundliches Entgegenkommen fanden, und kehrten schließlich Ende September mit 60 gekaperten Schiffen und reicher Beute nach Danzig zurück.

Inzwischen waren schon Friedensverhandlungen durch Vermittlung von Gesandten verschiedener deutscher Staaten, besonders von Brandenburg, angeknüpft worden. Weihnachten 1577 wurde schließlich der Friede wieder hergestellt, der König bestätigte Danzigs Privilegien im vollen Umfange, und die Stadt leistete erst nach dieser Bestätigung ihren Treueid und eine in durchaus würdiger Form gehaltene Abbitte; außerdem zahlte sie die großen Summen an den König, zu denen sie sich von vornherein bereit erklärt hatte.

So hatte Danzig sich in schweren Kämpfen ruhmvoll behauptet und durch festes Zusammenstehen aller Bürger hatte die Stadt ihre bürgerliche Selbständigkeit behauptet.

Neues von Zacharias Zappio.

Von Wilhelm Schwandt.

Wer das ist? Zappio? Der Einheimische weiß es: ein reicher Kaufmann, der in der Zapfengasse, die nach ihm ursprünglich Zappengasse benannt ist, wohnte, und der Johanniskirche „eine große Summe Geldes vermacht hat, von deren Zinsen immer noch morgens um 5 Uhr zum Gedächtnis seines einzigen früh verstorbenen Töchterchens Brigitte ein Glöckchen geläutet wird". Wilhelm Schumacher, Redakteur des „Danziger Dampfboots", hat vor bald hundert Jahren einen Roman über Zappio geschrieben, der in Danzig viel gelesen wurde, denn er erlebte drei Auflagen. Nun hat ihn L. Mahlau (Verlag A. W. Kafemann, Danzig) wieder herausgegeben, und ich habe geschichtliche Nachrichten über Zappio hinzugefügt, darunter auch einiges mitgeteilt, was er selbst vielleicht nicht einmal gewußt hat, geschweige denn ein anderer, z. B. wieviel Male er in der Johanniskirche Pate gestanden hat; es sind nämlich einige siebzigmal!

Acht Tage nach Beendigung des Drucks ist mir nun durch Zufall (wie man zu sagen pflegt) die Auflösung eines Rätsels geglückt, das mich Jahre lang beschäftigt hat. Zappio schenkte 1666 der Sankt Johanniskirche eine „Taufe", d. h. einen Taufstein mit Deckel, und 1670 hat (wie Zappio eigenhändig in die Kirchenrechnung eingetragen hat) „Schipper Claus Wolf, weil sein Kind Zum Ersten mahl in der Neuen Tauff getauft worden, gegeben zur Kirchen 30 Gulden". Die Taufe ist am 6. April 1666 vollzogen. Ob der Vater sich so lange besonnen hat, ehe

er die Verehrung machte, oder so lange nicht das nötige Geld zusammen hatte, weiß man nicht. Zappio aber schrieb schon 1666 in die Kirchenrechnung, daß er „auf seine Unkostung“ verehrt habe „Den Tauff Stein nebenst dem umbfang Gott zu Ehren, der Kirchen zum Zier“.

Nun werden Anno 1682 wieder Kinder zum ersten Male „in der neuen Taufe getauft“, und es ergibt sich, daß die Executoren des Zappioschen Testaments (Zappio starb 1680) sie haben anfertigen und aufstellen lassen: es ist die noch jetzt stehende, aus getriebenem Messing gearbeitete „Taufe“, die eins der größten Kunstdenkmäler der Kirche darstellt. — Wo blieb nun die „alte“ Taufe?

Im Jahre 1683 wurden in der Kirchenrechnung von Sankt Johann nich blos „allerlei Unkosten zum neuen Taufstein“ erwähnt, sondern auch „Ernst Emlern dem Mahler von den neuen Stücken auf die alte Tauffe die Bildschnitzarbeit weiß zu marmeln und zu vergolden“, gezahlt 13 Gulden, und endlich „Mr. Conrad Denken Tischern (= Tischlern !) vor zwei neue Stücke zu der alten Tauffe, die gekommen ist an den Herrn der Kirche“ 90 Gulden. Wer ist der Herr der Kirche? Der Kirchenvater Jacob Hinüber, der die Rechnung führte, kann darunter nur den Rat der Stadt und seinen Vertreter, den zweiten Bürgermeister gemeint haben, der immer „Inspektor“ der Sankt-Johanniskirche war, d. h. die Aufsicht über ihre Verwaltung hatte.

Nun komme ich in Steegen in die Kirche, und der eine der beiden Ortspfarrer, Michalik, zeigt mir den Taufstein. Da lese ich auf dem frei schwebenden Deckel des Taufsteins: „Frauw Catharina Zappin hat diesen Taufstein hier verehrt, dadurch Gottes Lob und Ruhm Und die Kirche wird vermehrt.“

Taufstein und Deckel sind in schöner Bildschnitzarbeit gefertigt, weiß und vergoldet, freilich neuer Anstrich. Im Jahre 1681 wurde die Steegener Kirche, wie ein Stein über der Sakristeitür meldet, neu aufgebaut; sie war abgebrannt. Augenscheinlich hat es eine Reihe von Jahren gedauert, bis die Inneneinrichtung in würdiger Ausstattung fertig wurde. Die schöne Kanzel, die in reicher Bildschnitzarbeit Figuren von Propheten und Evangelisten trägt, an der Tür das Bild des Heilandes und des Täufers, stammt nach der Inschrift aus dem Jahre 1685 ! Sie ähnelt in ihren Formen sehr dem Taufstein.

Was liegt nun näher, als anzunehmen, daß der Patron der Johanniskirche sich den alten Taufstein von der Johanniskirche ausliefern ließ, um ihn der neu aufgebauten Kirche in Steegen 1683 zu über-

weisen, vermutlich zu schenken? Schade, daß von den 8 Putten, die den Taufstein tragen, 4 die Köpfe verloren haben; und daß von den 8 in Zinn schön ausgeführten Engelsköpfen oben am Rande des Taufsteins auch nicht weniger als 4 fehlen.

So kam Zappios Name nach Steegen.

Das Danziger Krantor.

Von Fritz Braun.

Neben der Marienkirche darf kaum ein Danziger Bauwerk so viel Anspruch darauf erheben, als Danziger Wahrzeichen zu gelten, wie das alte Krantor, der trotzige Torbau der Breitgasse, der seine schwarze Nase so weit über die Mottlau hinausreckt, damit an den herabhangenden Ketten die Mastbäume der Schiffe aufgerichtet und niedergelegt werden. Ja, es will mir scheinen, als sei das Krantor gerade in neuerer Zeit immer mehr zum Liebling der Maler und Dichter geworden. Das wird mit dem Geiste unserer Tage zusammenhängen, der solche einfachen, von wenigen Linien begrenzten Gebilde ganz besonders liebt, vor allem dann, wenn sich dieser Einfachheit doch ein mystischer Charakter zugesellt. Ich kenne aber kaum ein Gebäude, bei dem mir diese Eigenschaft mehr aufgefallen wäre, als gerade bei dem Krantor. Die größte Schlichtheit und geheimnisvolle, sagen wir lieber rätselhafte Form haben sich hier in ganz einziger Art zusammengefunden.

Das Kind liebt das Mystische kaum. Der Schauer reizt es nicht; seine Seele wird davon überwältigt.

Auch ich habe dereinst das Krantor, durch das hindurch ich Tag für Tag zur Schule pilgerte, nicht sonderlich geliebt. Eine Gänehaut überkam mich, wenn ich im Torgang zu den riesigen Holzrädern aufsah, von denen man mir erzählte, sie seien dereinst durch maschinenmäßig tretende Sklaven in Bewegung gesetzt worden. Hier begriff ich für immer, was ein Sklave sei, und noch heute kann ich dies Wort nicht hören, ohne daß ich sogleich an das Krantor meiner Vaterstadt denken müßte.

Und wie unwirsch blickte der düstere Bau zu dem Quintaner und Quartaner herab, wenn er am dunklen Oktobertag, langsamer als nötig, auf der Langenbrücke daherkam, um sein klägliches Zeugnis dem Urteil unwilliger Kritiker zu überantworten. „Na, warte du mal",

nickte das wuchtige Balkenhaupt, „warte du mal, du hast noch eine nette Suppe auszulöffeln!“

Erst dem festen Mann konnte der rechte Sinn dieses trotzigen Bauwerkes so ganz aufgehen. Er begriff, daß es nicht der Lust des Lebens, sondern harter Arbeit geweiht sei, und daß es schon deshalb nicht so frei gen Himmel sehen dürfe, wie die Türme der Gotteshäuser. Auch der Blick des pflügenden Bauern sucht ja nicht die wandernden Wolken und die liebe Sonne; sein Auge ist auf die dunkle Erde gebannt, aus der sich die feuchten Schatten heben.

Aber trotz alledem ist der Bau doch nicht plump, sondern nur stark und fest, wie ein mächtiger Schröter das sein muß.

Kommt ihr vom Grünen Tor daher, so seht ihr anfangs nur das Profil des Krantors, das schwer und übergewaltig ausschaut Nähert ihr euch aber dem Bauwerk mehr und mehr, so bemerkt ihr, daß der Dachfirst nach hinten zu ganz schräg abfällt, so daß dem zum Fluß gesenkten Haupt auf der Rückseite auch der gesenkte Rücken genau entspricht. Dadurch verliert das ganze Gebäude ein gut Teil seiner Schwerfälligkeit, und wir gewinnen fast den Eindruck, als hätten wir es mit einem gerade schaffenden Lebewesen zu tun.

Ganz anders zeigt sich uns der wuchtige Bau, wenn wir vom andern Ufer des Flusses zu ihm hinüberschauen oder auf dem Dampfer an ihm vorübergleiten Dann blicken wir diesem Genius der Arbeit gerade ins Antlitz Und dieses Antlitz ist kein demütig Knechtsgesicht. Der riesenstarke Schröter steht so fest und stolz vor uns, daß wir uns kaum getrauen, ihn voll und offen anzusehen und uns fast schüchtern fragen: „Hast du deines Lebens Werk auch so treulich erfüllt, wie dieser fromme und getreue Knecht deiner lieben Vaterstadt?“ Wer dem alten Kran jemals so recht ins Antlitz schaute, wird sich nie mehr mit dem lauen Sprüchlein begnügen, daß die Arbeit nicht schände; der weiß es besser: „Arbeit adelt!“

De junge Kuulbarsch.

Von Walther Domansky.

Deep en de Mottlau opp de Grund,
Wo all de Feschkes speelen,
Dor schwemmt een Kuulbarsch fett on rund,
Doch schient emm war to fehle.

Sien Öllre kome, na on de
Fang'n oan, emm uttofroage,
He söcht, emm deiht de Buck so weh,
On bliwwt dorbi, to kloage.

Na ob je wat gegete hadd',
Well Moder denn nu weete —
Ja,'n Herr warf ut sien Muul dor wat,
't wär bruum, dat hadd he frete.

Oll Kuulbarsch lacht on schempt opp een:
„Wat best du för'n Labommel!
Mottst du denn gar so happig senn
Uck opp Zigorestommel?"

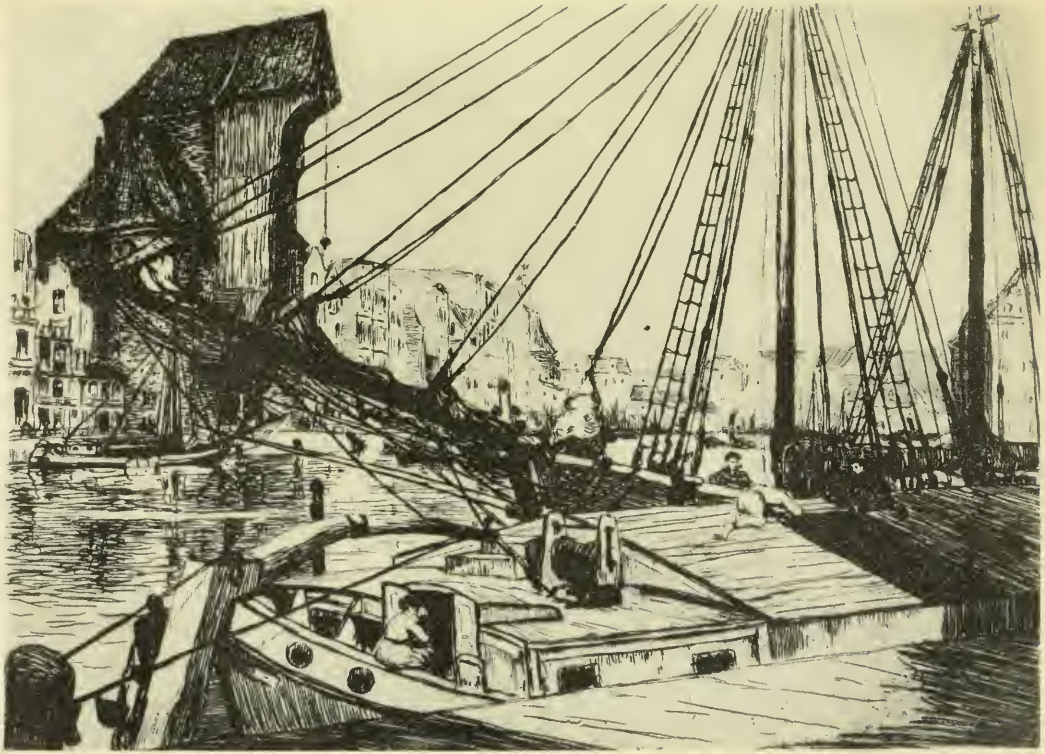
De jung Kuulbarsch krömmt sich ganz rund:
„Wie kann eck dat denn weete?
Nee, met de Menschheet es't to bunt,
Wat de uck allens frete!"

Katharina Meydeborg.

Von Martha Hinz.

Am Fenster ihres Erkers in der Jopengasse stand die Ratsfrau Katharina Meydeborg und schaute sinnend in den verglühenden Tag, sehnsüchtig des fernen Gemahls gedenkend, der in Krakau weilte, um an den Beratungen mit König Kasimir von Polen teilzunehmen.

Es war jene unheilvolle Zeit, in der man das Vertrauen zum Ritterorden verloren hatte und verlangend nach einem Halt unter Führung eines regierenden Fürsten ausschaute. Dem „Preußischen Bund" (der Vereinigung von 53 Edelleuten und 19 Städten zum Schutze gegen den Ritterorden) wollte der Anschluß an Polen seiner geographischen Lage wegen am vorteilhaftesten erscheinen; aber Danzig sah mit Mißtrauen dieser Anlehnung entgegen. Weniger aus Überzeugung und Neigung, vorwiegend durch zeitliche Verhältnisse genötigt, mußten die Danziger Ratsherren als Vertreter der Stadt bei den Verhandlungen ihre Stimmen abgeben.



Am Kran

Nach einer Originalradierung von Professor B. Hellingrath
Verlag der Danziger Verlagsgesellschaft m. b. H., Danzig

Johann Meydeborg war nicht nur ein weitblickender Mann des Rates, er war auch ein gar gelehrter und frommer Herr, der sich gerne in alte Handschriften vertiefte. Die Priesterschaft von St. Marien hatte ihm sogar aus ihrer theologischen Bücherssammlung, die 1413 vom Pfarrherrn Andreas von Slommow und seinen Kapellanen gegründet und vom Orden feierlich bestätigt worden war, zum privaten Studium einige Bücher geliehen. Bei seiner Abreise hatte er die Sorgfalt für diese seiner Hausfrau ans Herz gelegt: „Hütet mir die Bücher!“ klang es noch in Katharinens Seele, und doch war durch ihre Schuld eines der kostbarsten Werke beschädigt worden .....

Katharina gehörte zu den wohl unterrichteten Frauen ihrer Zeit. Ihr lebhafter Geist, ihr feiner Instinkt machten sie fähig, den Gängen der Wissenschaft zu folgen, und an der Seite ihres Gemahls gab sie sich eifrigen Studien hin. Ihr Forschertrieb hatte während seiner Abwesenheit ihre ganze Seele gefangen genommen.

Stunde um Stunde saß sie über den heiligen Büchern; ihre Augen betrachteten mit Entzücken die kunstvollen Initialen, aber an dem Inhalt der Schrift erlahmte doch dann und wann ihr Sinn. Obgleich sie der Männer Rede, auch der lateinischen, zu folgen vermochte, die lateinische Schriftsprache war ihr nicht ganz geläufig. Schmerzliche Erkenntnis ihrer Unwissenheit machte sie tief traurig, und ohne ihr Wollen und Wissen fielen ein paar Tränen auf die gemalten Buchstaben, deren Farben sich vermischten ..... Wie heftig erschrak sie; — sie versuchte, die Feuchtigkeit abzutupfen und vergrößerte nur den Schaden.

In dumpfer Qual brachte sie nun die Tage hin. — Wie würde ihr Gemahl sie traurig anblicken und durch ein strafendes Wort ihre Reue und Pein vermehren! — Wenn er nur erst zu Hause wäre! — ... Und welch eine Schuld ruhte auf ihr der Kirche gegenüber! — — Absolution würde sie wohl erhalten, aber Vergebung machte diesen Schaden nicht gut. — Ein Fleck im heiligen Buch, — ein Fleck auf ihrer reinen Seele zugleich ....

In übergroßem Kummer schlich sie in die nahegelegene Marienkirche, und in der Allerheiligen-Kapelle, die ihrer Familie gehörte, versank sie auf den Stufen des Altars in Wehmut und Trauer. — So fand sie der Kaplan Heinrich Calow — ihr Beichtvater. „Ehrsame Frau,“ hub er an, „welche Seelenpein tragt Ihr im Herzen?“ — Und als Katharina ihre Schuld gestammelt hatte, legte er die Hand wie segnend auf ihr Haupt und an ihr Ohr klang es mit weicher, voller Stimme: „Liebwerte Frau Katharina, Eure Tränen waren nicht unheilig, —

Gott wird sie nicht anrechnen, und habt Ihr uns ein Buch ein wenig verunziert, Ihr könnt als Sühne eine Anzahl neuer, kostbarer Bücher zu den vorhandenen hinzutun, zu Nutz und Frommen der Priesterschaft. Somit kann aus Eurem Ungeschick ein reicher Segen erwachsen." — —

Wie ein Labetrunk erquickten diese Worte Katharinas Seele, und wie ein Blitz durchzuckte es sie: „Das schickt Maria — Maria und Allerheiligen." Des Kaplans Füße umklammernd fand sie Tränen der Erlösung. Ein Weg öffnete sich ihr, eine Rettung winkte .... Die krankhafte Erregung ebbte allmählich ab. Die Aussicht, ihre Seele wieder rein baden zu können, gab ihr Mut und Kraft. Tief atmend schluchzte sie: „Dank — Maria — Dank!" — Und der Kaplan schlug das Kreuz über sie. — — —

Sechs Jahre später, im Jahre des Heils 1460 erschien vor sitzendem Rate der Ratmann Johann Meydeborg und erklärte, daß seine kürzlich verstorbene Hausfrau Katharina, geborene Clythe, deren Vorfahren die Kapelle „Aller Heiligen in St Marien" erbaut hätten, schon in ihren gesunden Tagen, ganz besonders aber in ihrer letzten Krankheit den Wunsch ausgesprochen habe, für diese Kapelle eine Anzahl von Büchern anzukaufen und in ihr aufzustellen. Jetzt sei er bereit, diesen ihren Wunsch auszuführen und bedinge sich nur aus, daß der Pfarrherr, die Vorsteher der Kirche und die Priesterschaft der Kapelle die Sammlung beaufsichtigen und alljährlich wenigstens einmal, und zwar Freitag nach Pfingsten eine Revision derselben vornehmen sollten.

Der Rat und die Pfarrherrn benutzten mit Freuden die Gelegenheit, die bisher im Pfarrhause untergebrachte, bescheidene „Liberie" zu vergrößern und sie in die Kapelle „Aller Heiligen" zu verpflanzen. — So wurde Katharinas Gabe der Grundstock für die Bibliothek der Marienkirche, die Jahrhunderte hindurch eine bedeutende Bildungsstätte der Priesterschaft, ein Pflanzgarten der Kultur und somit ein Segen für das Volk wurde. Bis in unsere Zeit haben sich kostbare Dokumente ältester Schriftkunst jener Sammlung erhalten, die jetzt einen Ehrenplatz in der Stadtbibliothek gefunden haben.

Unzweifelhaft ist das Werk Katharina Meydeborgs ein Zeichen hervorragender geistiger Entwicklung. Ein Verdienst, dessen Spuren noch heutigen Tages erkennbar sind — ganz besonders das Verdienst einer Frau des Mittelalters, berechtigt wohl dazu, ihr Bild aus den Tiefen der Vergangenheit zu heben und ihren Namen von neuem in die Zukunft erklingen zu lassen .....

Gustav Adolf vor Danzig.

Von Dr. Hans Hübner.

Am 14 August 1926 waren 300 Jahre vergangen, seit König Gustav Adolf von Schweden, der berühmte Glaubensheld, der Freien und Hansestadt Danzig den Krieg erklärte. Wohl war dieses Ereignis für den Lauf der Weltgeschichte nicht von erheblicher Bedeutung; aber da man bei uns von dem Wirken des Schwedenkönigs vor seinem Eingreifen in den Gang des Dreißigjährigen Krieges nicht allzuviel zu wissen pflegt, und da überdies das Jahr 1626 einen Wendepunkt in der Geschichte Danzigs bedeutet, verlohnt es sich, näher auf den Verlauf dieser Geschehnisse einzugehen.

In den drei Vierteljahrhunderten zwischen 1550 und 1625 hatte Danzig seine stolzeste Blütezeit erlebt. Dies war die Epoche, wo deutsche Unternehmungslust und bürgerlicher Gemeinsinn die Danziger Flagge zu einer meerbeherrschenden machten, wo blühender Handel den Reichtum hervorbrachte, der Danzig zu einer der schönsten Städte des ganzen europäischen Nordens gemacht hat. In jener Zeit sind alle die prächtigen Bauten entstanden, die noch heute unsern Stolz bilden, der zierliche Rathausturm, das Grüne Tor, das Englische Haus, die Peinkammer, das Altstädtische Rathaus und das Zeughaus.

So glänzend der Aufschwung der Stadt sich im Innern bekundete, so machtvoll war auch ihre Stellung nach außen hin. Da das Mittelmeer von den Türken und den Seeräubern beherrscht war und die Fahrt über den Ozean wegen ihrer Länge und Gefahren nur von wenigen Schiffen gewagt wurde, war die Ostsee die bei weitem wichtigste Handelsstraße jener Zeit. Amsterdam und Danzig aber waren die beiden Pole, die diese Straße beherrschten. Danzig war der größte Ausfuhrhafen des Festlandes für Getreide und Holz, Amsterdam der Umschlagsplatz für die südeuropäischen Märkte. Da im Norden Europas noch keine Macht eine ausschlaggebende Rolle spielte, da England und Schweden noch als Kleinstaaten galten, konnte Danzig eine europäische Politik treiben, konnte dem König von Polen Widerstand leisten, mit der Republik Venedig einen Vertrag abschließen, bei allen benachbarten Reichen stehende Gesandte halten usw. Eine Änderung in diesen nordischen Verhältnissen trat erst ein, als Gustav Adolf auf den Plan trat. Der Schwedenkönig hatte ein großes Ziel im Auge, die Beherrschung der Ostsee — das dominium maris Baltici —, ein heißersehntes Ziel, nach dem in jener Zeit nicht nur Schweden, sondern auch Polen und

der Kaiser mit Wallenstein strebten. Aber Gustav Adolf war der Tatkräftigste, und sein Land lag am günstigsten. Finnland war von jeher schwedisch; bald erwarb Gustav Adolf noch Ingermanland und Karelien, Livland und Estland und brachte Kurland unter seinen Einfluß. Damit war er schon an die Grenze Ostpreußens vorgerückt, wo sein schwächlicher Schwager, Georg Wilhelm von Brandenburg, der Vater des Großen Kurfürsten, regierte. Ohne sich um dessen Neutralität zu kümmern, besetzte er Pillau, segelte am 8. Juli 1626 über das Frische Haff und bemächtigte sich im Fluge der Städte Frauenburg, Braunsberg und Tolkemit. Bald fielen auch Elbing, Marienburg und Dirschau in seine Hand, und ehe das überraschte Danzig es ahnte, war es von dem Hauptweg nach Polen abgeschnitten.

Die Stadt geriet dadurch in eine höchst unangenehme Lage. Zwar sahen wohl wenige klar, daß Gustavs Absichten dahingingen, die Stadt zu seinem Stützpunkt zu machen und sie womöglich für immer zu behalten; aber eins war sicher, daß des Königs Ankunft nichts Gutes bedeute. Zwar genoß Danzig alle Rechte einer freien Stadt und war stets bestrebt, eine selbständige Politik zu betreiben; aber der König von Polen war doch der Oberlehnsherr, und seine Hand war mehr zu fürchten als die des Schwedenkönigs, dessen Kriegsruhm damals nicht eben hoch geachtet wurde; und da der Polenkönig mit Schweden im offenen Kriege lag, wäre ein Abfall zu Schweden einem Treubruch gegen Polen gleichgekommen.

Vielleicht hatten einzelne protestantische Kreise mehr für den schwedischen Glaubensgenossen als für den katholischen Polenkönig übrig, aber die große Masse wollte ihn nicht haben, weil ein mächtiger Schwedenkönig die Rechte der Stadt weit weniger geschont haben würde als der machtlose Pole. Dem Rat lag im Interesse des Handels vor allem daran, die Neutralität der Stadt zu bewahren. Dazu bestanden jedoch vorerst nur wenig Aussichten.

Denn schon am 8. Juli trafen acht große schwedische Kriegsschiffe vor dem Hafen ein und erhoben auf Befehl des Königs von allen aus- und einlaufenden Handelsschiffen hohe Zölle für schwedische Rechnung. Das war natürlich ein harter Schlag für den Handel. Überdies landeten am 10. Juli 300 schwedische Soldaten und plünderten Oliva und verschiedene in der Nähe liegende Danziger Höfe. Nun wurde man sich in der Stadt des vollen Ernstes der Lage bewußt.

Da alle Verhandlungen mit den Schweden zu keinem praktischen Ergebnis führten, bot der Rat die Bürgerschaft auf, ordnete regelmäßigen

Wachdienst an und ließ die Befestigungswerke instand setzen. Damals wurde die Niederstadt in die Umwallungen einbezogen und das Leege Tor errichtet.

Inzwischen besetzten die Schweden das ganze Danziger Werder und plünderten die Dörfer furchtbar aus. Diese Maßnahme erregte freilich den Grimm in der Stadt noch mehr und machte sie noch weniger geneigt, sich den Schweden anzuschließen. Als endlich Gustav Adolf das Danziger Haupt besetzte, jene strategisch wichtige Stelle, wo sich die Elbinger Weichsel von der Danziger trennt, und dort eine Befestigung errichten ließ, faßten die Ordnungen am 12. August den Beschluß, die Verhandlungen abzubrechen, falls Gustav Adolf nicht alles Geraubte zurückgäbe und den Grund und Boden der Stadt verlasse. Auf diesen Entschluß hin verließ der schwedische Gesandte die Stadt; daß dabei einer seiner Begleiter von einem polnischen Edelmann überfallen und nur durch Eingreifen der Torwache befreit wurde, versetzte den König in neue Erbitterung. Er beschuldigte ungerecht die Stadt des Bruches des Völkerrechts. Er sah seine Bemühungen, Danzig zum Anschluß oder wenigstens zu günstiger Neutralität zu bewegen, vereitelt und ließ daher am 14. August die Stadt unter Trompetenschall als Feindin des schwedischen Reiches ausrufen.

Damit war der Krieg erklärt. Zahlreiche Dörfer wurden jetzt von den Schweden geplündert, anderen große Geldsummen als Brandschatzung auferlegt, Danziger Bürger als Gefangene abgeführt und neue Schanzen angelegt.

Inzwischen traf der Rat alle Maßregeln, um die Stadt gegen den Schwedenkönig zu verteidigen, so wie er es 50 Jahre vorher gegen den Polenkönig getan hatte. Überall wurden Truppen geworben, die Festungswerke wurden weiter ausgebaut, im Auslande Hilfe gesucht. Endlich erschien im Anfang September König Sigismund III. von Polen in Westpreußen, um der bedrohten Stadt Hilfe zu bringen. Gustav Adolf versuchte am 16. September einen Angriff auf die Festung Weichselmünde, wurde jedoch durch die Nachricht abgezogen, daß das polnische Korps die von den Schweden besetzte Stadt Mewe zu belagern begonnen habe. So war zwar die Gefahr von Danzig zunächst abgewendet, aber die schwedischen Truppen lagen nach wie vor im Danziger Gebiet und machten die Verproviantierung der Stadt immer schwieriger.

Bald machte die vorgerückte Jahreszeit weiteren Kriegsoperationen ein Ende, und am 5. November trat Gustav Adolf seine Rückreise nach

Schweden an. Auch die schwedische Flotte zog sich jetzt zurück. Aber noch immer lag schwedisches Fußvolk im Werder, noch immer mußte die Stadt dauernd 5000 Soldaten unter Waffen halten, was schwere Geldopfer erforderte. Überdies zogen jetzt zahlreiche polnische Soldaten in die Umgebung der Stadt und hausten da fast noch ärger als die schwedischen. König Sigismund, der jetzt selbst in der Stadt erschien, war außerstande, diesen Mißständen abzuhelfen. Der einzige wirkliche Erfolg während des Winters war die Rückeroberung des Städtchens Putzig durch einen gemeinsamen Angriff von Danziger und polnischen Truppen.

Der Hauptangriff auf Danzig drohte für den Sommer 1627. Der Rat erfuhr davon durch einen aufgefangenen Brief, der nun klar die Absichten Gustaf Adolfs enthüllte. Ein Bündnis mit Holland und Dänemark sollte eine Eroberung der Stadt ermöglichen und Danzig zum Stützpunkt für einen Angriff auf die katholischen Mächte, den Kaiser und Polen, machen. Denn schon damals hatte Gustav Adolf die feste Absicht, in den deutschen Krieg einzugreifen und dem Kaiser, dessen Stellung durch Wallensteins Erfolge bedeutend gefestigt war, entgegenzutreten. Es sollte freilich noch Jahre dauern, ehe er diesen Plan verwirklichte, aber er rüstete eifrig, und in Danzig wußte man wohl, wem zunächst diese Rüstungen galten.

Wieder kam die Stadt in eine schwierige Lage: wohl brauchte sie bei der Stärke ihrer Festungsanlagen selbst eine längere Belagerung nicht zu fürchten; aber welche Not, wieviel Elend mußte diese der Stadt bringen! Die Hilfe Polens mit Soldaten war unzuverlässig, mit Geld kaum zu erhoffen. Wenn Gustav Adolf die Stadt wirklich eroberte, dann war sie als Kriegsbasis auf lange Zeit hin immer neuer Kämpfe, Entbehrungen und Bedrückungen gewärtig, und der Handel mußte schwer darnieder liegen. Unter diesen Aussichten blieb tatsächlich nichts übrig als Verteidigung bis zum äußersten.

Mitte Mai setzten die Feindseligkeiten von neuem ein: diesmal besetzten zwölf schwedische Schiffe die Danziger Reede und erhoben wieder hohe Zölle. Gustav Adolf selbst landete am 18. Mai in Pillau und begab sich alsbald in das Danziger Gebiet. Ein Vorstoß auf die von den Danzigern bei Käsemark errichteten Schanzen, den der König am 2. Juni selbst leitete, mißlang zwar, aber die Schweden breiteten sich weiter in Westpreußen aus, und alles deutete darauf hin, daß es der König nicht so bald zu verlassen gedächte. Denn er ließ sich von den Bürgern Elbings den Treueid schwören, schenkte die Güter des geplün-

derten Klosters Pelplin dem Stallmeister Banér, das Dorf Steegen einem schwedischen Major. Am 14. Juli fielen die wichtigen Käsemarker Schanzen in schwedische Hände, und Danzig war nun mehr bedroht als je. Aber auch in diesem Jahre sollte kein Angriff auf die Stadt zustande kommen; denn eine Verwundung und notwendige diplomatische Verhandlungen zwangen den König zur Rückkehr nach Ostpreußen und hinderten ihn so an der Ausnützung seiner Erfolge.

Noch einmal versuchte der König im Sommer 1628 einen Vorstoß gegen Danzig. Am 11. Juli zogen 4000 Schweden, nachdem ein Vorstoß gegen Weichselmünde mißglückt war, nach der Danziger Höhe, vielleicht um von dort her einen Handstreich gegen die Stadt zu unternehmen. Dies wurde jedoch durch die in Ohra und Guteheberge liegenden städtischen Truppen gehindert, und so mußten sich die Schweden mit der Ausplünderung von Praust begnügen. Gustav Adolf selbst wurde durch Danziger Reiter angegriffen, als er in die Nähe der Festungswerke kam, aber er schlug diese zurück.

Bald mußte der König einsehen, daß seine Mittel zu unzulänglich seien, um eine Belagerung zu versuchen. Damals gab er seinen Plan, Danzig zur Kriegsbasis zu machen, vorläufig auf. Dringendere Aufgaben riefen ihn nach Deutschland, wo inzwischen der Sieg des Kaisers vollständig und die Lage der Protestanten äußerst bedrängt war. Ob er seine Absichten auf Danzig für immer fallen gelassen hatte? Wohl kaum. Denn sein großes Ziel, die Beherrschung der Ostsee, schloß auch den Besitz der wichtigsten Handelsstadt ein. Nur wollte er den Kampf gegen den Kaiser jetzt nicht mehr von der Weichselmündung, sondern von der Odermündung her führen. So lag ihm jetzt viel daran, den Krieg in Polen zu einem raschen Abschluß kommen zu lassen. Die Verhandlungen darüber zogen sich freilich noch über den ganzen Sommer 1629 hin; erst am 26. September 1629 kam ein Waffenstillstand auf 6 Jahre zustande. Danzig mußte es sich zwar gefallen lassen, daß auch nachher noch ein Teil seines Gebietes von schwedischen Truppen besetzt blieb; aber die unmittelbare Gefahr war doch beseitigt, und die Stadt konnte wieder friedlichen Bestrebungen nachgehen.

Da aber im Waffenstillstandsvertrage noch keine Abmachungen über die von den Schweden erhobenen Seezölle getroffen waren, schloß der Rat mit den schwedischen Abgesandten im nächsten Jahre noch einen Sondervertrag zu Tiegenhof ab. Beide Staaten sicherten sich gegenseitig volle Neutralität und Handelsfreiheit. Die Erhebung der Zölle wurde in der Weise geregelt, daß die ein- und auslaufenden Schiffe

$3^1/_2\%$ vom Werte der Waren an Schweden und 2% an Danzig abliefern sollten. Dieser Tiegenhöfer Vertrag ist ein Beweis dafür, wie Danzig in jener Zeit als selbständige Macht anerkannt wurde, die das Recht hatte, selbst Verträge abzuschließen; ein Recht, das sie bekanntlich heutzutage verloren hat.

Erst dieser Vertrag brachte den Krieg zwischen Schweden und Danzig vorläufig zum Abschluß. Gustav Adolf hat Danzig nicht mehr wiedergesehen. Er war erst 31 Jahre alt, als er die Stadt zum ersten Male sah, und hatte doch schon eine glänzende Kriegslaufbahn hinter sich; aber seine großen Ruhmestaten, die seinen Namen unsterblich machten, lagen noch vor ihm. Die drei nächsten Jahre hindurch war sein Name in Europa in aller Mund, bis sein Stern auf dem Schlachtfelde bei Lützen unterging.

Für Danzig aber war diese Episode von großer Bedeutung, obwohl es äußerlich keine Veränderung erfuhr. Denn mit der Machtstellung des kleinen Staates im Norden Europas war es nun für immer vorbei. Das Emporwachsen der großen Nationalstaaten, — erst Schwedens und Hollands, dann Englands, Rußlands und zuletzt Brandenburg-Preußens — ließ es nicht mehr zu, daß ein Stadtstaat Machtpolitik betrieb. So wurde das Jahr 1626 zum Wendepunkt in der Geschichte Danzigs; blieb es auch noch für einige Jahrzehnte eine blühende Handelsstadt, so war doch seine Rolle als Staat endgültig ausgespielt. Wäre Gustav Adolfs Plan gelungen, wäre Danzig dem schwedischen Reiche einverleibt worden, so wie bald darauf Stettin und Wismar, so hätte Danzig nur einen fremden Oberherrn mit dem anderen vertauscht, und sein Glanz wäre vielleicht noch schneller verblichen. In einer Zeit, wo sich das deutsche Reich in dreißigjährigem Kampfe zerfleischte, blieb Danzig keine andere Möglichkeit, als bei Polen zu bleiben. Der in dieser Zeit einsetzende Niedergang Polens verursachte auch den Niedergang Danzigs. Erst als Danzig zu Preußen kam, konnte es wieder aufblühen.

Peter der Große in Danzig.

Von Dr. W. Millack.

Könige und Kaiser haben die alte Hansestadt Danzig im Laufe ihrer wechselvollen Geschichte besucht, und wir finden in früheren Chroniken und Geschichtswerken ausführliche Schilderungen glänzender Empfänge, rauschender Feste und auch blutiger Schlägereien, die einstmals

unvermeidlich mit dem Aufenthalt fremder Gefolge verbunden waren. Der Besuch, den Zar Peter der Große, der Begründer des modernen Rußland, der Stadt 1716 abstattete, muß aber im besonderen Maße an Zwischenfällen reich gewesen sein. Es hat seinen eigenen Reiz, auf jene Ereignisse zurückzublicken. Wir erfahren damit nicht nur einiges von den Freuden und Sorgen unserer Vorfahren, sondern hören auch manche seltsame Geschichte von dem großen Zaren Peter, der im Jahr 1725 gestorben ist.

Peter der Große war freilich eine so widerspruchsvolle, so unausgeglichene Persönlichkeit, daß er nicht in eine Reihe mit „gewöhnlichen" Fürsten, Königen und Kaisern seiner Zeit zu setzen ist. Ganz anderer Art ist die olympische Hoheit, die verfeinerte Lebensart und der Glanz des höfischen Lebens seines großen Zeitgenossen Ludwig des Vierzehnten, des Sonnenkönigs. Anders auch der fanatische Machthunger und Eroberungsdrang seines gefährlichen Gegners, des letzten großen Schwedenkönigs Karls des Zwölften, der mit abenteuerlichen Kriegszügen, die heute noch unser Staunen erregen, Polen und Rußland niederwarf, bis zur Ukraine vordrang und dann nach seiner Niederlage bei Pultawa trotzig in der Türkei blieb und die Jahre ungenützt verstreichen ließ. Wie reich waren jene Jahrzehnte an merkwürdigen, grundverschiedenen Persönlichkeiten! Da erscheint Friedrich Wilhelm der Erste, der Soldatenkönig, als „Zeitgenosse", herb und streng, von spartanischer Selbstzucht und imponierendem Fleiß, ein wahrhaft königlicher Verwaltungsbeamter, der sein schlichtes Leben bewußt in andere Bahnen lenkte als die königlichen Vettern in Paris, Stockholm, Dresden. Und besonderer Art ist auch das Wesen eines August des Starken, der zur selben Zeit als August der Zweite von Polen durch schrankenlosen Lebensgenuß und ehrgeizige Pläne, durch Förderung der schönen Künste und Bedrückung seiner Untertanen die Aufmerksamkeit der Mitwelt auf sich zog. Alle diese Könige sind eigenartige Persönlichkeiten von Größe und Bedeutung. Mit keinem von ihnen läßt sich der halbasiatische Russenherrscher vergleichen.

In der Geschichte lebt Peter durch sein Werk fort, das freilich in diesen Jahren durch eine Schar verblendeter Fanatiker gefährdet wird: er hat das große Rußland aus seinem Dornröschenschlaf erweckt, hat es mit rücksichtsloser Energie gezwungen, sich der europäischen Zivilisation anzupassen und hat damit die Großmachtstellung seines Reiches begründet.

Nur ein brutaler Gewaltmensch konnte das zuwege bringen, und

von asiatischer Wildheit erzählen die Rachetaten, die der Zar anordnete und selbst ausführte, wenn Verschwörer es wagten, sein Werk anzutasten. Es erfüllt uns mit Schauder, wenn wir hören, daß er seine Schwester Sophie, die sich während seiner ersten Europareise an einer Verschwörung gegen ihn beteiligt hatte, nicht nur bis zu ihrem Tode in ein Kloster einkerkerte, sondern 30 Galgen vor dem einzigen Fenster ihres Gemaches errichten ließ, an denen die Hauptverschworenen aufgeknüpft wurden und jahrzehntelang hängen blieben, bis die modernden Gebeine endlich abfielen. Roh und tierisch übernahm er selbst das Scharfrichteramt, um seine Rache zu befriedigen. Von August dem Starken, der ihm als Kraftstückchen vorführte, wie er mit einem Schlage seines gewaltigen Schwertes einem Ochsen den Kopf abtrennen konnte, bat er sich den Säbel aus, um ihn an Russenköpfen zu versuchen. Und an die hundert Verurteilte soll er dann selbst geköpft haben.

Und doch war er oft gutmütig, von kindlichem Lerneifer, ungeheuer tätig, um wenigstens einen Teil der bewunderten europäischen Zivilisation, der Technik, des Schiffbaus, der Handwerkskunst seinem Volke aufzuzwingen, das Neue so fest zu verankern, daß keine Verschwörung es mehr beseitigen konnte. Wir ahnen aus zeitgenössischen Schilderungen, mit welch brennendem Eifer er seine Studienreisen nach West-Europa ausnutzte und welches Aufsehen er überall durch sein halbbarbarisches Auftreten erregte.

Die erste große Reise dieser Art (1697) lag am Anfang seines Reformwerks, und Peter schuf sich damals zum Teil erst die Grundlagen seiner Kulturarbeit durch seine Studien in Holland, wo er als „Zimmermann" in Zaandam Schiffbau trieb, durch Reisen nach England, Österreich, Sachsen. Er brachte Geräte und Lehrmeister nach Rußland mit und kämpfte und arbeitete nach seiner Rückkehr lange Jahre für die Errichtung des neuen Rußland.

Als er nach 19 Jahren sich zu jener zweiten Reise rüstete, die ihn gleich zu Beginn nach Danzig führte, hatte er bereits den Rohbau errichtet. Karl der Zwölfte war besiegt, wenn auch der Krieg mit Schweden noch weiterging und gerade das Weichselgebiet und Danzig schwer schädigte. Der Ausbau der neuen Hauptstadt Petersburg war im Gange als sichtbares Zeichen des machtvollen Strebens zum Meer. Katharina, die litauische Bauerntochter, die als Frau eines schwedischen Dragoners ihre Ehekarriere begonnen hatte und von Peter entdeckt wurde, nachdem sie eine wechselvolle Liebeslaufbahn als Geliebte hoher Generäle hinter

sich hatte, stand ihm mutig und geschickt zur Seite. Sie begleitete ihn auch auf dieser Reise.

Man erhoffte viel in Danzig von dem Besuch des großen Zaren. Russische Truppen bedrückten seit Jahren Danziger Gebiet, hohe Geldsummen wurden der geplagten Stadt von den Generälen abverlangt, wenn sie abziehen sollten. Unter neuen Vorwänden setzten sie dann alsbald ihre Schikanen fort. Würde der Russenkaiser da nicht Abhilfe schaffen, wenn man ihm mündlich nach festlichem Empfang die Not der Stadt recht eindringlich vorstellte?! Auch König August von Polen wollte ja nach Danzig kommen, auch er wollte Fürsprache für Danzig einlegen. Der Besuch des Zaren würde alles zum Guten ändern — so hofften die Danziger — und waren nach vier Monaten kostspieliger Gastlichkeit um so schwerer enttäuscht.

Im Januar 1716 begann Peter der Große seine große Reise, weil dann die russischen Wege am ehesten fahrbar waren. Ein Aufenthalt von mehreren Monaten in Danzig und Königsberg war vorgesehen, um Maßnahmen für den Krieg gegen Schweden, der sich immer noch hinzog, zu treffen. Anfang Februar kam der Kaiser mit seinem Gefolge auf Danziger Gebiet an. Im Gutshaus des städtischen Gutes Stutthof quartierte er sich zur Nacht ein, bevor er nach Danzig weiterreiste. Der Urgroßvater des Philosophen Schopenhauer war damals Gutspächter und Hausherr in Stutthof und hatte die gewiß nicht bescheidenen Ansprüche des kaiserlichen Besuches zu befriedigen. Johanna Schopenhauer erzählt nach dem Bericht eines etwa hundertjährigen Greises, den sie dort in Stutthof sprach und der die Erinnerung an den hohen Besuch als das merkwürdigste Ereignis seines langen Lebens hütete, Näheres davon. Die hohen Gäste nahmen nicht mit den Räumen vorlieb, die ihnen der Hausherr zuweisen konnte, sie durchzogen vielmehr das Haus, um nach Belieben ein Schlafzimmer zu wählen. Ausgerechnet in einem Zimmer, in dem weder Ofen noch Kamin sich befand, wollten sie schließlich schlafen. Es war bitter kalt und das Zimmer mußte erwärmt werden. Da rühmt Johanna die Erfindungsgabe des alten Herrn Schopenhauer, der auf ganz neue Art mit Alkohol heizte. Da das Zimmer einen Fußboden hatte, der mit holländischen Fliesen ausgelegt war, und da die Wände untapeziert waren, ließ er mehrere Fässer mit Branntwein in das im übrigen dicht verschlossene Zimmer ausgießen und anzünden. Während mit allen Mitteln verhindert wurde, daß das Feuer sich weiter ausbreitete, blickte der Zar jauchzend vor Freude in das wogende Feuermeer zu seinen Füßen. Sobald es aus-

gebrannt war, begab er sich mit seiner Gemahlin in den glühend heißen Raum, der mit Qualm und Dunst erfüllt war, zur Ruhe. So erzählt Johanna Schopenhauer und fügt hinzu, es sei erstaunlich, daß die hohen Herrschaften am nächsten Morgen ohne Migräne erwacht seien. — Wir dürfen wohl annehmen, daß dieser Bericht auf einen wahren Kern zurückgeht, wenn er im Laufe der Zeit vielleicht auch ein wenig ausgeschmückt worden ist.

Jedenfalls kamen die russischen Gäste nach diesem abenteuerlichen Nachtquartier wohlbehalten in Danzig an und nahmen im „Ganskrug" vor der Stadt Quartier. Nach einigen Tagen freilich zogen die hohen Herrschaften, die sofort vom Rat der Stadt mit feierlicher Ansprache begrüßt worden waren, näher zur Stadt, in ein Gasthaus zur Hoffnung vor dem Hohen Tor.

Der Zar schien anfangs sich recht wohl zu fühlen und besichtigte mit dem Eifer, den er stets bei seinen Reisen bekundete, alle Danziger Sehenswürdigkeiten, ließ sich die Kunstwerke zeigen, die in öffentlichen und Privatgebäuden vorhanden waren, und suchte auch die bedeutendsten gemeinnützigen Anstalten auf. Leutselig und freundlich trat er auf, und der Besuch schien für die Danziger glücklich zu verlaufen. Der Höhepunkt des Aufenthalts der russischen Gäste war zweifellos die Hochzeitsfeier einer russischen Prinzessin Katharina mit dem Herzog von Mecklenburg-Schwerin, die auf Befehl des Zaren in Danzig gefeiert wurde. An dem Fest nahm auch König August, der inzwischen eingetroffen war, teil, und für das gute Einvernehmen der Russen mit den Danzigern spricht es, daß Zar Peter als Beschluß der Hochzeitsfeierlichkeiten das Volk zu Gaste lud. In Neugarten wurde ein Ochse auf offener Straße gebraten und mit Geflügel gefüllt. Zwei Tonnen Wein wurden ausgeschenkt, und der Zar schaute belustigt zu, wie sich die Menge um Geld und Backwerk raufte, das er auswerfen ließ. Mit Eifer beteiligte sich die Danziger Bevölkerung, als es wenige Tage später galt, ein Gastmahl, das König August zu Ehren des russischen Kaisers veranstaltete, festlich auszugestalten. Von alten Volksspielen hören wir bei der Gelegenheit. Da zogen die Schiffszimmerleute mit festlichem Schmuck auf. Sie hatten „habile" Fähnriche mit sich, die mit komischen Tänzen und künstlichem Fahnenschwingen sich sehen ließen. So berichtet Gralath, und solch eigenartiges Volksspiel erinnert uns an Künste der Landsknechtszeit, die sicherlich den Ursprung dieser Belustigungen bildeten. Das kunstvolle Fahnenschwingen, so daß Figuren aller Art sich bildeten, die Fahne sich entfaltete und zusammenschlang, war ein Brauch der Lands-

knechte, deren Fähnriche in solchen Künsten bewandert sein mußten. Als eine verzerrte und vergröberte Erinnerung an ritterliche Spiele des Mittelalters muß ferner das Auftreten der Fleischer gedeutet werden: sie machten auf dem Langen Markt ein Wettrennen auf ungesattelten Pferden und stachen, im Galopp heranreitend, mit Lanzen nach lebenden Gänsen, die an Seilen in die Höhe gezogen wurden, oder nach einem mit Wasser gefüllten Eimer, wobei es sicherlich auf allerlei „nasse" Scherze ankam.

Die „Sensation" war das Erklettern eines Mastbaums, auf dessen Spitze ein rotes Festkleid und eine Börse mit 50 Talern als Preise befestigt waren. Der Mast war mit Seife bestrichen, und der Zar soll mit König August auf 200 000 Gulden gewettet haben, daß es keinem gelingen würde, hinaufzukommen. Er verlor die Wette, denn ein 62 jähriger Zimmermann erreichte nach dreistündigem Bemühen die Spitze und erwarb den Preis.

Doch die Festtagsstimmung hielt nicht an, und die Danziger merkten zu ihrem Leidwesen, daß der Freundlichkeit des Russenherrschers nicht zu trauen war. Man bemerkte, daß die Russen die Festzeit benutzten, um für ihre Anhänger Waffen in die Stadt zu schmuggeln und um die Festungswerke auszuspionieren. Bald gab es Schlägereien zwischen russischen Hofbedienten, die sich anmaßend benahmen, und Danzigern. Es schien noch ganz freundschaftlich, daß ein Zweikampf zwischen einem russischen und einem Danziger Soldaten vom Zaren anbefohlen wurde. Aber es war doch bezeichnend, daß der Zar höchst entrüstet war, als der russische Grenadier von dem Danziger so zerhauen wurde, daß er „mit Verlust des linken Ohres und gespaltenem Schulterblatt unterlag". Der Zar kündigte an, daß er den Besiegten nach seiner Heilung hängen lassen würde. Die Streitigkeiten mehrten sich, und besonderes Aufsehen erregte es, als der Kutscher der Zarin Katharina, der nach russischer Art allzu rücksichtslos durch die Volksmenge fuhr, vor den Augen der hohen Gäste von seinem Kutschersitz heruntergezogen und blutig geprügelt wurde, als der Rat verfügte, daß russische Soldaten nur einzeln und mit Seitengewehren in die Stadt kommen durften, als selbst das Gepäck des Gefolges auf Waffen untersucht wurde.

In zorniger, feindseliger Stimmung verließ Peter im Mai Danzig und beeilte sich, seinem Unwillen durch drückende Verordnungen gegen den Danziger Handel Ausdruck zu geben. Bis 1720, bis der schwedisch-russische Krieg beendet war, dauerten die feindseligen Maßnahmen der Russen an.

Alles in allem hinterließ die Persönlichkeit des großen Kaisers in Danzig einen mächtigen Eindruck. Noch manche Anekdote, wie die von der Perücke, die er dem Bürgermeister, der neben ihm saß, in der Marienkirche fortnahm, um während des Gottesdienstes sein frierendes Haupt zu bedecken, wurde in Danzig erzählt. Auch die Danziger hatten erfahren müssen, daß der große Zar aller Russen weder Dankbarkeit noch Rücksichtnahme kannte, sondern nur seine Pläne mit List und Gewalt zu fördern suchte. Sie erlebten es, wie dünn die Tünche der Zivilisation bei ihm und seinem Gefolge war, wie das Barbarentum überall hindurchschimmerte.

Chodowiecki über seine Vaterstadt.

Von Dr. F. Schwarz.

„Anno 1773 besuchte ich nach einer 30jährigen Abwesenheit mein gutes Vaterland, welches mich nicht (wie sich Herr Bernoulli im ersten Teil seiner Reisebeschreibung durch Pommern nach Danzig ausdrückt) wie seinen entwichenen Sohn, sondern mit aller Liebe und Freundschaft aufnahm. Ich wollte mich nur 14 Tage im Schoß meiner Familie aufhalten, wurde aber mit so vielen Beschäftigungen überhäuft, daß ich 9 Wochen da bleiben mußte ... Ich gedenke niemals ohne Rührung an die angenehmen Tage, die ich da zugebracht habe."

Diese Stelle aus Chodowieckis kurzer Autobiographie, die in Meusels Miscellaneen artistischen Inhalts vom Jahre 1780 gedruckt steht, spricht von seinem Aufenthalt in Danzig, den er ja in seinem reizenden Skizzenbuch ebenso lebendig geschildert hat wie in seinem Tagebuch, das im Vorjahr endlich auch in ganzer Ausdehnung mit jenem zusammen herausgegeben worden ist. Der ersten Reise nach Danzig im Jahre 1773 folgte im Jahre 1780 eine zweite, als seine Mutter dort am 30. Mai 1779 gestorben war, und es galt, den Danziger Hausstand aufzulösen und die Schwestern nach Berlin zu holen. Wie weit Chodowiecki, der sein ganzes Leben lang allerdings mit manchen Unterbrechungen Tagebuch geführt hat, auch die Erlebnisse dieser Reise schriftlich niedergelegt hat, ist nicht bekannt. Die Manuskripte der verschiedenen Teile seines Tagebuches befinden sich heute, soweit sie erhalten sind, in den Händen seiner Nachkommen und sind erst zum kleinsten Teile veröffentlicht worden.

Das Tagebuch der ersten Reise ist mit großer Sorgfalt geführt. Chodowiecki berichtet Tag für Tag über seine Besuche, Bekanntschaften, Beschäftigungen, über Danziger Künstler und Danziger Kunstwerke. Aber es kommt kaum zu einer Überschau, zu einer Zusammenfassung seiner Eindrücke. Vom Stadtbild, von der schönen Architektur Danzigs, die sich ihm dem Berliner und Künstler doch aufdrängen mußte, spricht er sehr wenig, wie sich auch im Skizzenbuch nur vereinzelte Straßenbilder finden.

Eine erwünschte Ergänzung in dieser Richtung bietet der „Briefwechsel Chodowieckis mit seinen Zeitgenossen". (Neuerdings herausgegeben von Dr. Charlotte Steinbrucker, Bd. 1, Berlin 1919.) Hier findet sich eine etwa 10 Druckseiten umfassende Berichtigung in französischer Sprache zu der oben erwähnten Reisebeschreibung Bernoullis vom Jahre 1779, die Chodowiecki diesem mit einem kurzen Begleitschreiben vom 18. April 1781 übersendet. Chodowiecki hat Bernoullis Buch offenbar vor seiner zweiten Reise gelesen. Aus einzelnen Wendungen geht das hervor. Die Lektüre hat ihn zur Nachprüfung der Angaben Bernoullis angeregt und seine Aufmerksamkeit auf Dinge gelenkt, die er das erste Mal nicht beachtet hatte. Das Tagebuch von 1773 hat z. B. für die Marienkirche nur ein paar Worte. Mit einem kurzen Besuche ist sie abgetan. Jetzt läßt er sich ausführlich darüber aus. Die Berichtigung gibt also in der Hauptsache die Eindrücke seines zweiten Aufenthalts in Danzig, Mitteilungen, die im Tagebuche der ersten Reise nicht enthalten sind. Einige davon seien im folgenden auszugsweise und in Übersetzung mitgeteilt:

„Ich habe in der ganzen Stadt nur ein einziges Haus gefunden, das in einer großartigen und regelrechten Art erbaut ist, nämlich beim Ausgang des Fischertors zur linken vor dem Vorstädtischen Graben. Alle anderen haben nur höchstens drei Fenster Front und sind im gothischen Stil erbaut, selbst diejenigen, die ganz neuen Datums sind. Alle eigentümlich farbig angestrichen.

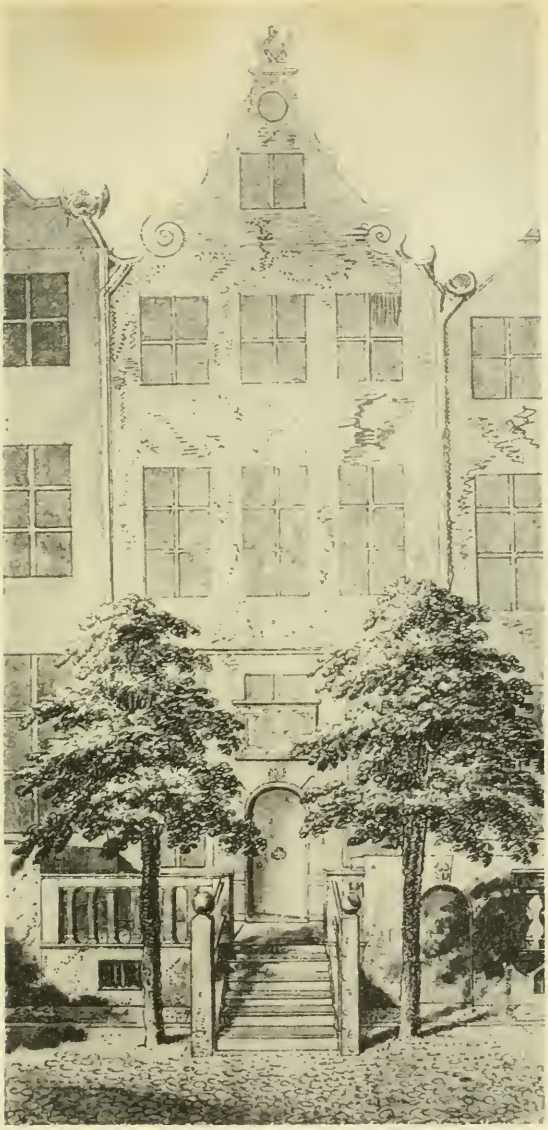
An den Häusern der Herrn Mniszich [(Mniczech), ehemaliges Gouvernementsgebäude auf Langgarten] und des russischen Gesandten habe ich nichts Schönes gefunden. Das erstere besteht nur aus einem Erdgeschoß und hat nur in der Mitte eine Etage über dem Eingang. Es ist weder mit Säulen noch mit Pilastern geschmückt. Das andere ist weiter nichts als ein großes Haus von ziemlicher Breite mit 2 Flügelgebäuden, die mit dem Mittelbau nicht zusammenhängen. Es ist ebenso wie das

erste ohne architektonischen Schmuck. Der Toreingang ist in sehr schlechtem Geschmack verziert.

Portal und Treppe des Rathauses stehen zu sehr im Gegensatz zu dem übrigen Bauwerk. Das Gebäude selbst ist gotisch und die Schmuckteile griechisch. Wenn es umgekehrt wäre, würde man es natürlicher finden. Im übrigen hat das Portal eine ganz nette Wirkung, nur die Figuren, die die Balustrade des Aufgangs tragen, sind viel zu kurz und passen nicht an diese Stelle. Konsolen würden hier genügt haben. Ihre Formen lassen auch erkennen, daß der Bildhauer (Daniel Eggert 1766) mehr Talent hatte für Ornament als für Figur, was auch seine Statuen im Garten von Kleinhammer bestätigen. — In der Börse gibt es mehrere sehenswerte Dinge. Aber es ist sehr schade, daß die Herren Kaufleute das alles verkommen lassen. Es liegt eine dicke Schicht Staub und Schmutz auf allen Bildern, sodaß man kaum den dargestellten Gegenstand erkennen kann. Bei einigen war es mir überhaupt unmöglich.

Wie man etwas über den Gegenstand des Bildes nahe beim Ofen sagen kann, das die christliche Kirche darstellt, begreife ich nicht. Man kann gar nichts sehen vor Staub. Ich bin zu allen Tageszeiten da gewesen, um zu versuchen, ob ich etwas erkennen könnte, und immer vergeblich. Man müßte durch Herrn Schultz, wenn man ihn einmal wieder dorthin bekäme, oder durch eine ähnliche Kraft in Danzig dieses Gemälde reinigen lassen, ebenso wie mehrere andere in der Nähe hängende, besonders das direkt daneben, von dem ich absolut gar nichts erkannt habe. Das schönste Gemälde ist das von Anton Müller (Möller), das die Verdammung der Sünder darstellt. Es ist eine großartige und reiche Komposition, voll allegorischer Figuren. Aber es wird bald ebenfalls verdorben sein, da es der Sonne sehr ausgesetzt ist.

Das Gemälde von Jean van Eyck (das Jüngste Gericht von Memling) ist ohne Zweifel in vieler Hinsicht ein ausgezeichnetes Werk. Für oder gegen die Autorschaft des Meisters kann ich mich nicht entscheiden, da ich keine Werke der Brüder van Eyck gesehen habe. Aber ich kann nicht glauben, daß der erste, der mit Ölfarben gearbeitet hat, sie gleich mit solcher Meisterschaft und Feinheit gebraucht hat. Jedenfalls ist es in Öl gemalt, obwohl Herr Lengnich daran zweifelt, weil es auf einen Kreidegrund gemalt sei. Das will nichts besagen, da man ja viele alte Ölbilder mit einem gleichen Grunde findet ... Die Charaktere aller Köpfe (auf dem Memlingschen Bild) haben große Ähnlichkeit mit denjenigen in den Werken Albrecht Dürers und noch mehr mit denen Lukas'



Das Chodowieckische Haus in Danzig

Nach einer Zeichnung von Daniel Chodowiecki

van Leyden. Überhaupt kommt das Bild sehr der Art des letztgenannten Meisters nahe sowohl in Zeichnung wie Kolorit, Gewändern usw. Aber es ist weit mehr durchgearbeitet als alles, was ich jemals von diesem gesehen habe. Was die Zeichnung betrifft, so ist es richtig, daß sie nicht korrekt ist. Alle Proportionen sind zu lang, ausgenommen die der Köpfe, Hände und Füße. Aber es herrscht eine große Wahrheit in allen anatomischen Einzelheiten bis ins Kleinste und eine vollendete Schönheit im Bau der Körper. Alles scheint nach den schönsten Modellen gemacht zu sein, und es ist nicht die ideale Schönheit der Antike, sondern eine natürliche Schönheit. Die Hände und Füße sind, wie sie vollkommener nicht sein können, ebenso wie die Nase und Ohren, die man nur zu oft vernachlässigt. Das Kolorit ist wahr, aber nicht schön, im Fleischton etwas monoton, in den Gewändern schön, aber oft zu stark und ungebrochen farbig, so daß dem Ganzen die Harmonie fehlt.

Die Komposition ist so, wie man sie an den Bildern dieser Zeit zu sehen pflegt, und so auch die Gesamtwirkung. Da man die Wirkungen des Helldunkels und der großen Licht- und Schattenmassen noch nicht kannte, kann diese Menge von nackten Figuren zwischen weißgekleideten Engeln und schwarzen Teufeln nur eine gewisse Verwirrung erzeugen, besonders wenn man das Bild von unten sieht (es hängt etwa 6 Fuß über der Erde).

Das Bild ist von jemand restauriert worden, der sich die Freiheit genommen hat, seinen Namen darauf zu setzen. (Christoph Kray.) Glücklicherweise hat er nicht viel daran gemacht, und man kann leicht die Stellen erkennen, über die seine ungeschickte Hand gegangen ist, z. B. an dem Kopf der Figur, die in der Wage des Erzengels Michael kniet. Dieser Kopf ist ganz neu gemalt, und zwar sehr schlecht. Es sieht aus, als ob er auf den Körper geklebt sei.

Ich habe sehr nach der Kapelle gesucht, die Steck (Andreas Stech) in Fresko ausgemalt haben soll, aber ich habe sie nicht finden können, überhaupt keine in Fresko, wohl aber mehrere in Öl neu ausgemalte Kapellen. Man nennt das in Danzig „renovieren", eine recht üble Methode. Der Maler, der mit dieser Aufgabe betraut wird, übergeht das ganze alte Werk derart, daß auch nicht ein Strich mehr davon zu sehen ist. So kann es wohl sein, daß unter den Kapellen einmal eine von Steck gemalt, dann auf die genannte Art erneuert worden ist und nun im Munde eines unwissenden Kirchenvorstehers immer den Namen des ersten Künstlers behalten wird.

Im allgemeinen gibt es wenig gute Gemälde in dieser Kirche. Eins

der besten ist eine Barmherzigkeit. Es stellt einen Baumstamm dar mit Ästen, an denen Bilder hängen, die Geschichten aus dem Evangelium widergeben. Dies Gemälde ist 1617 (1607) von Anton Möller gemalt und der Kirche von Ambrosius Kämmerer und einigen anderen Leuten gestiftet. Es ist ebenfalls renoviert worden. Man findet auch noch ein anderes Gemälde desselben Meisters zwischen den Fenstern, nicht weit von der Taufe zur Rechten, ein jüngstes Gericht darstellend. Die Gestalt des Engels Michael hat viel Ähnlichkeit mit derjenigen auf dem großen Gemälde desselben Meisters in der Börse.

Unter den Skulpturen sind in dieser Kirche bessere Stücke als unter den Gemälden. Die schönste Bildhauerarbeit ist ein Epitaph gegenüber der hundertjährigen Uhr. Die neue Kanzel ist sehr minderwertig. Sie entspricht in ihren Schmuckformen ganz und gar nicht der Erhabenheit des Ortes und stimmt gar nicht zu dem übrigen Schmuck der Kirche. In einer Kapelle zur Rechten des Hauptaltars ist eine Skulptur, Christus am Kreuz, von der man einiges Aufhebens macht, besonders betreffs des Ausdrucks. Aber ich habe nichts Bemerkenswertes daran entdeckt, im Gegenteil, ich finde, daß der Ausdruck mehr der eines Jesuiten als der eines sterbenden Christus ist. In der Dominikanerkirche gibt es einige gute Altargemälde, aber sie sind ganz verhunzt durch die frommen Gaben in Form von silbernen Blechschildchen, Kronen und ähnlichem, die auf die Figuren der Gemälde befestigt sind. Alle übrigen sind Kopien nach Kupferstichen, mit Ausnahme einer Anbetung der Hirten, die im Chor zur Rechten des Altars hängt, allerdings zu hoch, als daß man mit Sicherheit beurteilen könnte, ob es ein Original von Jacob Jordaens ist. In der Sakristei jedoch beim Eintritt durch erwähnten Chor zur Rechten ist ein ausgezeichnetes Bild von Jordaens, die vier Evangelisten in halber Figur, in der Mitte St Johannes im Gebet, über ihm ein Engel. Gesicht und Haltung des Apostels sind vornehm. Die drei anderen Apostel sind liebenswürdige Greise mit sehr schönen Köpfen. Während meines Aufenthalts in Danzig vollendete man zum Feste des Heiligen dieser Kirche einen Altar zur Linken des Chors mit plastischen Figuren aus der Geschichte des Heiligen und seines Ordens, mit natürlichen Farben bemalt und viel Vergoldung, die erkennen lassen, wieviel Geschmack man in diesem Kloster hat. Es sieht aus wie ein Spielzeug für Kinder.

Die Figuren im Garten des Geheimrats von Rosenberg, die von Meißner nach seiner Tochter gemacht worden sein sollen, sind nicht schön. Da ich nichts Hervorragendes von diesem Meister gesehen hatte, glaubte

ich, daß er sich überhaupt nicht eines Modells bedient habe. Ich war daher recht neugierig auf besagte Figuren. Aber sie haben mich wenig befriedigt, weder in künstlerischer noch moralischer Hinsicht. Sie sind schlecht und plump, in den Stellungen unfein und ohne Grazie. Ich sah mit Entrüstung, daß ein Vater seine Tochter zu einer Sache gebraucht, zu der man überall Wesen findet, die um Geld für alles zu haben sind, und der unanständig genug gesinnt war, die Statuen nicht vor der Welt zu verbergen, und wenn nicht die Statue selbst (das wäre schwierig gewesen), so doch den Namen seines Modells.

Ich kann das Gegenteil behaupten von dem, was Herr Bernoulli von der Gastfreundschaft und Höflichkeit meiner Landsleute sagt. Ich habe 4 Monate, Juni, Juli, August und September, in Danzig zugebracht und mußte oft Einladungen ablehnen, da sie mich in meiner beruflichen Tätigkeit hinderten."

Aus den Tagebüchern von Daniel Chodowieckis Künstlerfahrt nach Danzig im Jahre 1773.

Ich besichtigte die Kirche der Dominikaner, es ist eine große Kirche und die älteste in Danzig, erbaut um 1213. Da gerade Gottesdienst war und man das Allerheiligste in Prozession umhertrug, hielt ich mich nicht auf. Doch trat ich hinter der Kirchenfahne in den Kreuzgang ein. Ich sah hier viele Gemälde und drei oder vier Altäre, aber nichts Bedeutendes. Die Bilder sind nach Stichen Rubensscher Gemälde gemalt und stellen Kreuzwegsstationen dar. Der reformierte Geistliche Monsr. de la Motte, der seinen Besuch angekündigt hatte, kam um 3 Uhr. Er erzählte viel von Berlin und Danzig. Seinen Sohn, der in Königsberg studierte und der ein junger Mensch von 22 Jahren, und großer Musiker gewesen ist, beweint er heute noch. Er redete mir dringend zu, doch noch 8 Tage länger zu bleiben, als ich mir für meinen Aufenthalt vorgenommen hatte. Er ist ein sehr höflicher, kurzweiliger und leutseliger Mann, guter Christ und guter Familienvater, hat allerhand gute Eigenschaften, nur seinen Stand liebt er gar nicht; er sagte, wenn er nur könnte, würde er gern mit einem Lastträger tauschen, der großen Lasten wegen, die mit seinem Amt verbunden seien und wegen der großen Verantwortung, die er als Geistlicher vor Gott empfindet.

Im Laufe der Woche hatten wir beschlossen, am heutigen Tage einen Spaziergang zu machen, doch das schlechte Wetter, welches wir

seit Freitag haben, und der heftige Sturm, der heut schon von 2—9 Uhr gewütet hat und der Samstag und heut wiederkehrte, veranlaßten uns, uns zu einer Spazierfahrt zu entschließen.

Als man aber heute früh nach einem Wagen schickte, war keiner aufzutreiben, auch nicht für einen Dukaten (der gewöhnliche Preis ist drei bis vier Gulden für den halben Tag). Also mußten wir zu Haus bleiben, ärgerten uns jedoch nicht weiter darüber.

Ich hatte noch eine Sitzung mit meiner Mutter, dann kam Monsr. Grischow, der mich eingeladen hatte, heute bei ihm zu speisen und den übrigen Tag in seinem Garten in Strieß zu verbringen, und holte mich mit seinem Sozius Monsr. Uphagen in seinem Wagen ab. Wir holten noch den Pater Mathis vom Dominikanerkloster ab, trafen unterwegs Mon. Grischow in einem Wagen, dieser stieg auch zu uns ein, und wir begaben uns alle zusammen nach Strieß, wo wir außer der Familie Franz Rottenburg noch seinen älteren Bruder Nikolaus, einen Offizier vom Regiment Belling, der dessen Schwester geheiratet hat, Monsr. Joseph Burnati und eine junge Demoiselle, eine Freundin der Mad. Rottenburg antrafen. Das Haus ist groß und sehr kommode gebaut, sein Äußeres ist nicht prunkvoll, es ist wie alle Danziger Häuser, und umgeben von einem schönen, jedoch nicht großen Garten, in dessen Mitte sich ein schöner Springbrunnen befindet, eine in einem großen Bassin liegende Najade hält einen Fisch im Arm, aus dessen Mund das Wasser springt. Um dieses Bassin sind drei Steinfiguren gruppiert, die den Raub der Arethusa darstellen. Sie sind ziemlich gut gemacht von Herrn Meißner, einem Danziger Bildhauer. Dann steigt man fünfzehn Stufen zu einer Terrasse empor und noch einmal soviel zur nächsten, wo sich das Reservoir befindet. Hier liegt ein kleiner Kahn zum Spazierenfahren. Steigt man noch höher, so gelangt man zur Gartenpforte. Dahinter erhebt sich ein ziemlich hoher Berg, den wir fast alle erstiegen, und von dem aus wir fast die ganze Umgegend Danzigs erblickten, die Stadt, Weichselmünde, das Meer mit vielen Schiffen, Wälder, Berge, Ebene, eine reizende Mannigfaltigkeit in der Landschaft.

Johann Daniel Falk, ein Danziger Dichter.

Von Wolfgang Federau.

Es ist das Schicksal der Mittelmäßigkeit, rasch der Vergessenheit anheimzufallen. Die Nachwelt ist eine harte und unbestechliche Richterin, vor deren Tribunal über alles das, was am Tage für den Tag geschaffen, gedichtet und geschrieben wurde, ein Urteil gefällt wird, gegen das es keine Berufung gibt. Sie braucht keine Rücksicht zu nehmen auf den wandelbaren Geschmack des Augenblicks und jeder Versuch, Mäßiges und Schlechtes künstlich aufzublähen und mit dem Schimmer des Echten und Bedeutenden zu vergolden, wird von ihr zunichte gemacht.

Aus diesem Grunde ist auch der Danziger Johann Daniel Falk im großen und ganzen für die heutige Zeit tot, und es wäre ein zweckloses Unternehmen, ihm nachträglich eine Bedeutung verleihen zu wollen, die ihm kaum bei Lebzeiten zugekommen ist. Goethe, der einen seltenen Instinkt für das Wertvolle und Ewige im Menschen hatte, hat Falk abgelehnt und vermochte niemals, sich recht mit ihm zu stellen, und Johanna Schopenhauer, in deren Weimarer Salon auch Falk verkehrte, und die über eine bei Frauen nicht gerade gewöhnliche Klugheit und Menschenkenntnis verfügte, hat ihn nie recht gemocht und sich mehrfach Dritten gegenüber recht abfällig über ihn ausgesprochen. Womit freilich nicht dem Wert Falks als Mensch in irgendeiner Beziehung zu nahe getreten werden soll.

Es steht fest, daß er während seines jahrzehntelangen Aufenthalts in Weimar, wo er auch starb, sich in selbstlosester, aufopferndster Weise in den Dienst der tätigen Menschenhilfe gestellt hat. In den Wirren des großen Zusammenbruchs von 1806 hat er jene Größe und jenen persönlichen Mut, jene Opferwilligkeit und Dienstbereitschaft bewiesen, die nur aus ganz großer Liebe und tiefwurzelnder Güte erwachsen können. Er, der ein glühender Patriot und fanatischer Hasser alles Welschen, Französischen war, hat doch als einer der Wenigen rechtzeitig die Wahrheit des Wortes erkannt: „Im Anfang war die Tat!“ Er ahnte und wußte wohl: Mehr als alle klingende Phrase, mehr als die große Geste und das zündende Wort gilt das Handeln; und Handeln, wenn alles ringsum zusammenbrach, wenn das Volk aus Tausenden von Wunden blutete, hieß helfen. Als der Befreiungskrieg zahllosen unmündigen Kindern den Erzieher und den Ernährer raubte, da wandte sich sein großes, gütiges Herz wie eine strahlende Sonne wärmend, helfend und

erquickend den Verwaisten, Enterbten und Beraubten zu, die eine rauhe Faust jählings aus dem umfriedeten Paradiese einer geruhigen Kindheit herausgerissen hatte. Im Gegensatze zur Gegenwart, die, irregeleitet von einem lächerlichen Denkmalsfimmel, nutzlose Steinhaufen türmt als Symbol für eine Verehrung der Gefallenen, die doch nur eitel und trügerisch ist, statt den Kindern Waisenhäuser zu bauen und Pfleger und Hüter zu bestellen, hat Falk mit werktätiger Menschenliebe eingegriffen, hat die von ihm gegründete Anstalt „den Lutherhof" zu einem Hause wahrhaften Christentums im Geiste und in der Tat gemacht. Und das Lächeln, das er auf den blassen, armen Kindermund zauberte, die Tränen, die die Kleinen, die Vaterlosen und Mutterlosen, im Jahre 1826 an seinem Grabe weinten, werden süß wie Opferrauch zu den nach Walhall eingegangenen Kriegern emporgestiegen sein; also daß mit Recht auch auf ihn das Wort der Bergpredigt gilt: Selig sind die Barmherzigen .....

Aber unsere Betrachtung gilt ja nicht dem Menschenfreunde und dem Menschen Falk, diesem Manne mit dem kinderreinen Herzen und der nie erlahmenden Liebe, — sie gilt dem Dichter Falk — und da muß nun wohl gesagt werden, daß er eigentlich gar kein Dichter war, sondern etwas ganz andres, das heute immer mehr sich verbreitet und von dem Dichter als Künstler nicht streng genug geschieden werden kann — er war Schriftsteller bestenfalls, Literat, Journalist, wenn man so will.

Der Unterschied zwischen Dichter und Schriftsteller ist leichter zu erfühlen, zu erfassen, als begrifflich darzustellen. Der Dichter ist Schöpfer, Schaffender, Gestaltender, der in die Tiefe seiner Seele hineintaumelt wie in einen Brunnen und das köstlichste rote Gold ans Licht einer ewigen Sonne bringt. Der Dichter ist vergotteter Mensch mit dem ewigen Schöpferwillen und der ewigen Schöpferkraft, ist Feuer, Glut, Lava, Asche, alles in einem, strahlende Helle und unergründliche Finsternis. Der Literat ist im besten Falle Erfassender, darstellender Schilderer, er ist Handwerker, wo der Dichter Künstler wird. Und darum wird das kleinste Lied eines Goethe noch in einem Jahrhundert leben, wo selbst gebildete Literarhistoriker von Falk nicht mehr den Namen kennen werden.

Und dennoch mögen mancherlei Träume von zukünftigem Wirken und einstiger Größe in dem Hirn des Knaben Johann Daniel gespukt haben, der im Jahre 1768 in Danzig auf der Lastadie das Licht dieser fragwürdigen Welt als Sohn eines schlichten Perückenmachers erblickte.

Tief in dem Knaben brannte eine verzehrende Sehnsucht nach Kenntnis und Wissen, und es hat viele bittere Stunden und trübe Tage und Jahre gekostet, ehe er es durchzusetzen vermochte, daß er statt des leidigen väterlichen Handwerks sich dem Studium und den Wissenschaften widmen durfte; zunächst als Schüler der Petrischule und des Gymnasiums in Danzig, dann als Student in Halle, wo er hauptsächlich von den Unterstützungen des Rats der Stadt Danzig seinen kargen Lebensunterhalt bestritt. Ursprünglich sollte Falk ein Gottesgelehrter und Geistlicher werden. Doch wandte er sich schnell genug von dem theologischen Studium ab und verschrieb seine Seele mit Haut und Haaren völlig dem Dämon Literatur — wohlgemerkt — der Literatur, nicht der Dichtung, der Kunst. Hierzu hätte es bei ihm eben nicht gelangt. Er konnte wohl schreiben, aber kaum schaffen. Sein scharfer Blick für alle Schwächen und Mängel seiner Mitmenschen, seine schnelle Beobachtungsgabe und eine gewisse natürliche Veranlagung drängten ihn zur Satire, und als Neunundzwanzigjähriger gab er als Erstlingswerk sein: „Taschenbuch für Freunde des Scherzes und der Satire" heraus, dem im Laufe der nächsten Zeit wohl ein halbes Dutzend anderer folgten. Über die Bedeutung dieser Satiren in künstlerischer Beziehung braucht nicht viel gesagt zu werden. Falk war zu sehr Deutscher, als daß er in jenem feinen, vernichtenden und doch geistsprühenden Sinne hätte Satiriker werden können, wie es ein Vorzug der Franzosen und der Juden zu sein scheint. Und war gleichzeitig zu ausgeglichen, zu beharrlich in seinem Innenleben, zu wenig erschüttert und zerrissen, als daß er sich in jener Kunstrichtung hätte auswirken können, die man wieder in besonderer Reinheit und Eigenart wieder nur bei den Deutschen findet — im Humor.

Dennoch fühlte sich Falk als Dichter — natürlich, denn welcher deutsche Jüngling und heranreifende Mann, der Verse macht, glaubt nicht gleich ein Dichter zu sein? Und dieses Bewußtsein führte ihn letzthin nach Weimar, wo er schließlich jenen eingangs geschilderten Wirkungskreis fand, der seinem Wesen, seinem Wert und seiner persönlichen Bedeutung so sehr viel angemessener war.

Ein freundliches Geschick hat es dennoch gewollt, daß ein paar kleine bescheidene Verse Falks dem Abgrund der Vergessenheit entschlüpften. Freilich, wenn alljährlich zur Weihnachtszeit zahllose süße Kinderlippen und ungezählte Erwachsene im weiten deutschen Land vor dem brennenden Lichterbaum das „O du fröhliche, o du selige, gnadenbringende Weihnachtszeit" singen und summen — wer erinnert sich da noch des Verfassers der Verse?

Die Danziger aber haben noch einen besonderen Grund seiner zu gedenken. Denn für sie schrieb er, gleichsam als Geschenk und in Erinnerung an die Tage seiner Kindheit, seinen einzigen, großen Roman „Das Leben des Johannes von der Ostsee", ein Werk, das weniger künstlerisch gewertet werden will, als vielmehr um seines persönlichen Gehalts und landschaftlichen Hintergrundes willen eine besondere Beachtung verdient. Denn ein gut Teil des damaligen Danzig und Westpreußens wird hier anmutig und lebendig genug geschildert, und zusammen mit Johanna Schopenhauers „Jugendleben und Wanderbilder" und dem Bilderbuch „Daniel Chodowieckis" „Eine Künstlerfahrt nach Danzig im Jahre 1773" gibt es ein fast geschlossenes Bild des Alten Danzig im ausklingenden achtzehnten Jahrhundert.

Johanna Schopenhauers Kinderzeit.

Von Wolfgang Federau.

So begründet einer objektiver urteilenden Nachwelt auch die Annahme erscheinen mag, daß Johanna Schopenhauer ihre Berühmtheit — man möchte sagen, ihre Unsterblichkeit — bei allem persönlichen Ehrgeiz, bei aller geistigen Bedeutsamkeit und Strebsamkeit vor allem dem einen Umstand verdankt, daß sie die Mutter Arthur Schopenhauers, eines der größten deutschen Philosophen, der größten Denker überhaupt, war, so dankbar müssen doch gerade wir Danziger dieser Frau aus bestimmten Gründen sein. Hat sie uns doch in dem Memoirenwerk „Jugendleben und Wanderbilder" eine Darstellung von dem Leben und Treiben in Danzig während der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts geschenkt, welche eine höchst glückliche Ergänzung zu dem Skizzenbuche des Danziger Malers und Graphikers Daniel Chodowiecki „Eine Künstlerfahrt im Jahre 1773" bildet und ihren kulturhistorischen Wert niemals verlieren wird.

Als Chodowiecki Johanna in dem Hause seiner Mutter, deren Schule sie seit dem vierten Lebensjahre besuchte, porträtierte, war die Kleine bereits sieben Jahre alt. Die überaus sorgfältige Erziehung, welche ihr Vater Christian Heinrich Trosiener, ein geachteter Kaufmann und Quartiermeister des Fischerquartiers, zuteil werden ließ, sowie die solide Pracht ihres Geburtshauses in der Heiligen Geistgasse, noch heute an einer den Giebel krönenden Schildkröte erkenntlich, beweisen, daß

Schopenhauerhaus in Oliva bei Danzig

Phot. Ilse Nachol

der Ruf großer Wohlhabenheit, den ihr Vater genoß, nicht unbegründet war.

Dieser, ein ernster, stattlicher, etwas jähzorniger Mann, seine kleine, zarte, zierliche und unendlich langmütige Frau, die deutsch-polnische Pflegerin Kascha und der alte, ehrliche Adam, der Diener, Kellermeister und Hausknecht in einer Person war, bildeten Johannas erste, früheste Erinnerungen. Würdig trat an ihre Seite der Buchhalter Moser, der tägliche Tischgenosse, der ein vollkommenes Original gewesen sein muß, und an welchen noch die Greisin mit einem aus Rührung und wehmütiger Freude wunderlich gemischten Lächeln denkt.

Wir können heute kaum mehr angeben, welcher Art der Unterricht gewesen sein mag, den Johanna bei der Mutter und den Schwestern Chodowieckis genoß. Bedenken wir jedoch, mit welch seltener Beobachtungsgabe das Kind die Lebensäußerungen der alten Hansestadt in sich aufnahm und festzuhalten wußte, so scheint die Vermutung nahe liegend, daß das Verdienst, ihr die Augen für alles Geschehen geöffnet zu haben, mehr auf Seiten des elterlichen Freundes Doktor Richard Jameson gelegen hat, des damaligen Predigers der englischen Kolonie Danzig, dem das liebebedürftige Herz des Mädchens in grenzenloser Verehrung und Zärtlichkeit entgegenflog, dessen sie sich über alle Stürme ihres siebzigjährigen Lebens hinaus bis an den Tod mit nicht endenwollender Dankbarkeit erinnert hat.

Daß die Tätigkeit der Damen Chodowiecki mehr behütender als belehrender Art war, erhellt auch daraus, daß der kleinen Johanna bereits vom sechsten Lebensjahr an in der Person des Kandidaten Kuschel ein Lehrmeister beigegeben wurde, der verständnis- und liebevoll auf ihr Wesen einging, ihr Wissen erweiterte und in einem Maße vertiefte, welches über den Bildungsgrad der „höheren Tochter“ unserer Zeit in mehr als einer Beziehung weit hinausging. Daß er sich im Verlauf der Jahre — o du tragikomisches Geschick aller Hauslehrer! — in das zu einem graziösen und zierlichen Backfisch heranwachsende Mädchen verliebte, kann das Bild dieses warmherzigen und verständnisvollen Lehrers in den Augen einer nachsichtigeren Nachwelt nicht trüben. War es eine Schuld, so hat er sie mit einem frühen Tod allzu hart und bitter gebüßt.

Tanzstunden, Unterricht im Wäschenähen und eine praktische Einführung in die Regeln des „Guten Tones“ legten den letzten Schliff an Johannas gesellschaftliche Ausbildung. Dieser sorgfältigen, vielseitigen Erziehung, diesen in so früher Jugend ihr zuteil gewordenen Lehren

und Erfahrungen mag Johanna Trosiener — wie wir jetzt noch sagen müssen, es zum guten Teil verdanken, daß sie Jahrzehnte später in dem gesellschaftlichen Leben Weimars eine so bedeutende und angesehene Rolle spielen konnte.

Mit vierzehn Jahren wurde Johanna in der Trinitatiskirche konfirmiert, und damit hatte ihre schöne, schuldlose und sorgsam umhütete Jugendzeit ihr Ende gefunden. Sie war nun erwachsen, war Dame, die Kindheit entrann ihren Händen. Ein neues Leben trieb sie einem dunklen Schicksal entgegen, einer Zukunft entgegen, von der Johanna bei allen persönlichen Gaben, bei all ihrem stark ausgeprägten Selbstbewußtsein aber auch, gewiß nicht ahnte, daß dieselbe sie einstmals durch ihren Sohn unsterblich machen würde.

Alt-Danzig.

Aus Johanna Schopenhauers Jugend- und Wanderbildern.

Das Gepräge ehemaligen hohen Wohlstandes und der aus diesem entspringenden soliden Prachtliebe ist meiner Vaterstadt Danzig so tief aufgedrückt und dermaßen mit ihrem ganzen Wesen verzweigt und verwachsen, daß es unmöglich wäre, sie zu modernisieren, ohne sie ganz zu zerstören und ein neues Danzig auf der Stelle des alten zu erbauen.

Wie in allen einst durch den alten Hanseatischen Bund vereinigten Städten, stehen auch in dieser alle Häuser mit der Giebelseite der Straße zugewendet und erscheinen daher nicht nur im Vergleich zu ihrer Breite von unverhältnismäßiger Höhe, sondern sind es auch wirklich und müssen es sein, um den ihren Bewohnern notwendigen Raum der Luft abzugewinnen, den der durch die Festungswerke beschränkte feste Boden zu karg ihnen gewährte.

Auch wühlten unsere Vorfahren zum nämlichen Zweck sich tief in die Erde hinein; weitläufige Keller, oft zwei Stock übereinander, ziehen unter den Häusern sich hin, deren Gewölbe einige Fuß über die Oberfläche sich erhebt und eine Art Souterrain bildet, das häufig zu ziemlich bequemen, weder feuchten, noch sehr dunkeln Wohnungen eingerichtet ist, zu denen man von der Straße aus hinabsteigt, und die von Bürstenmachern, Korbflechtern, besonders aber von Obst-, Gemüse- und Milchverkäufern vorzugsweise gesucht werden.

Hierin scheint mir die erste Veranlassung der ganz eigentümlichen Bauart zu liegen, durch die meine Vaterstadt von allen anderen ihr sonst

so ähnlichen alten Städten sich unterscheidet. Die Hauptstraßen in Danzig sind weit breiter als in jenen; in dem Raum zwischen den beiden einander gegenüberliegenden Häuserreihen können zwei, ja drei Kutschen bequem nebeneinander hinfahren und zu beiden Seiten bliebe noch Platz für einen mit Platten belegten Fußweg. Und dennoch ist die eigentliche fahr- und gangbare Straße durchweg so enge, daß ein recht gut eingefahrener Kutscher es nicht immer vermeiden kann, mit einem ihm entgegen kommenden Kollegen in unangenehme Kollision zu geraten. Die in solch einen Wirrwarr hineinkommenden Fußgänger aber haben genug zu tun, um ihre gesunden Gliedmaßen zu bewahren.

Die Beischläge vor allen Häusern, von denen aber das, was man in Hamburg oder Lübeck so nennt, nicht den Schatten eines Schattens bietet, sind die alleinige Ursache dieser seltsamen Erscheinung. Doch womit soll ich sie vergleichen, um nur eine einigermaßen anschauliche Vorstellung von diesen wunderlichen Vorbauten zu geben, durch die die alte nordische Stadt ein fast südliches Ansehen gewinnt, und in denen in meiner früheren Jugendzeit ein großer Teil des häuslichen Lebens mit jetzt unglaublicher Offenherzigkeit fast so gut als auf freier Straße betrieben wurde.

Balkone sind diese Beischläge nicht, eher möchte ich sie geräumige, ziemlich breite Terassen nennen, die, mit großen Steinplatten belegt, längs der Front des Hauses sich hinziehen, zu denen einige breite, bequeme Stufen hinaufführen, und die straßenwärts mit steinernen Brustwehren versehen sind.

Zwischen den aneinanderstoßenden Beischlägen der zunächst benachbarten Häuser bilden vier bis fünf Fuß hohe Mauern die Grenze; blecherne Röhren führen der darauf ruhenden steinernen Rinne das Regenwasser von den Dächern zu, die diese durch den Rachen kolossaler, zuweilen recht kunstreich in Stein gehauener Walfische oder Delphinköpfe wieder ausströmen läßt.

Die launigste aller Herrscherinnen, die Mode, nimmt seit einiger Zeit alles, was sonst als altfränkisch verschmäht wurde, unter dem Namen Rokoko in ihren mächtigen Schutz; möge es ihr gefallen, diesen auch den Danziger Beischlägen angedeihen zu lassen. Schwerlich gibt es ein großartigeres Rokoko, das dessen würdiger wäre.

Häuser von mehr als drei Fenstern in der Front gab es in meiner Jugend in Danzig nur wenige, und sie gehören wohl auch zu den Ausnahmen. Weit häufiger sind die, die nur zwei Fenster aufzuweisen haben, und wie kahl, wie jämmerlich vereinzelt müssen diese vier bis

fünf Stock hohen Häuserstreifen, ohne den sie dem Auge zu einem Ganzen verbindenden Vorhof der Beischläge dastehen.

Die unbeschadet der Vorliebe für Rokoko immer weiter um sich greifende Verschönerungs- oder vielmehr Neuerungssucht unserer Tage droht ihnen aber schon seit geraumer Zeit den nahenden Untergang. Schon sind die alten herrlichen Kastanienbäume vor den Häusern verschwunden, deren weit sich ausbreitende Zweige Kühlung und Schatten gewährten, unter denen der arbeitsmüde Bürger in der Mitte der Seinen oder im Gespräch mit dem zu ihm sich herüberbeugenden Nachbar einer Art leiblichen Genusses sich erfreute.

Denen, die durch ihre Verhältnisse die ganze Woche hindurch in der Stadt festgehalten wurden, brachten die aufbrechenden Knospen dieser schönen Bäume alljährlich Kunde von dem draußen eben angelangten Frühling und seine Einladung, am nächsten Sonntag ihn vor dem Tore aufzusuchen, wo er in aller Pracht und Herrlichkeit sie erwartete.

Und welch ein Spielplatz bot in meiner Jugend der Beischlag den Kindern, so sicher, so bequem! Dicht unter den Augen der oben am Fenster nähenden und strickenden Mutter, die zuweilen es nicht verschmähte, mitten unter ihnen den milden Abend zu genießen. Bei leidlichem Wetter brachten wir mit unseren Gespielen alle unsere Freistunden in diesem Asyl zu, das noch den unschätzbaren Vorzug besaß, daß wir unseres lärmenden Treibens wegen weniger gescholten wurden, weil es hier bei weitem nicht so lästig wurde als im Hause selbst.

Mehrere Häuser, deren Giebel mit Statuen und anderen architektonischen Verzierungen von Bildhauerarbeit geschmückt sind, zeugen noch heute sowohl von dem Reichtum als von der Kunstliebe unserer Vorfahren, die bei deren Erbauung mit nicht unbedeutendem Geldaufwand diese Kunstwerke von guten Meistern in Italien verfertigen und nach Danzig kommen ließen. — Andere, früheren Tagen angehörende Häusergiebel stehen noch in ihrer fast noch aus der Zeit der Ordensritter stammenden Altertümlichkeit da, doch neigen sich diese ganz ihrem Verfall zu, und ihre Anzahl wird immer geringer.

Das schönste und merkwürdigste derselben ist, wie ich höre, vor einigen Jahren auf höchsten Befehl gekauft, sorgfältig abgebrochen und auf die Pfaueninsel bei Potsdam verpflanzt worden. Allerdings ist dies eine sehr ehrenvolle Bestimmung, doch fürchte ich, daß es dort bei weitem so gut sich nicht ausnimmt, als in seinen ehemaligen, ihm angemessenen Umgebungen in der Brotbänkengasse.

Das Danziger Haus auf der Pfaueninsel bei Potsdam.

Von Geheimrat A. Carsten.

Auf Anregung des damaligen Oberpräsidenten der Provinz Preußen Theodor v. Schön wurde 1823 die eigenartige, in spätgotischen Formen errichtete Fassade des Hauses Brotbänkengasse 14 vom König Friedrich Wilhelm III. erworben, sorgfältig abgebrochen und nach Potsdam geschafft. Hier fand sie nach dem Vorschlage Schinkels Verwendung beim Erweiterungsbau des Kavalierhauses auf der Pfaueninsel. Sie wurde dem rechten der beiden turmartigen Risalite vorgeblendet und auf diese Weise vor dem Untergange bewahrt. Der Reichtum der architektonischen Gliederung, das kostbare Sandsteinmaterial, aus dem sämtliche Architekturteile hergestellt sind, besonders aber die stattlichen Abmessungen des Baues lassen darauf schließen, daß es sich hier um eines der üppigsten Bürgerhäuser Danzigs aus dem Anfange des 16. Jahrhunderts gehandelt hat. Der Aufbau mit seinen großen, durch steinernes Maßwerk geteilten Fenstern im hohen Dielengeschoß und den beiden Obergeschossen zeigt die typische Anlage des Danziger Bürgerhauses, wie es sich bis weit in das 18. Jahrhundert hinein erhalten hat. Das hohe Dach ist hier nicht durch einen Giebel nach der Straße zu begrenzt, sondern wie es häufiger bei Bürgerhäusern aus der Gotik geschah, durch die bis zum Dachfirst hochgeführte, wagerecht abgeschlossene und mit einem Zinnenkranz bekrönte Frontwand. An die Entstehung des Hauses knüpfen sich sagenhafte Gerüchte. Die Sandsteinteile sollen in Venedig gearbeitet und zunächst für die erzbischöfliche Residenz in Nürnberg bestimmt gewesen sein, von wo sie später nach Danzig gekommen wären. Wahrscheinlicher ist es, daß bei diesem Bau ein niederländischer Meister tätig war, denn die Architekturformen unseres Hauses zeigen eine enge Verwandtschaft mit gleichzeitigen Bauten dieses Landes. Auch die regen Handelsbeziehungen die Danzig, schon damals mit den Niederlanden unterhielt, sprechen für diese Annahme. Das Haus war lange im Besitz der Familie Schlieff, deren Wappen sich noch jetzt auf der mittelsten Zinne befindet.

Daniel Chodowiecki.

Von Adalbert Matthaei.

In unseren Tagen, in denen das Deutschtum in der Ostmark gefährdet ist, und die Polen sogar ihre Hand nach Danzig auszustrecken wagten, wendet sich der Blick gerne einem Danziger Künstler zu, der zwar polnischer Herkunft war, aber so sehr in deutscher Art aufgegangen ist, daß er geradezu als Typus des guten deutschen Kleinbürgertums in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts gelten kann. Als die Polen vor etwa 20 Jahren eine national-polnische Kunstausstellung in Lemberg veranstalteten, da wollten sie unseren „wackeren" Chodowiecki, wie ihn Goethe nennt, für sich in Anspruch nehmen. Aber niemand hat davon Notiz genommen. Die Kunstwissenschaft sieht vielmehr mit Oettingen, Tschudi und Kämmerer in Chodowiecki eine wichtige Stufe in der Entwicklung der Berliner Künstlerschule, die über Franz Krüger zu Menzel führt. Trotzdem Preußens König gerade in Chodowieckis Tagen mit seiner Heimatstadt Danzig nicht sanft umsprang, hing unser Künstler an seinem König mit liebevollster Verehrung, und wenn er nicht den Typus des „alten Fritz" geschaffen hätte, wäre Menzel kaum in der Lage gewesen, die fridericianische Zeit so wieder aufleben zu lassen, wie er es in seinem Friedrichswerk getan hat.

Sein Entwicklungsgang ist bekannt. Als Siebzehnjähriger verließ er 1743 Danzig, um nach Berlin überzusiedeln, das er bis zu seinem Tode am 7. Februar 1801 mit Ausnahme seiner Reise zum Besuch der Mutter in Danzig 1773 nicht mehr verlassen hat. Er war ein vollkommener Autodidakt. Er bildete sich nicht sowohl im Naturstudium als nach den französischen Modemalern seiner Zeit, Watteau und Boucher. Auch William Hogarth hat ihn beeinflußt, und dessen Erfolge mögen ihn mit bewogen haben, sich bald ganz ausschließlich auf den Kupferstich und die Radierung zu werfen. Bekannt wurde er durch ein Gemälde, das er 1767 ausstellte, und noch mehr durch eine Radierung danach: „Der Abschied des durch einen Justizmord der Jesuiten unschuldig zum Tode verurteilten Kaufmanns Calas in Toulouse von den Seinigen." Es handelt sich um einen Prozeß, anläßlich dessen Voltaire seine Schrift sur la tolérance verfaßte, und der die damalige Welt ebenso in Atem gehalten hat, wie etwa uns seinerzeit der Dreifus-Prozeß. Dadurch wurde man auf den Künstler aufmerksam, und nun kamen die Verleger und Buchhändler hinter ihn und ließen ihn nicht mehr los. 1769 begann er mit Illustrationen zur „Minna von Barnhelm" und dann hat er nach und nach fast alles illustriert, was seine Zeit las, von Bürger bis Gellert, Schiller und Goethe, von Beaumarchais bis Vol-

taire, Shakespeare bis Goldsmith. Alles in kleinem Format von 7: 10, ja von 5 zu 8 Zentimetern. Es war das die Zeit der Kalendermanie. Lorent d'Huri hatte 1683 den Taschenkalendern genealogische Notizen beigefügt. Bald liebte man literarische Beigaben, und schließlich fiel der Kalender ganz weg, und die Almanachs wurden zu Vorläufern der literarischen Zeitschriften. Aber sie behielten das kleine Format, ja es war eine Art Sport, diese Almanachs so klein wie möglich zu machen.

Dieses kleine Format ist wichtig für Chodowiecki. Sieht man größere Blätter von ihm, wie sie im Besitz seiner Enkelfamilien Du Bois-Reymond und Ernst Wichern waren, so ist er unerträglich. Im Kleinen aber kann er meisterhaft werden. Er teilt diese Eigenschaft mit Dilettanten, die auch im großen Maßstab versagen, während sie im kleinen erträglich sind. Echte künstlerische Durchbildung verlangt von den Lernenden, daß sie in großem Maßstab nach der Natur arbeiten, mit gutem Grunde. Denn dadurch wird der Kunstjünger genötigt, sich über die Einzelheiten ganz genau Rechenschaft zu geben. Wenn man z. B. ein menschliches Bein in Lebensgröße zeichnet, so muß man wiedergeben, wie am Knie die Kontur bewegt wird durch das Vortreten des Oberschenkelkopfes, der Kniescheibe und des Unterschenkelkopfes. In einem Figürchen von 3 bis 4 Zentimetern kann die Linie glatt verlaufen, ohne daß sie schlecht beobachtet erscheint.

Chodowieckis künstlerisches Vermögen ist verschieden, je nach dem Stoffe, den er behandelt.

Opfert er dem Zeitgeschmack in Allegorien und Darstellungen aus der Manieristensphäre, so fällt er meist ganz ab. Dasselbe gilt, wenn er historische Stoffe behandelt, die ihm innerlich fremd sind, und bei denen er die Natur nicht vor sich hatte. Da schafft er zuweilen lächerliche Gestalten, und man möchte es kaum für möglich halten, daß derlei steiles Zeug von derselben Hand geschaffen wurde, die so meisterliche Lebensbeobachtungen zu geben weiß.

Bewegt er sich in Hogarths Bahnen, in den Lebensläufen der absteigenden Linie (z. B. dem Leben einer Buhlschwester von 1771 und dem Leben des Lüderlichen von 1774) oder in den satirischen Bildern zu seiner Zeit (wie den natürlichen und affektierten Handlungen von 1778 und den Heiratsanträgen von 1780), so zeigt er uns dieselben Schwächen wie Hogarth. Nur daß er in seiner Kritik sehr viel harmloser und gutmütiger ist, als der kaltherzige, manchmal bösartige Brite.

Wenn aber Chodowiecki den hohen Ton und das Moralisieren läßt und ohne Tendenz schlicht in das Leben seiner Umgebung greift, da ist er köstlich. Denn da hat er die Natur und die Dinge, die ihm lieb

sind, vor sich. Da ist er mit dem Herzen bei der Sache, und man gewinnt den Eindruck, daß in solchen Momenten sein Beobachtungsvermögen geschärft und sein technisches Können erhöht wird. Die Bilder aus seinem Familienleben, wo der Vater in der Ecke an seiner Arbeit sitzt, und die Kinder am Familientisch mit ihrer Hantierung beschäftigt sind, und die Skizze aus der Kinderstube gehören zu dem Köstlichsten und Frischesten, was uns die Zeit gegeben hat. Die beiden Demoiselles Quentin bringen ihm die Nachricht, daß der alte Fritz die Franzosen bei Roßbach aufs Haupt geschlagen hat. Chodowiecki ist freudig erregt, sieht das freundliche Bild der beiden Mädchen vor ihm und ruft: „Bleibt einmal so stehen!" Und dann radiert er in wenigen Minuten die Skizze auf die Platte, und die frische Unmittelbarkeit des Empfindens spüren wir dem Blättchen an. Er versteht wie Wenige die deutsche Kinderseele und seine Tafeln zu dem Elementarbuch des bekannten Philanthropinisten Basedow sind für Generationen deutscher Kinder ein Born geworden, aus dem sie ihre Phantasie belebten.

Daß die Aufzeichnungen dieses Chronisten mit dem Griffel von größtem kulturhistorischem Interesse sind, kann hier nur angedeutet werden. Besonderen Wert für uns im Osten besitzen seine 108 Tagebuchblätter von der Reise nach Danzig vom Juni bis August 1773, die die Akademie der Künste in Berlin bewahrt. Chodowiecki kauft sich ein Pferd und reitet (täglich etwa 40—50 Kilometer) in 9 Tagen über Freienwalde, Pyritz, Massow i. Pommern, Plathe, Köslin, Schlawe und Stolp durch die Kassubei über Oliva und Langfuhr nach seiner Heimatstadt. Manche Skizzen sind dilettantenhaft. Die geraden Linien an Häusern, Stuben und Gerät zieht er mit dem Lineal. Naiv setzt er sich selber immer in die Szene hinein. Von seinem Stübchen bei der Mutter in der Heiligen Geistgasse, in dem er seine Porträtsitzungen abhielt, hat er sich eine Radierung gemacht, in der er selbst vorn, den Rücken dem Beschauer zugekehrt, sitzt, ihm gegenüber über dem Stuhl, auf dem das Modell sitzen soll, hat er auf der Platte einen leeren Fleck gelassen, um den zu Porträtierenden hineinzuzeichnen. — Aber andere Blätter, besonders aus dem Danziger Familienleben und Gesellschaftsleben, beweisen die Künstlereigenschaften, die er immer hat, wo er mit dem Herzen bei der Sache ist.

Chodowiecki wird immer zu den Zeugen deutscher Kultur im Osten gehören. Er hat mit seiner Griffelkunst den Faden wieder angeknüpft, der bei Dürer und den Kleinmeistern abgerissen war, und den dann die Richter und Menzel weitergesponnen haben. Darin liegt seine Bedeutung für die deutsche Kunstentwicklung.

Barock-Diele in einem Danziger Bürgerhaus

Nach einer Originalradierung von Joh. Carl Schultz

Phot. Ilse Macholz

Aus Danzigs erster Freistaatzeit 1807—1814.

Von Dr. W. Millack.

Überall beginnt man heute auf die gefährdete Lage Danzigs aufmerksam zu werden. Als die verschiedenen „Verfügungen" des Versailler Friedensvertrages der staunenden Welt verkündet wurden, achtete man wenig auf jene seltsame Schöpfung einer „Freien Stadt" am Ausgang des polnischen Korridors. Vielleicht besann sich ein Geschichtskundiger darauf, daß es schon zu Napoleons Zeiten etwas Ähnliches gegeben habe. Das ist wenig bekannt, denn auch die Tragödie der ersten Freistaatzeit Danzigs wurde in jener Zeit der allgemeinen Not kaum beachtet. Als der Korse, der große Zerstörer Europas, seine Mitwelt durch seine zügellosen Pläne in Atem hielt, als seine Macht mit Bleigewicht auf der öffentlichen Meinung lastete, standen andere Sorgen im Vordergrund des Interesses als das Schicksal des Weichselhafens, der erst seit 14 Jahren ein Glied des Preußischen Staates war. —

Wir haben nun seit 1918 Zeit, uns zu besinnen und zu sammeln. Wenn wir heute auf den Zusammenbruch zurückschauen, wird es Gott sei Dank als nationale Pflicht empfunden, auch jener „kleinen" Verluste zu gedenken, festzuhalten, was noch festgehalten werden kann, die Auslandsdeutschen nicht im Stich zu lassen.

Es war ein geschickter Schachzug der Feindstaaten, in jenem Versailler Friedensvertrag verschiedenen, sonst gar zu ungeheuerlich anmutenden Beraubungen Deutschlands ein historisches Mäntelchen umzuhängen. Polnische Historiker waren ja damals eifrig bei der Arbeit, um für solche Fälle das Material bereitzuhalten. So wurde der polnische Korridor, dieses geographisch, wirtschaftlich und militärisch in gleicher Weise widersinnige Gebilde mit solchem „historischen Recht" geschaffen, da ja ein ähnlicher Landstrich nach dem zweiten Thorner Frieden, also seit 1466, den Ordensstaat Preußen vom Kurfürstentum Brandenburg getrennt hatte. Daß freilich Brandenburg-Preußen, als es vereint war, schleunigst dieses polnische Zwischenstück beseitigte, beseitigen mußte, — daß heute, wo der Zusammenhang Ost- und Westpreußens mit dem Kernlande seit Friedrichs des Großen Zeiten viel fester geworden ist, eine solche Wiederbelebung der Geschichte nicht möglich ist, — scheint jetzt erst zu dämmern.

Ähnlich ist's mit Danzigs Schicksal! Was doch heute noch mit Menschen herumexperimentiert werden darf! Denn ein ebenso künstliches Experiment wie die Bildung des Korridors war die Gründung der freien Stadt Danzig unter dem Schutz des Völkerbundes.

Danzig hat ja freilich stets seine besondere Stellung gehabt. Vom verfallenenen Ordensstaat strebte es machtvoll los und unterstellte sich aus freiem Willen dem polnischen König. Bis 1793 verblieb es unter polnischer Oberhoheit, ein unbequemes, aber einträgliches Glied des polnischen Reiches. Unbequem, weil es sein Deutschtum, seine besondere Verwaltung, seine eigene Handelspolitik 340 Jahre lang allen Polen zum Trotz aufrechterhielt. Einträglich, weil es immer wieder tüchtig bezahlen mußte, um seine Rechte zu wahren.

So konnte die Gründung einer Freien Stadt Danzig im Tilsiter Frieden des Jahres 1807 den Anschein erwecken, als ob einer alten, deutschen Stadt lediglich das Recht zu einer besonderen, ihrer geographischen Lage entsprechenden Entwicklung zurückgegeben wurde, als ob dem Bürgerstolz ihrer Einwohner ein entsprechender äußerer Rahmen verliehen wurde! In Wirklichkeit war es damals wie heute ein Raub an Preußen-Deutschland, als der Weichselhafen von seinem Nachbargebiet losgerissen wurde.

Napoleon hatte in erster Linie militärische Gründe, sich in der „Freien Stadt" einen Etappenort östlicher Kriegsunternehmungen zu sichern. Daraus ergab sich das besonders schwere Schicksal Danzigs zur napoleonischen Zeit! Noch heute lebt in Alt-Danziger Familien die Erinnerung an die sieben Leidensjahre von 1807—1814. Nach tapferem Widerstand der preußischen Besatzung zogen die Franzosen im Mai 1807 in die alte Stadt ein. Sie verkündeten eine herrliche Freistaatzeit und blieben als herrische Besatzung, bis sie am Ende des Jahres 1813, durch die preußisch-russische Belagerung bezwungen, weichen mußten. Hier im Osten Deutschlands wirkte das Tun und Treiben der französischen Garnison, das frivole Leben der Offiziere und die diktatorische, bevormundende Regierung des französischen Gouverneurs Rapp, der sich als kleiner Fürst gebärdete, besonders fremdartig. Es war für eine alte, freie Hansestadt ein ungewohnter Zustand, wenn dieser Gouverneur Rapp, der begünstigte Generaladjutant Napoleons, sie väterlich gängelte, ermahnte und tadelte, wenn er seine Gemahlin nachkommen ließ und dafür Sorge trug, daß sie wie eine regierende Fürstin an den Toren der Stadt empfangen wurde, während er einer Maitresse bald danach ein Landhaus einrichtete und diese Nebenehe durchaus nicht verheimlichte.

Rapp, der vermöge seiner Stellung für die Geschichte der ersten Freistaatzeit eine so große Bedeutung hat, war damals einige 30 Jahre alt. Es war kein bösartiger Quälgeist, wenn er es nicht als Werkzeug seines Kaisers sein mußte. Oft zeigte er sich gutmütig und persönlich

liebenswürdig. Aber alle Gutmütigkeit hörte auf, sobald ein „Befehl von oben" verlangte, daß neue Abgaben, Kriegssteuern oder wie die Erpressungen sonst genannt wurden, eingetrieben werden sollten, oder neue Regimenter einzuquartieren waren. — Der Danziger Gouverneur war lebensfroh und eitel. Er liebte rauschende Geselligkeit und erzwang es, daß die „gute Gesellschaft" Danzigs an seinen Festen teilnahm, ihn und seine Offiziere einlud! Aber als 1813 die Russen und Preußen die Festung Danzig belagerten, aushungerten und in Trümmer schossen, da hat er mit zäher Energie Widerstand geleistet, die unnützen Esser aus der Stadt vertrieben, selbst die Waisenkinder nicht verschont, — da scheute er nicht den ohnmächtigen Haß seiner Umgebung und war der rücksichtsloseste Soldat bis zuletzt.

Es war so widersinnig, daß gerade in der alten, behäbigen Hansestadt, deren Bevölkerung von niederdeutscher, verschlossener und zurückhaltender Art ist, sich sieben Jahre lang Franzosen als Herren tummeln durften. — Seitdem 1919 die Polen die Freistaatgründung erreichten, hoffen sie, es mit der Zeit ähnlich treiben zu können. Möchte solche Qual den Danzigern erspart bleiben. Denn wenn jener Rapp in der damaligen Zeit als Vertreter Frankreichs auch seine Vorzüge hatte, so war doch alles in allem die Leidenszeit der deutschen Stadt durch die Franzosenherrschaft ungeheuerlich. Wir denken vor allem an die geistige und nationale Not der deutschen Bevölkerung, wie sie damals eine Folge der Franzosenzeit war und heute in noch gesteigertem Maße durch eine Oberherrschaft der fanatischen, verhetzten Polen eintreten würde.

Im übrigen Deutschland durfte man doch seit 1807—08 nach dem Abzug der Besatzungstruppen wieder deutsch sein. Da wirkten die Stein'schen Reformen belebend, da empfand man, daß große Männer in aller Stille an der Arbeit waren, um den zertrümmerten Staat wiederaufzubauen, da fügte das Scharnhorst'sche Krümpersystem immer weitere Kreise dem Heere an, das von neuem Geist durchdrungen war! — In Danzig empfand man nur das Elend, nur den Druck der fremden Soldaten, nur die Geldgier des allmächtigen Kaisers. Kein freies Wort durfte in Vereinen, auf der Börse, kaum in der Familie gesprochen werden, keines der anfeuernden Flugblätter durfte hier umgehen, wollte nicht der Leser alles Mögliche riskieren. Überall waren ja französische Späher. Auch Danziger waren zur französischen Partei übergegangen, und Rapp erfuhr alles, das mußte man gar zu oft erleben. Wie schwer war es, die Hoffnung auf Befreiung zu behalten, wenn die einzige Zeitung unter französischer Zensur immer nur von Napoleons Siegen, von der Zertrümmerung all der Staaten erzählte, die es gewagt hatten, sich

gegen ihn aufzulehnen. Als Schill im Norden Deutschlands zum Freiheitskampf aufrief, als Österreich und Tirol zu den Waffen griff, da hofften die Danziger noch, bangten und sorgten um jene Kämpfer, die vielleicht auch ihnen die Freiheit erstreiten würden. Doch die französischen Proklamationen, die Sieg auf Sieg verkündeten, behielten ja wieder recht. Das bestätigten auch die spärlichen Nachrichten aus Deutschland. Neue Regimenter der „Großen Armee" zogen ein und bedrückten ihre Quartierwirte. In endlosem Zuge marschierten Hunderttausende durch die Stadt oder in ihrer nächsten Nähe gen Osten! Wer wagte da noch zu hoffen, wo er die unerhörte Machtfülle des Weltherrschers sah? Es gab für die Danziger kein Besinnen, kein Aufatmen. Als die Trümmer jener Großen Armee zurückfluteten, schlossen sich die Tore der Stadt, und Danzig wurde von russischen und deutschen Truppen belagert. Während überall in deutschen Landen zum Freiheitskampf aufgerufen wurde und das heilige Feuer der Begeisterung auch die Lauen und Mutlosen mitriß, blieb die „Freie Stadt" abgesperrt von den Volksgenossen, blieb den Franzosen ausgeliefert.

So war die siebenjährige französische Besatzung während der ersten Danziger „Freistaatzeit" zu einer schweren, schweren Last geworden. Jahrzehnte waren erforderlich, bis alle die Wunden heilten, die diese Jahre dem geistigen und wirtschaftlichen Leben der Stadt geschlagen hatten.

Trübe Bilder zeigen sich uns, wenn wir auf Danzigs erste Freistaatzeit blicken. Fast möchte man die Gegenwart und die Zukunft Danzigs nach solchen Erinnerungen freundlicher ansehen. Dem kleinen Staatswesen ist bisher wenigstens das Recht zu einem Eigenleben erhalten geblieben, das Recht, sich deutsch zu fühlen. Und darin liegt die Hoffnung für die Zukunft, daß dieses Band nicht gelockert, sondern immer fester geknüpft wird, welches Fühlen und Sehnen den Danziger an Deutschland fesselt. Dazu soll auch in Zukunft das große Mutterland beitragen.

Schopenhauersprüche.

„Hätte wohl je irgendein großer Geist sein Ziel erreichen und ein dauerndes Werk schaffen können, wenn er das hüpfende Irrlicht der öffentlichen Meinung, d. h. die Meinung kleiner Geister, zu seinem Leitstern genommen hätte?"

*

„Je mehr ein Mensch des ganzen Ernstes fähig ist, desto herzlicher kann er lachen."

*

„Wie Fackeln und Feuerwerk vor der Sonne blaß und unscheinbar werden, so wird Geist, ja Genie, und ebenfalls die Schönheit überstrahlt und verdunkelt von der Güte des Herzens. Wo diese in hohem Grade hervortritt, kann sie den Mangel jener Eigenschaften so sehr ersetzen, daß man solche vermißt zu haben sich schämt. Sogar der beschränkteste Verstand wie auch die groteske Häßlichkeit werden, sobald die ungemeine Güte des Herzens sich in ihrer Begleitung kund getan, gleichsam verklärt, umstrahlt von einer Schönheit höherer Art, indem jetzt aus ihnen eine Weisheit spricht, vor der jede andere verstummen muß."

*

„Wer einen wirklich großen Gedanken erzeugt, wird, schon im Augenblick der Konzeption desselben, seines Zusammenhanges mit den kommenden Geschlechtern inne, so daß er dabei die Ausdehnung seines Daseins durch Jahrhunderte fühlt und auf diese Weise, wie für die Nachkommen, so auch mit ihnen lebt.

Wenn nun andrerseits wir, von der Bewunderung eines großen Geistes, dessen Werke uns eben beschäftigt haben, ergriffen, ihn zu uns heranwünschen, ihn sehn, sprechen und unter uns besitzen möchten, so bleibt auch diese Sehnsucht nicht unerwidert: denn auch er hat sich gesehnt nach einer anerkennenden Nachwelt, welche ihm die Ehre, Dank und Liebe zollen würde, die eine neiderfüllte Mitwelt ihm verweigerte."

Danziger Hymne.

Von Dr. R. Stoewer.

Es rief in alten Zeiten der deutsche Wagemut:
„Gen Osten woll'n wir reiten zur grauen Weichselflut!
Frisch auf, ihr Volksgenossen, türmt Mauern, pflügt das Land,
Ihr Ritter stolz auf Rossen, Burgmann und Bauernstand!"

Da sucht im Balt'schen Meere der Kaufherr neuen Pfad,
Der Ritter greift zur Wehre, der Bauer streut die Saat.
Die Zünfte frei sich regen in Danzigs Bürgerschaft,
Das Kreuz gibt seinen Segen, die Krone Ruhm und Kraft.

Was einst die Väter schufen, wir woll'ns erhalten treu.
Auf gleichen hohen Stufen, sollst du erblühen neu,
Du deutsche Stadt am Meere, der Preußenstädte Ruhm:
Der Freiheit Stolz und Ehre bewahr dein Bürgertum.

Eine Schreckensnacht aus der Belagerung von 1813.

Von A. F. Blech.

Es war am 1. November abends 7 Uhr, da brach, von Wurfgeschütz angezündet, ein Feuer auf den Holzfeldern der Lastadie aus. Noch warf alles dahin die Blicke, wiewohl durch die unzähligen Brände daran gewöhnt gleichgültiger: Da schlägt plötzlich eine Flamme durch das Dach eines Speichers in der Judengasse auf der Speicherinsel. Zwar waren sehr viele Wächter durch die ganze Insel verbreitet, hatten schon manches Feuer im Entstehen erstickt; aber jetzt traf jedes Unglück zusammen. Der Zündstoff war in ein Magazin voll Flachs gefallen, welches sogleich ganz in Flammen stand. Es wehte ein heftiger Südostwind, und verbreitete die Feuersbrunst so schnell und so weit, daß unter dem steten Bombenregen an Löschen und selbst an Retten kein Gedanke war. Dem Kuhtor gegenüber brach das Feuer aus und brannte längs der Mottlau bis gegen das Krantor. Beinahe dieser ganze Teil der Insel bis an den andern Arm der Mottlau bei der Schäferei wurde in einen Schutthaufen verwandelt. Von der Milchkannengasse (oder der Hauptstraße) blieben auf der linken Seite nur drei, auf der rechten zwölf Magazine stehen; 173 Speicher lagen in Asche. Aber wer beschreibt die prachtvolle Erscheinung selbst, wie sie in alle Sinne fiel. Wahrlich der Flammenausbruch des Vesuvs kann nicht furchtbar schöner sein. In großer Schnelligkeit (so daß der Verdacht der absichtlichen Verbreitung kaum vermieden wurde) stand die ganze Masse in Feuer und brannte die Nacht durch. Die meist massiven großen bis 70 Fuß hohen Gebäude gossen aus ihren Öffnungen über die weite Fläche ein fast zusammenhängendes Flammenmeer, das noch 50 Fuß drüber in die Wolken seine Wellen schlug. Aus diesen Wogen spritzte nun der Funkenschaum von den tausendfachen Materialien, die hier vernichtet wurden, hervor. Diese Funken, große brennende Kohlen, flogen in ungeheuren Bogen durch den Wind getrieben, wie ein dichter Feuerregen über die halbe Stadt: und mehr war es die schützende Vorsicht, als der dünne Schnee auf den Dächern, oder die allenthalben auf den Rinnen gestellten Menschen, daß nicht die halbe Stadt mit im Brande aufging. Einige Häuser entzündeten sich schon wirklich, aber wurden noch gelöscht. Der Himmel blutrot und mit Funken wie mit Sternen besäet, die Straßen der ganzen Stadt hellrot wie beim Sonnenschein, ja meilenweit davon war alles erhellt. Selbst in Elbing hat man eine ungewöhnliche Helle spüren wollen. Die Hitze verbreitete sich weit in entlegene Gassen, die ganze Luft war erwärmt und in den nahegelegenen Häusern jenseit der Mottlau schmolzen die Lichte in den Zimmern, daß die bloße Hitze die Häuser

entzünden würde. Der Sturm heulte; die Feuerflut kochte brausend auf; die Mauern krachten; die Sturmglocke läutete; die Schüsse donnerten dazwischen und die Bomben schmetterten. Es war eine Nacht, wie sie nur selten Menschen erleben mögen. Niemand schlief; vor den Türen, auf den Straßen lebhaft wie am Tage. Hier bloß erschrockene teilnehmende Zuschauer; dort Flüchtende mit Packen und Kasten von der Wasserseite her; hier Feuerleute mit ihren Löschmitteln; dort Soldaten mit gestohlenen Kleidungsstücken, Getreide, Salz u. d. Während dessen jener bereits erzählte Angriff der Russen; Lärmtrommel, ausmarschierende Soldaten, schon zurückgebrachte Verwundete, unter ihnen General Breißand, der wenige Tage darauf starb. Aber wie ging es indes mit den Rettungen? Einer und der andere Bürger versuchte von dem vielen Kostbaren, was hier vernichtet werden sollte, doch einiges davonzutragen, aber von den zuströmenden Soldaten wurde er weggestoßen, das Erhaschte ihm wohl noch entrissen; sie allein wollten löschen, retten, d. i. plündern. Denn sie löschten nicht, zündeten vielleicht noch mehr an! Vorzüglich wurden sie denn doch befehligt, die Magazine, wo es noch sein konnte, zu räumen. Sie räumten, aber wie weniges, um es in der Tat in Sicherheit zu bringen. Sie brachten es auf Bordinge, gerade dort liegend, aber schnell vollgeladen standen auch diese schon in Flammen. Alles fand in Feuer oder Fluten sein Grab. In der Anordnung wurden die Lebensmittel auf die Straße, wurden sie in die Mottlau geworfen, aus welcher des folgenden Tages Soldaten und Einwohner eine unzählige Menge Zwieback ausfischten; eine große Menge wurde von den Soldaten gestohlen und an die Einwohner verkauft; wobei das Sonderbare, daß in einer Straße der Scheffel für 5 Rthlr. und in den andern für 20 Rhtlr. verkauft wurde, je nachdem der ängstlichere Dieb die Beute schnell aus den Augen bringen wollte, oder der Dreistere durch mehrere Straßen gehend auf den Preis hielt.

Aber nachdem nun die Schrecken über die Erscheinung sich gelegt hatten, wie kämpften in den Gemütern die Gedanken über das Resultat dieser Nacht aller Nächte! Welch ein Verlust für den Bürger, wie noch keiner erlebt war! Der Wert der Gebäude wird zu zwei Millionen Reichstaler noch zu klein angeschlagen. Nicht allein die eigentlichen Besitzer, sondern (da man sein Kapital nicht sicherer zu verzinsen wußte, als bestätigt auf diese Gebäude, für deren Sicherheit mehr, wie für jede andre gesorgt wurde) viele Rentenirer, viele Armen-, Witwen- und Waisen-Anstalten verloren ihr ganzes Vermögen. Und alle diese Speicher waren angefüllt! Nicht sowohl mit Waren, die Kaufleuten gehörten, denn die meisten waren ja requierirt und lagen in den Magazinen; jedoch vieles diesen unbrauchbares lag auch hier aufgelagert, und

so verlor z. B. ein Federhändler sein ganzes Kapital in Federn; auch eben dieses war der Fall mit Gewürzwaren, Glas, Flachs, Takelage u. d. Aber bei weitem größer war der Verlust an Effekten. Immer nur die bisherigen Belagerungen im Gesichte, hatte man die Speicher für die besten Bewahrungsörter gehalten; hierher hatte man aus der Mitte der Stadt, ja aus den Vorstädten, selbst vom platten Lande her, Mobilar, Kleidungsstücke, Betten, Linnen usw. in Menge hergeschafft; alles, alles ward ein Raub der Flammen. Viele besaßen seit der Zeit nichts zur Ausfüllung des vielleicht geretteten Hauses; viele Rückgekehrte mußten sich ganz neu einrichten. Man kann alles dieses Verlorene mit den Waren wenigstens so hoch wie die Gebäude, auch auf zwei Millionen Reichstaler anschlagen.

Wie schauderhaft waren nun beim anbrechenden Tage, nach gestillter heftigster Wut des Feuers die Brandstätten. Hier Raubgesindel, das im Stehlen fortfuhr, dort Jammergestalten, die mehreres zur Nahrung, gebranntes Getreide, oder Asche von Heringstonnen sammelten, um Salz auszulaugen. Hier bitterlich Weinende, die auf den Trümmern ihrer Güter herumwandelten und noch hie und da was aufsuchten; dort Soldaten, die einen förmlichen Handel mit dem Getreide oder andern Waren mit Juden und Christen trieben. Wenn nun aber über die, welche so vieles, welche alles verloren hatten, heiße Tränen flossen: so erschienen eben sie ehrwürdig, denn sichtbar war es gleich, wurde immer sichtbarer — sie waren das Opfer geworden zur Rettung ihrer selbst, und ihrer Mitbürger vom Hungertode. Ohne dieses Opfer hielt die Besatzung sich bis März wenigstens, und kein Einwohner hätte bis dahin Lebensmittel gehabt; durch dieses Opfer ergab sich die Besatzung schon im Januar; sei es auch, daß sie absichtlich nach den Tagen von Leipzig diese Zerstörung vergrößerte. Von Getreide sollen 800 Sack, von Reis 18 000 Säcke, von Zwieback ein Vorrat auf 14 Tage, ein ganzes Bording mit Salz usw., kurz $^2/_3$ vom ganzen Vorrate der Garnison durch Brand, Verderbung, Versplitterung und Raub umgekommen sein. Außer dem wenigen hier Geretteten blieb fast nur der Vorrat in der Langgartner Kirche über, auf welche aber schon die feindlichen Geschosse gerichtet waren. Die ehrwürdigen Trümmer der hohen massiven Mauern, malerisch gruppiert, in der Tiefe noch rauchend zehn Wochen nachher sind ein bleibender Grabstein der gestorbenen Tyrannei, und die noch spärlich wiedererstehenden neuen Gebäude ein Denkmal der verjüngten Freiheit, Handlung und Gewerbe. Der Nachkomme lese auf ihnen die Jahrzahl 1814 nicht ohne Schaudern; aber auch nicht ohne Dank gegen Gott und das auch ihn kräftig rettende Volk, dem er wieder einverleibt wurde! —

Der Vierkleewerberg an der Pulvermühle Oliva.

Von Johannes Trojan.

„Meines Vaters Jünglingsjahre fielen in die Zeit, als die Poesie der Freundschaft noch nicht ganz abgeblüht war. Die Saiten, die gerührt waren in den Tagen der Freundschaftstempel und der bekränzten Urnen, klangen noch nach. In dem Bannkreise dieser Dichtungsart, welche die Schwärmerei für das Ideale, verbunden mit einer sanften Schwermut, kennzeichnet, lebte auch mein Vater, als er zum Mann ward. Dabei war er heiterer Gemütsart und für alles Erfreuende, was das Leben bringt, empfänglich. Man darf nie vergessen, daß die Dichter älterer Zeit, die so leicht in Wehmut zerschmolzen, im gemeinen Leben oft die frischesten und lustigsten Gesellen waren.

Aus dem engeren Freundeskreise, in dem mein Vater lebte, bildete sich ein engster heraus, „das Kleeblatt" genannt, weil nur ihrer drei dazu gehörten. Der Bund wurde in feierlicher Form gestiftet, indem die drei Freunde einander einen Eid schworen, bis zum Tode und über den Tod hinaus einander treu zu bleiben, auch im jenseitigen Leben einander zu begegnen wie auf Erden. Als dieses Kleeblatt nach wenigen Jahren ein Blättchen verlor, wurden statt dessen zwei neue hinzugefügt und dem Ganzen der Name „Vierkleewer", wie im Plattdeutsch meiner Heimat das vierblättrige Kleeblatt heißt, gegeben. Das Stiftungsfest des „Vierkleewers" fand statt am 30. September 1823. Zu diesem Vierblatt gehörten außer meinem Vater und dessen einstigem Berufsgenossen Gehrt, der darauf Theologie studierte und Prediger wurde, zwei Kaufleute, namens Blech und Kaufmann. Für Blech, der ins Ausland ging und nicht wiederkehrte, wurde später ein Stellvertreter in dem Kaufmann Bulcke ernannt. Die Mitglieder des „Vierkleewers" hatten untereinander ausgemacht, daß sie alljährlich, wenn es ihnen möglich wäre, am 30. September an einem bestimmten Ort zusammenkommen wollten. Der dann etwa Fehlenden sollte von den anwesenden Freunden gedacht werden. Die ungedruckten und ungeschriebenen Statuten des Bundes stimmten vollkommen überein mit denjenigen des alten „Kleeblattes", das dem „Vierkleewer" vorausgegangen war. Alles war begründet auf einem: auf durch nichts in der Welt irrbarer Treue. Als Ort der jährlichen Zusammenkunft war bestimmt ein bewaldeter Berg bei Pulvermühl in der Gegend von Oliva.

Unter all den reizenden Sitzen, welche die mit klugen Augen um sich schauenden Zisterzienser sich ausgewählt haben, ist einer der rei-

zendsten Oliva, das Kloster zum Ölberg. Der Reiz der Lage beruht in der Art, wie es sich an die bewaldeten Hügel anlehnt, von denen man auf die nahe See blickt. Zwischen den Hügeln aber ziehen sich liebliche Täler hin. Um die Jugendzeit meines Vaters residierte dort noch der letzte Abt, ein Fürst Joseph von Hohenzollern-Hechingen, in dem Schloß, das um die Mitte des vorigen Jahrhunderts einer seiner Vorgänger neben dem Kloster gebaut und mit einem prachtvollen Garten umgeben hatte. Als ich Kind war, gab es keinen Abt von Oliva mehr; das Schloß war Eigentum des Königs, und der Garten, dessen Pflege in tüchtiger Hand lag, hieß der Königliche Garten. Ich sollte dort die Gärtnerei lernen, so war meines Vaters Wunsch, dem ich nicht nachkam.

In der Erinnerung meiner Kinderzeit spielt Oliva eine große Rolle. Aber weniger die landschaftlichen Schönheiten des Ortes zogen mich an als die Merkwürdigkeiten des Schloßgartens: der künstliche Wasserfall, die Schallgrotten und ein Meisterstück altmodischer Gartenkunst, das auf Täuschung der Augen berechnet ist. Zwischen hohen geschorenen Lindenhecken führt ein breiter Gang anscheinend unmittelbar auf die See zu, deren Strand doch eine halbe Stunde entfernt ist. Das wirkt außerordentlich überraschend. Im übrigen aber ging mir die landschaftliche Schönheit des Ortes, den ich unzählige Male besucht hatte, erst später in der Erinnerung auf und wirkte dann, als ich vor nicht langer Zeit dieses Stück meiner Heimat, das ich in zwanzig Jahren nicht gesehen hatte, wiedersah, mit bezwingender Macht auf mich. Es war aber um die Jahreszeit, in welcher der Schmelz des jungen Grüns dieser Landschaft einen Reiz verleiht, mit dem sich im vielbewunderten Süden nichts vergleichen läßt.

Unmittelbar hinter der Klosterkirche erhebt sich ein bewaldeter Hügel, der nach dem Fürsten Karl von Hohenzollern, dem Vorgänger Josephs in der Abtschaft, der Karlsberg genannt ist. Von den Höhen desselben blickt man hernieder auf das in Grün gebettete Kloster, auf die Häuser und Häuschen des Marktfleckens Oliva mit ihren Gärten, darüber hinaus über Wald und Heide auf die blaue See, die von der Halbinsel Hela begrenzt ist. Nach Westen zu aber hat man den Einblick in ein entzückendes Tal. Zwischen schimmernden Wiesen hindurch geht ein Bach, der Mühlräder und Hämmer in Bewegung setzt. Das Pochen der Eisenhämmer schallt hinauf zu den Höhen der Waldberge, die das Tal begrenzen. Dorthin kam das alte Eisen, von dem so viel an unserem Hause in der Vorstadt Langfuhr vorbeigefahren wurde; von dorther kamen

die Wagen, beladen mit Eisenstangen, die beim Fahren aneinanderschlagend das furchtbare Getöse machten, das mir heute noch in den Ohren klingt. Das Tal aber sah unbeschreiblich friedlich aus trotz der Eisenhämmer. Von den Bergen nun, die es einrahmten, war einer, nahe bei dem Anbau Pulvermühl gelegen, derjenige, auf dem der Vierkleebund allherbstlich seine Zusammenkunft abhielt. Ich habe eine Zeichnung aus dem Jahre 1836, die von einem der vier Bundesbrüder herrührt und sie darstellt, wie sie oben auf dem Berge um einen plumpen Tisch aus rohem Holz versammelt stehen, singend und miteinander anstoßend. Sie haben Mäntel an mit großen Kragen und vielen Knöpfen und Litzen, auf dem Kopf haben zwei von ihnen sonderbare Schirmmützen, die andern beiden ebenso merkwürdige hohe Hüte. Auf der Mitte des Tisches steht eine Laterne, um dieselbe herum dickbäuchige Flaschen — es scheinen Champagnerflaschen zu sein. Ein Tabaksbeutel und ein paar aufgeschlagene Bücher liegen dazwischen. Sie singen. Es waren immer dieselben Lieder, die sie bei diesen Zusammenkünften sangen, doch eins nur davon ist mir bekannt. Es ist eines, das trotz seines altmodischen Tones sich immer noch in unseren Liederbüchern, sogar in den Kommersbüchern der Studenten erhalten hat, Zschockes nach einer „Volksweise" gesungenes Lied, das mit den Worten anfängt:

„Im Kreise froher kluger Zecher
wird jeder Wein zum Göttertrank."

Nie habe ich als Student dieses Lied mitgesungen, ohne dabei der Heimat und des Vierkleewers zu denken. Außer den festbestimmten Liedern sangen aber die Bundesbrüder auf ihrem Berge gewöhnlich noch eins, das von einem aus ihrer Mitte besonders für die Gedächtnisfeier gedichtet war. Solcher Lieder besitze ich eine Anzahl.

In den fünfziger Jahren begegnete dem Vierkleewer etwas, das große Betrübnis bei ihm erregte: die Freunde fanden den Wald, unter dessen grünem Zweigdach sie bis dahin sich versammelt hatten, zu Boden geschlagen. Die mitleidslose Axt, die in unserer ohnehin ziemlich waldarmen Provinz so vieles Land schon, das in lieblichtem Reiz prangte, wüst gelegt, verschonte auch dieses Heiligtum der Freundschaft nicht. Wie obdachlos kamen die vier Männer sich vor, als sie auf den kahlen Berg steigen und oben zwischen den Baumstümpfen ihr Fest feiern mußten. Dazu waren sie ja auch alt geworden und mehr als früher des Schutzes bedürftig, den der Wald gewährt. Ich erinnere mich der Klagen, die über die Abholzung des Waldes erschollen, und mir selbst erschien sie als eine große Untat, einerseits weil man damit dem Vierkleewer-

bund, dem er eigentlich doch gehörte, seinen Tempel und sein Heiligtum zerstört hatte. Denn in meinen Augen war dieses Fest von einem geheimnisvollen Zauber umgeben. Von unserem Landhause in Langfuhr aus wurde die Fahrt nach Oliva unternommen, bei uns wurde der Korb gepackt mit den gebratenen Rebhühnchen und den verschiedenen Flaschen edlen Weines, mit den schönen Gläsern und anderem mehr. Diesen Vorbereitungen folgte ich mit Andacht ohne Begehrlichkeit, nur mit großer Sorge wegen des Wetters, wenn es nicht ganz sicher schien.

Mehr als fünfzig Mal haben die Bundesbrüder, zuletzt freilich nur in verringerter Zahl ihr Fest auf dem Berge bei Pulvermühl gefeiert. Manchmal fehlte einer von ihnen, dann wurde für ihn ein Stellvertreter aufgeboten, bis es zuletzt auch an Stellvertretern fehlte. Das fünfzigjährige Stiftungsfest feierten am 30. September 1873 noch zwei von ihnen, Karl Gehrt und Eduard Kaufmann. Mein Vater lag damals schon elf Jahre unter der Erde. Von da ab habe ich keine Nachrichten mehr. Ein paar Mal mögen die beiden Letzten noch auf dem Berge das Erinnerungsfest gefeiert haben. Eigen zu Mut muß es ihnen gewesen sein, wenn sie da standen auf dem abgeholzten Berge, ihre Lieder sangen und der alten Zeit und der Toten gedachten. Ob einer von ihnen noch einmal ganz allein dort oben gewesen ist, weiß ich nicht. Der eine starb 1878, und der andere zwei Jahre darauf. Damit hatte der Vierkleewerbund ein Ende. Auf dem Berge war alles still.

Eine Erinnerung an den Bund hat sich aber in der Gegend erhalten. Die alljährlich wiederkehrende Feier und daß es ihrer vier waren, die dort zusammenkamen und sangen, fiel den Leuten auf; sie nannten den Berg danach „Vierkleewerberg". Dieser Name besteht noch heute, er ist auch in den Schilderungen der Landschaft und auf den Spezialkarten zu finden.

Schopenhauerspruch.

Im Reiche der Wirklichkeit, so schön, glücklich und anmutig sie auch ausgefallen sein mag, bewegen wir uns doch stets nur unter dem Einfluß der Schwere, welcher unaufhörlich zu überwinden ist; hingegen sind wir im Reiche der Gedanken unkörperliche Geister, ohne Schwere und ohne Not. Daher kommt kein Glück auf Erden dem gleich, welches ein schöner und fruchtbarer Geist zur glücklichen Stunde in sich selber findet.

Danzigs Straßenleben vor 100 Jahren.

Von E. Förstemann.

Die Straßenzüge der inneren Stadt waren damals bis auf Kleinigkeiten ganz dieselben wie jetzt. Ich habe sie gründlich studiert, denn im Alter von 10 Jahren faßte ich in meiner Begeisterung für die Heimat den Entschluß, einen Grundriß der Stadt zu entwerfen, und habe im Verein mit einem Altersgenossen dazu alle Straßen nach Schritten ausgemessen, worauf mir dann bei meinem nächsten Geburtstage mein Vater einen in meinem Geburtsjahre 1822 erschienenen Stadtplan schenkte, von dessen Vorhandensein ich noch nichts gewußt hatte.

Gepflastert waren die Straßen wohl alle, vielleicht mit Ausnahme von einigen auf der Niederstadt, das heißt mit einem Pflaster, das man heute wohl als eins dritter Güte bezeichnen würde. Es machte mir den Eindruck höchster Vornehmheit, als ich zum ersten Male (ich glaube, es war in Wien) quadratische Steine in regelmäßigen, geraden Linien als Pflaster verwendet sah. Von Trottoirs war natürlich nicht die Rede, schon wegen der Beischläge, doch gab es dafür eine Art von Ersatz, nämlich die Trummbretter. Das waren schmale Bretter, auf denen nur je ein Mensch gehen konnte, nicht zwei neben einander. Sie bedeckten die Gossen (dort Trummen genannt), in welchen sich die Abfallwasser aus den Häusern, aber sonst auch allerhand zum Teil ekelhafte Stoffe zusammenfanden, die dann freigebig der Atmosphäre ihre Anwesenheit anzeigten. In die Trummen brachten die Hausbewohner ziemlich alles, was ihnen beliebte. Zu diesem Zwecke waren die Trummbretter in gewissen Entfernungen mit Klappen versehen, die geöffnet werden konnten. Da solche Klappen mitunter aus Nachlässigkeit offen stehen gelassen wurden, so lief man, insbesondere während der Dunkelheit, doppelte Gefahr, erstens mit einem Fuße in die Trumme zu kommen, was schon sehr böse war wegen deren Inhalt, und zweitens, wie es vorkam, ein Bein zu brechen.

Die Dunkelheit aber war besonders zu fürchten wegen des damaligen Zustandes der Straßenbeleuchtung. Denn diese bestand aus spärlichen Öllaternen an den Seiten der Straßen, von denen nur wenige an den Straßenecken die ganze Nacht brannten. Die Laterne vor meinem Geburtshause in der Fleischergasse, wo jetzt die Kaserne steht, bekam wegen mehrfacher dort versuchter und ausgeführter Einbrüche polizeilich das Privilegium einer Ecklaterne. Besondern Eindruck machte mir bei Dunkelheit das Vorbeigehn bei einer Schildwache, die

damals viel zahlreicher waren als jetzt; auf zehn Schritt Entfernung wurde man mit einem „Wer da!“ angerufen, worauf man „Gut Freund“ antworten mußte; sonst hatte es weiter keinen Zweck. Um das Jahr 1830 wurde übrigens in einigen Hauptstraßen die Beleuchtung dadurch verbessert, daß die Laternen in der Mitte der Straße hingen. Gas wurde erst seit 1854 verwendet.

Die Straßenbeleuchtung führt mich auf die Straßenreinigung. Die Hausbewohner mußten den Schmutz in Haufen auf die Seite der Straße zusammenkehren; dann erschien wöchentlich ein oder zwei Male der „Müllmann“ mit seinem einspännigen Müllkasten und nahm das Gesammelte auf, aus dem bereits die Lumpensammler sich das für sie Geeignete angeeignet hatten, besonders zur Papierfabrikation, denn damals gab es nur solides Lumpenpapier. Übrigens machte der Müllmann seine Anwesenheit auch durch die Töne seiner Schnarre bemerkbar, damit die Bewohner ihm auch aus dem Innern der Häuser ihre Beiträge liefern könnten. Trotzdem aber erreichte der Straßenschmutz zuweilen eine jetzt kaum glaubliche Stufe; es wurden zu seiner Bezeichnung zwei verschiedene Wörter gebraucht, ein germanisches und ein slawisches, Modd und Blott, zwischen denen feinere Sprachkenner sogar einen Bedeutungsunterschied wahrnehmen wollten.

Ich unterlasse es, auf einen andern Zweig der „Abfuhr“ näher einzugehn, der nur in der Nacht ausgeübt wurde, und bemerke nur, daß der betreffende Wagenführer mit dem Worte „Ohmke“ (Oheim) bezeichnet wurde, was an Schwager für Postillon erinnert.

Auch sonst war damals auf den Straßen mancherlei zu sehn, was dem jetzigen Geschlechte nicht mehr vor die Augen kommt. Bettler in unglaublichen Lumpen gingen ziemlich ungehindert öffentlich ihrem Gewerbe nach, Leierkastenmänner und Blechmusikanten erhöhten die Sehnsucht nach wirklicher Musik. Waren oder Tätigkeit wurden singend oder ausrufend angeboten (ich erinnere mich besonders an die gesungenen Töne der Scherenschleifer) doch nicht in dem Maße wie in Königsberg. Miniaturmenagerien, bestehend aus Bär, Kamel und Affen, zeigten ihre Künste.

Auch wirkliche Aufzüge kamen vor. Wenn eine Kunstreitergesellschaft ihre Vorstellungen beginnen wollte, so ritten die Mitglieder in geordnetem Zuge, Musik voran, im Kostüm einige Male durch die Straßen. Jährlich einmal veranstalteten das „Kinderhaus“ und das „Spendehaus“ je einen Umzug, wobei die jüngeren Kinder auf grüngeschmückten

Leiterwagen fuhren, die älteren aber mit Sammelbüchsen zum Besten der Anstalten in die Häuser gingen. Und welch eine Menschenmasse fand sich ein, wenn die Bürgerschützen am Mittwoch nach Pfingsten feierlich zum Schützenfeste auszogen!

Einen Aufzug sehr trauriger Art sah man öfters in den Straßen. Das war ein langer Zug von Baugefangenen in ihrer schwarzgelben Kleidung, meistens mit rasselnden Ketten an den Beinen, die Gefährlichsten auch versehen mit sogenannten am Halse befestigten „Kuhhörnern", umgeben von Soldaten, deren Gewehre vor den Augen der Verbrecher geladen worden waren.

Die Belebtheit der Straßen war natürlich eine weit geringere als jetzt, schon deshalb, weil die Stadt nur halb so viel Einwohner hatte. Nur bei dem großen Dominiksmarkte, der am 5. August begann, mit der großen Glocke der Marienkirche eingeläutet wurde und fünf Tage lang, auf dem Kohlenmarkte in den „langen Buden" sogar vier Wochen lang dauerte, entwickelte sich ein bedeutendes Gewimmel auf den Straßen, besonders auch durch den massenhaften Zuzug von Landbevölkerung. Namentlich diese wurde eifrig zum Einkauf in die Geschäfte gezogen, aber nicht durch die heutigen Arten der Reklame, sondern auf andere Weise, sogar dadurch, daß die „Gesellen" (jetzigen „jungen Leute") und „Burschen" (jetzt „Lehrlinge") sich sogar auf die Straße verfügten und die Vorübergehenden zum Eintritt zu bewegen suchten. Auch die Tage des Weihnachtsmarktes brachten auf dem langen Markte, der Langgasse und im Artushofe ein großes Menschengewühl hervor. Dabei kam sogar ein karnevalistischer Zug zu Stande, indem man die Redefertigkeit der Hökerweiber anspornte dadurch, daß man sie entweder zum Zorn reizte oder ihnen einen Groschen gab, wofür man — von ihnen ausgeschimpft wurde. Dabei gab es dann die interessantesten Wortbildungen und Redewendungen. Einmal aber wurde ein solches Weib besiegt; der Geschimpfte begann im Tone von Schimpfwörtern das hebräische Alphabet herzusagen; das waren der Frau doch zu unerhörte Wörter, die sie nicht übertreffen konnte; so mußte sie verstummen.

Ein trauriger Anlaß zu erhöhtem Straßenleben waren die Feuersbrünste. Diese kamen allerdings nur selten vor, denn die Stadt war und ist im Ganzen recht solid gebaut und die Löschgeräte waren gut im Stande. Dafür aber waren doch damals Feuersbrünste (ohne Feuerwehr, Dampfspritzen, Wasserleitung, Telegraph und Telephon) etwas ganz Anderes als jetzt. Die Hauptsache dabei war eigentlich der Feuerlärm. Die Sturmglocken erschallten und gaben durch die Zahl der

Schläge den Stadtteil an, in dem es brannte. Diese Zeichen wurden von den Nachtwächtern mit Hülfe der Schnarren, die sie bei sich führten, ohrenzerreißend wiederholt. Dazu kamen nun in schauerlicher Weise die Trompeten und Trommeln des Militärs, denn zum Feuerlärm gehörte bei größeren Bränden auch die Alarmierung der Besatzung, deren einzelne Truppenteile mit vollem Gepäck auf den Plätzen Aufstellung nahmen. Es war das um so nötiger, weil die Soldaten meistens in Privatquartieren lagen, denn die erste eigentliche Kaserne, die auf dem Bischofsberge, wurde erst im Jahre 1829 erbaut. Auch zog der Lärm immer solche Menschenmassen zur Brandstätte, daß meistens militärische Absperrung nötig war. Bei solcher Gelegenheit wurden dann auch öfters Verhaftungen nötig, und es war immer für den Pöbel ein Fest, wenn ein Verhafteter in den „Schübderkopf" unter dem Rathause, oft unter heftigem Widerstande transportiert wurde.

Der eben erwähnte Pöbel war, wie es sich für eine Seestadt schickt (und Danzig war damals mehr Seehandelsstadt als jetzt), zahlreich und roh. Wenn man sich um die Zeit, wo die Arbeiter Mittagspause hatten, am grünen Tore oder in den benachbarten engen Gassen aufhielt, konnte man sich davon überzeugen, sonst auch in der ganzen Umgebung der Speicherinsel und auf den Holzfeldern. Auf letzteren, die zu beiden Seiten der Mottlau lagen, waren nämlich Massen von Arbeitern beschäftigt, um die etwa aus Rußland gekommenen Baumstämme zu Brettern zu zersägen, die wohl meistens nach England gingen; Sägemühlen aus jener Zeit sind mir nicht erinnerlich. Dieser Pöbel war natürlich zu Übeltaten mancher Art geneigt und zog sich dadurch die Bezeichnung „Bowkes" zu. Streitigkeiten rohester Art unter seinen Mitgliedern waren an der Tagesordnung und Messeraffairen nicht ganz selten, wurde mir doch einmal, da ich öfters Diebe aus unserm Garten verscheucht hatte, von einem solchen Kerle am hellen Tage auf offener Straße gedroht, ich solle bald mit seinem Messer in nähere Berührung kommen. Um das Jahr 1830 sah sich hier die Polizei genötigt, schärfer einzugreifen; damals kam das neue Wort „Observaten" auf, für diejenigen, welche unter dauernde Polizeiaufsicht gestellt waren. Übrigens war die Polizei wenig sichtbar; als ich 1841 in Wien zuerst feste Gendarmerieposten an sehr verkehrsreichen Straßenkreuzungen sah, meinte ich und meine Gefährten, so eine Beaufsichtigung der Leute könne doch nur unter dem Metternich'schen Regimente stattfinden und sei in freieren Staaten unmöglich.

Phot. Ilse Macholz

Die Johanniskirche in Danzig um 1858

Nach einer Originalradierung von Prof. Joh. Carl Schultz

Vom alten Danzig: Unsere drolligen Straßennamen.

Von Kaethe Schirmacher.

Fremde Leute, sagt Mutter, lachen drüber. Ich habe sie aber lieb unsere drolligen Namen.

Von der Hundegasse habe ich schon gesagt, und warum sie so heißt. Weil sie Gasse heißt, denken die fremden Leute, sie ist klein, aber all unsere Straßen heißen doch Gasse, auch die größten und schönsten, wie die Langgasse. Wir haben bloß eine Straße, die Poststraße, und die ist gerade ganz eng und klein. Das ist doch zu dumm. Nein, ich mag Gasse viel lieber.

Wir haben eine Beutlergasse und die Röpergasse; wir haben eine Wollweber- und die Brotbänkengasse; wir haben die Tischler- und die Goldschmiede- und die Ankerschmiedegasse, die große und die kleine Gerbergasse, die Fleischergasse, die Bäckergasse, die Bootsmannsgasse, die Krämer- und die Kürschnergasse — die große und die kleine Hosennähergasse. Darüber muß ich auch lachen: daß die Leute früher nur Hosen genäht haben! Wie drollig.

„Fräulein" sagt aber, das kommt von den Handwerkern, die wohnten früher alle auf einem Platz zusammen, und das mußte so sein, sie durften nicht anders, das waren die Gewerke. Und die Gewerke waren reich und hatten schöne Häuser mit großen, geschmiedeten Schildern daran. Jeder das seine: die Schneider eine Schere, die Krämer eine Wage, die Schuster einen Stiefel und so allerlei. — Warum wir keine Schustergasse haben? Ich will mal Fräulein fragen, die weiß viel!

Fräulein sagt auch, bei allen Namen kann man sich was denken, Namen bedeuten was und haben einen Sinn, und man kann bloß durch die Namen schon wissen, was eine Stadt erlebt hat, wo sie her ist und wer in ihr gewohnt hat. —

Aber sie sagt auch, daß wir die Namen nicht immer verstehen, und viele sind so schwer, daß die allerklügsten Leute die harte Nuß nicht knacken können. — Sie sagt, niemand weiß recht, was Danzig bedeutet. Ein Name ist wie ein Baum. Er hat eine Wurzel, da wächst er draus, und wer seine Wurzel findet, der erkennt auch den Namen.

Solche Sachen höre ich gerne von Fräulein, aber sie kann davon nicht viel erzählen. Sie hat so viel anderes zu reden und muß in einem fort nachsehen, ob es bei uns auch sitzt.

Ich denk mir nun bei allen Namen was. — Die Scheibenrittergasse

spricht von den Deutschherren, die schossen da gewiß nach der Scheibe; in der Katergasse hat es gewiß einen großen Kater gegeben, wie der von Mutter Käksch. Die Johannes- und Tobiasgasse werden wohl nach St. Johannes und dem biblischen Tobias heißen, die Breitgasse, weil sie breit und die Langgasse, weil sie lang ist; am Dominikanerplatz steht die Dominikanerkirche und im Franziskanerkloster haben solche Mönche gewohnt. Auf dem Kohlenmarkt verkauften sie früher Kohlen, auf dem Holzmarkt Holz und auf dem Heumarkt Heu. Das ist alles sehr leicht zu verstehen. Auf Pfefferstadt lag der Pfeffer, und die Speicherinsel heißt nach den Speichern. Im Fischertor, denk ich, wohnten Fischer, da war gewiß Wasser, und in Poggenpfuhl war es so naß, daß da lauter Poggen saßen. Über den Namen lachen die Fremden sehr, aber es ist doch 'ne ganz hübsche Straße heute. Man nennt auch Straßen und Plätze nach toten Menschen, wenn sie berühmt sind. Wir haben einen Winterplatz. Ganz komische Namen sind: Sandgrube, Kaninchenberg, Schwarzes Meer. Nach der Sandgrube kommt man durchs Hohe Tor und den Heumarkt. Der hat grad so holpriges Pflaster mit großen runden Steinen wie auf Seigen. Bei Seigen (Seigen sind Fischreusen) kann ich mir gar nichts denken, Karpfenseigen ist schon leichter, da saßen Karpfen im Modder; auf Pferdetränke tränkten sie die Pferde und am brausenden Wasser, das versteht man gleich.

Am brausenden Wasser kommt die Radaune in die Mottlau, vorher kommt sie an der Sandgrube vorbei. Das ist lustig, und die Häuser, die da liegen, haben alle Gärten und Alltane aufs Wasser, das gefällt mir. Früher, sagt Mutter, stand an der Brücke nach Sandgrube eine wunderschöne, große, dicke Pappel. Die konnte kein Kind nicht umspannen. Nun ist sie weg. Es ist jetzt so vieles weg. Das ist der Zahn der Zeit, sagt Karl Becker, der nagt rein alles kaputt.

In der Sandgrube, denk ich, haben sie früher nach Sand gebuddelt, ich will mal den Sandmann fragen. Aber nun buddeln sie nicht mehr, das ist nun alles zugebaut, und wenn man bis ganz oben raufklettert, kommt man nicht mehr weiter, und da ist auch heute noch Sand. Die Sandgrube geht ganz steil rauf, man muß sehr klettern, und überall sind Häuser, manche bloß klein und sehr alt und manche auch neu und hoch in die Luft gebaut, und alle haben schöne Gärten und die Gärten kommen zusammen mit den Gärten von den Häusern von Neugarten. So viel Gärten ist schön. Aber Vater sagt, die Geldmenschen werden das schon alles verschandeln und ausschlachten, die werden erst Ruh haben, wenn in der Welt kein Fußbreit Erde mehr ist ohne einen fünf-

stöckigen Kasten. Ich mag keine Geldmenschen, Karl Becker auch nicht. Aber ohne „Pienunse“, sagt Karl Becker, gehts auch nicht. Aber „Pienunse“ heißt Geld, und den Namen davon haben uns die Polen gelassen. Seit ich mit Großmutter geredet habe, such ich so gern, was uns all die fremden Völker gelassen haben. Aber Vater meint, sie waren alle stärker im Nehmen denn im Geben, und die alten Danziger mußten oft vom Leder ziehen und sich ihrer Haut wehren. Oben in der Sandgrube ist das Krankenhaus. Mutter sagt, das ist die Stadt der Schmerzen. Früher ist Mutter da sehr lustig gewesen. Da war nämlich ein schöner Garten, den hatten Onkel Eduard und Tante Roschen, und Mutter war viel da und Vater und wir alle. Und ich habe da auch noch gespielt, und es war himmlisch. Wir hatten einen großen Sandhaufen, in dem konnten wir buddeln, so viel wir wollten, und Milch zu trinken kriegten wir aus kleinen Töpfen und Semmel zu essen, und hinten im Garten gab es wundervolle Himbeeren. Und als der Klapperstorch Paul gebracht hatte und Vater das erzählen kam, da hat Vater vor Vergnügen auf dem grünen Rasen dreimal Rad geschlagen, daß ihm alles blanke Geld aus der Westentasche klimperte. Das hat Tante Roschen mir erzählt.

Aber den schönen Garten haben sie dann verkauft, und nun steht das Krankenhaus drauf.

Ich weiß noch was Hübsches in der Sandgrube. Da muß man aber erst in ein Haus reingehn und dann ganz durch. Dann kommt man in einen wunderhübschen Garten, der ist nur klein, aber sehr niedlich, und innen drin ein altes Gartenhäuschen. Das ist sehr alt und schon gebrechlich wie ein altes Männchen. Ein Dach hat es in zwei Stufen, wie die Häuser am Lazarett, bloß viel kleiner, und ein grünes Türchen und alte Fenster, und Alles ist schief und so recht hangelbastig und kann gar nicht mehr recht stehen. Es wohnt aber noch Einer drin.

Ringsum ist Wein gerankt, und der Garten ist voll von Buschen und Blumen, und viele Kastanien stehen da, und im Herbst liegt es am Boden wie lauter Gold.

Sonst ist nichts besondres in der Sandgrube, aber dies ist auch schon genug. Schwarzes Meer und Kaninchenberg liegen dicht bei, die laufen neben der Sandgrube, wie die Langgasse neben der Hundegasse. Hier ist es aber weniger schön als in der Sandgrube, die Häuserchen sind man klein, aber Gärten haben sie, glaube ich, auch. Unten am schwarzen Meer steht 'ne große Schule, da ging ich so furchtbar gern rein. Denn außen rum hat sie ein Halsband von weiß und blauen Kacheln, das finde ich sehr schön. Da ist auch noch was sehr Interessantes; wenn

man ins schwarze Meer geht, da kommt die Eisenbahn durch, mit der man in die weite Welt fährt. Sie kommt aus einem Loch, das nennt man Tunnel, und wenn man drüber steht, puff, kriegt man mit Eins all den Rauch ins Gesicht, das ist wie ein Schleier, aber's stinkt.

Nach dem schwarzen Meer geht eine andere Brücke, aber über die Radaune. Hier gehen lauter Brücken über die Radaune und das heißt Petershagen. Im schwarzen Meer ist auch großes rundes Pflaster, es geht auch steil, und man muß auch klettern wie in Sandgrube und zuletzt kommt man auf den Kaninchenberg. Dann kommt man nicht mehr weiter. Das ist das Ende der Welt, sagt Karl Becker.

Mit Karl Becker bin ich zuerst hierher gekommen, denn auf Kaninchenberg wohnt sein Freund, nicht August mit der Serviette aus dem Ratskeller, sondern Karls Freund aus dem Stockturm, der malt. Warum das nun Kaninchenberg heißt, denk ich mir schon. Da werden sich wohl Kaninchen eingebaut haben. Kaninchen sind nett, die haben ein samtnes Fell und seidige Ohren und schöne große dunkle Augen. Wir dürfen aber keine haben. Mutter sagt, sie fressen alles an und riechen übel, noch schlimmer als die Eisenbahn überm Tunnel.

Wo der Maler wohnt auf dem Kaninchenberg, ist es sehr steil und die Treppen sind sehr hoch, sagt Karl. Denn ein Maler, sagt Karl, muß hoch oben wohnen, sonst kann er nicht sehen, und ein Maler hat auch einfallendes Licht, und Maler gehen immer nach Norden. Ich war noch nicht oben, aber Karl war, und der sagt, man sieht reinweg bis an die See; das muß wohl schön sein.

Wenn ich bloß wüßte, warum das hier schwarzes Meer heißt. Ganz unten ist eine kleine Kapelle, das sind ganz besondre Leute, die heißen Anna Bapisten, die haben da ihr Bethaus. Und Tante Malchen hat 'ne Freundin, die heißt Minna und die geht dahin; und Tante Malchen sagt, das sind sehr gute Leute und so heilig, wie'n schwaches Menschenkind man sein kann. Aber die Welt, sagen sie, ist sehr schlecht, und vielleicht heißt es davon das schwarze Meer. Und in der Schule machen sie einen Witz damit und fragen: wo kann man am weitesten sehen in Danzig? Das ist auf Kaninchenberg, da sieht man vom schwarzen Meer bis zur Ostsee.

Hier oben haben wir in Danzig einen Berg. Das ist der Bischofsberg. Wir haben auch noch einen andern Berg, der liegt auf derselben Seit' von der Stadt, aber nach rechts rum, das ist der Hagelsberg, man sagt auch Hegensberg. Diese beiden Berge sind befestigt, und sie schützen

Danzig von der Landseite, sagt Fräulein. Es kommt man bloß niemand von uns mehr rauf, und das ist doch sehr traurig.

Der Bischofsberg ist ein großes Geheimnis. Früher saß auf dem Bischofsberg der Bischof von Danzig, da waren wir noch katholisch, und als wir das nicht mehr waren, mußte er fort. Und er hatte oben ein Schloß und eine wundervolle Aussicht, auch bis ans Meer, und gefiel ihm da sehr gut. Jetzt ist da oben 'ne Festung und wohnen Soldaten drin. Und das Geheimnis ist: ein Gang geht durch den Berg unter der Radaune weg und unter dem Stadtgraben, als der noch da war, und in die Stadt nach Kaserne Wieben, da können die Soldaten rasch runterlaufen, wenns nötig ist. Vater ist mal in dem Gang drin gewesen und wo der Bischofsberg über die Radaune geht, da ist ein festes Tor. Fräulein hat Recht, man kann aus den Namen rauslesen, was einer Stadt passiert ist.

Vom Bischofsberg geht es an der Radaune lang bis an das Petershager Tor, das ist nur ein kleines murksiges Ding, aber früher, sagt Mutter, war noch 'ne Wache drin, die ist jetzt lange weg. Von da kommt man raus nach „de Ohr". Aber Großmutter will, daß ich „Ohra" sage. Ehe man aber aus der Stadt rauskammt, ist 'ne Prummenade, die geht hoch über der Eisenbahn und früher war da der Stadtgraben unten, und Treppchen gingen da runter, da konnte man früher gehn. Aber nun haben sie die natürlich alle zugemacht. Das war da fein, sagt Mutter, am Wasser in den Weidenbüschen und den Brennesseln und mit dem Holz, das im Stadtgraben lag, und wo man nicht rauf sollte und doch ging. Und viel Gras war da und Kraut, man mußte bloß 'n bißchen aufpassen, 's gab auch so viele müde Wanderer. Und Sonnebrüder und Bowkes lagen da auch manchmal. Das war unten. Oben ist die Prummenade mit Geländer und Fliederbäumchen außen und Linden auf der andern Seite. Dann kommt die Pflasterstraße mit der Elektrischen und dann die Radaune mit den Brückchen.

Da wo das Schwarze Meer aufhört, an der Radaune, da ist ein wundervoller großer Garten. Wir haben überhaupt in Danzig immer Wasser und immer Gärten. Der Garten ist ein Mennonitengarten. Die Mennoniten sind vom Priester Menno Simons gegründet und kommen aus Niederland. Das ist weit weg von hier und heißt auch Holland. Wir haben viel holländische Mennoniten in Danzig und viele im Werder. Sie glauben nicht alles so wie wir Protestanten, sie sind für sich wie die Anna Bapisten; sie sind sehr brav, so brav, daß sie niemand totschlagen wollen, und darum werden sie auch nicht Soldat, denn sie sagen, es steht

geschrieben: Du sollst nicht töten. — Aber man muß sich doch wehren, denk ich. Das ist schwer zu sagen, wer recht hat.

In dem Mennonitengarten (Karls Mutter ist auch Mennonit) steht ihre Kirche, die ist grau von außen mit vielen hohen Fenstern und ohne Turm, wie ein Saal sieht sie aus, und lauter grüne Bäume sind rum und machen einen Schirm. Und der Garten ist auch ganz voll Grün mit hölzernen Lauben drin, und in den Lauben Tische mit blanken messingenen Kaffeemaschinen drauf. Das sieht man von der Straße. Es sieht aus wie Spielzeug, und die Mennoniten sitzen da und trinken Kaffee. Der Mennonitengarten ist feierlich und still, voll Grün und Blumen und unten rauschet die Radaune.

Dicht dabei ist ein ganz alter Kirchhof. Großmutter sagt immer Friedhof, und ich finde das auch schöner. Eine Kirche ist ja gar nicht da, aber Frieden ist. Der Friedhof ist sehr alt. Hinten ist der Bischofsberg, vorn die Radaune mit zwei langen Brücken drüber. Die schönsten alten Bäume sind auf dem Friedhof. Ich war dreimal mit Großmutter da und immer an dem gleichen Grab. Es waren aber fast nie Menschen da, nur ein paar ganz wenige, die hatten alle Gießkännchen und kleine Spaten und Harken und gärtnerten damit auf den Gräbern und schienen sich ordentlich zu wundern, daß noch wer kam. Die Bäume auf dem Friedhof sind alt, so alt, daß man wie in einer Kirche geht, kaum sieht man den Himmel, und allein möchte ich da nicht gehen. Der Friedhof ist sehr groß, man kann lange drin rumgehen, und viele schöne Gräber sind da zu sehen. Hier sind alle vornehmen Leute von früher begraben, und der Friedhof heißt Sankt Salvator, das bedeutet zum Heiland, aber latein klingt schöner.

Wenn man noch weiter geht, kommt wieder 'ne Brücke, da kann man drüber fahren, und da ist 'ne Kirche, die ist aber nur klein und wenig schön, aber sie ist immer auf. Was immer auf ist, ist katholisch. Ich finde das schöner, wie wenn man nicht rein kann und sich die Nase am Gitter zerquetschen muß.

Ringsum sind lauter kleine Gassen und kleine Häuser, und da wohnen viel arme Leute, und unser alter Doktor, der sehr gut war, der nannte das den Bollevar St. Paul, es heißt aber die Paulsgaß' und ist sehr arm.

Wenn ich denn noch ein Endchen weiter geh, komm ich ans Gertrudenstift. Das ist ganz was Altes und dann was Neues drangeklext, und da können alte Fräuleins ohne Mann bis zu Ende leben, und man nennt es ein Stift. Von außen sind breite Fenster und immer ganz wunderschöne Blumen, und wenn man reingeht, fällt Einem was

aufs Herz, so still ist es da — und so alt. Man muß erst Atem holen. Zuerst ist da ein großer Flur mit 'ner Treppe rauf, und alle Wände sind weiß und alte Schränke stehn ringsum und 'ne alte Uhr mit großen Gewichten, die tickt ganz laut. Und in der Wand war 'ne Vertiefung, 'ne Nische, sagt man, und da war ein Kasten aus Holz wie 'ne große Sparbüchse und war fest gemacht in der Wand mit eisernen Klammern, das nennt man einen Opferstock, und ein Spruch stand auf einer Holztafel mit komischen schweren Buchstaben, und ich weiß bloß noch das Ende davon: „So gebet auch das Wenige aus gutem Herzen." Und da sollte man reinlegen, damit die alten Damen besser leben konnten. Und es waren viele alte Fräuleins da, aber nicht für umsonst, erst mußten sie einen Batzen Geld geben, und dann durften sie ins Stift. Das nennt man sich einkaufen.

Großtante Amalie war da im Stift; nein, hatte die ein nettes Zimmer! Und so furchtbar nette Sachen, 'nen alten Schreibsekretär mit eingelegt und Türchen und Schubladen, und da durfte ich kramen, und wenn ich Pfennige fand, durft ich sie behalten. Aber ich habe sie immer in den Opferstock gesteckt, damit Großtante Amalie doch besser leben konnte; und ein alter Spiegel war bei Tante Amalie, der hatte bloß ein Bein in der Mitte und nach vorn war er ausgebaucht und dann nach unten wieder spitz, wie ein Schiff vorn. An der Wand hingen Bilder, eins war klein und rund und so künstlich gemacht: ein Trauerbaum hing über einen Topf, es war ein Deckeltopf und heißt Urne, da tut man die Asche geliebter Verstorbener hinein, sagt Großtante Amalie. Das Ganze war aus Haar geklebt. Und was ganz Komisches war ein großes Bild, das hatte Großonkel Hermann gemacht, aber bloß zum Spaß, sagt Großmutter. Da saß ein Mann auf 'nem Lehnstuhl, und der schlief, und oben drüber flog ein Adler. Auf dem Kopf hatte der Mann 'ne Nachtmütze, und der Adler trug Krone und Schwert in den Klauen. Das war der deutsche Michel, sagte Großtante Amalie, der sollte die Kaiserkrone kriegen, aber da schlief er. Das war aber früher so, sagte Großtante, als Großonkel das Bild machte. Er war so zornig darüber, daß Michel nicht aufwachen wollte. Ich habe mir das Bild immer lange besehen, es war so seltsam.

Von Großtantes Fenster kuckte man früher auf Wälle und Stadtgraben, sagt Großmutter. Nun ist alles weg, aber die Eisenbahn kommt da vorbei, und wenn ich mal in die weite Welt fahre, muß Großtante Amalie da oben stehn und mir zuwinken. Wenn sie denn bloß nicht ihr Taschentüchlein verlegt hat! Ich kann es ihr dann ja nicht mehr suchen,

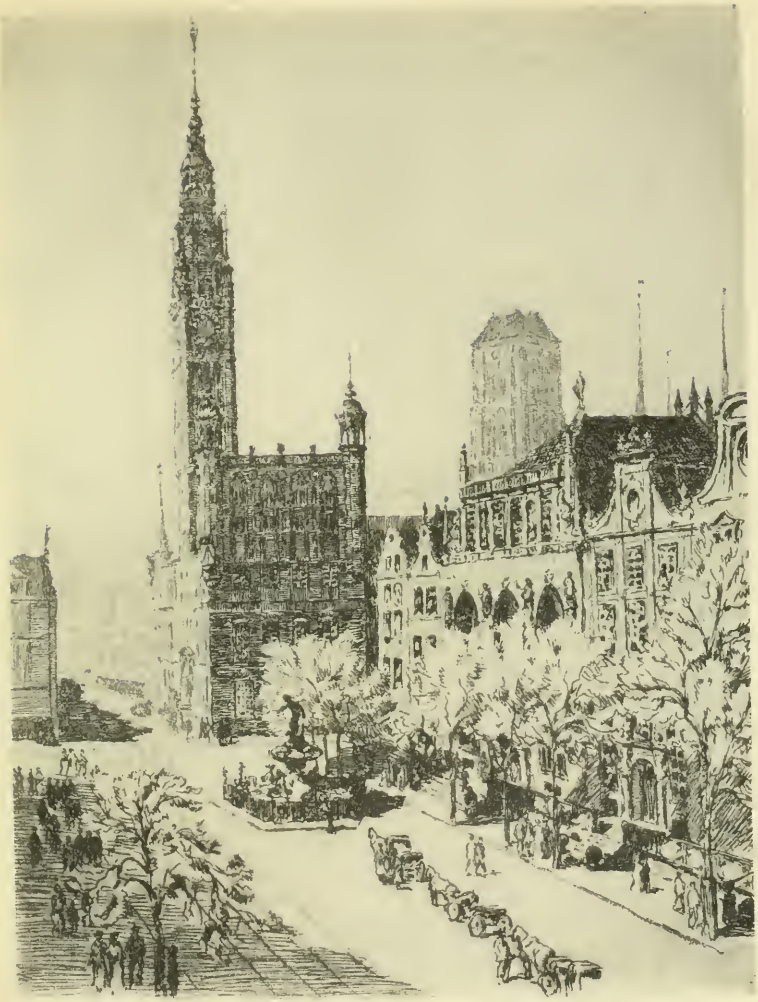
wenn ich wegfahre. — Wenn ich die Eisenbahn pfeifen höre, möcht ich immer mit. Großtante hört sie den ganzen Tag, ob die auch weg möchte aus ihrem Stübchen?

Als ich neulich von Großtante kam, war in dem Flur mit der Uhr eine Tür auf, die war sonst immer zu gewesen. Eine Treppe ging da runter ins Helle, und ich kletterte nach, und da war ein süßer, kleiner Garten ganz voller Schnee und ganz voll Sonne. Und da war kein Mensch gegangen, nur Spatzen und Krähenfüße sah man. Und lauter kleine Lauben waren da, und alles verschneit, und das Staket hatte lauter weiße Hauben auf. Aber den Opferstock haben sie nun weggenommen, und ich muß meine Pfennige jetzt in den Moloch (Kindersparbüchse) tun.

Wir haben noch eine ganze Menge Straßennamen mit Damm und Graben, und Fräulein sagt, das kommt, weil in Danzig so viel Wasser war. Wenn die Leute trocken wohnen wollten, müßten sie sich erst einen Damm schütten. Wir haben vier Dämme und Steindamm und den englischen Damm. Die vier Dämme sind auf Rechtstadt und die beiden anderen auf Niederstadt, und in Niederstadt, wo das Wasser immer so hoch stand, weil die Stadt so niedrig war, gibts noch einen so komischen Namen, der heißt Mattenbuden, da kann ich mir garnichts bei denken. Und auf Niederstadt ist auch 'ne Lenzgasse, und Karl Becker sagt, die hieß früher Pestilenzgasse, und da kamen die Pestkranken hin. Die Pest war 'ne schreckliche Krankheit, wer die kriegte, bekam Beulen, wurde schwarz und starb. Das war sehr schlimm. Die Niederstadt ist am niedrigsten, die Altstadt am ältesten, die Rechtstadt am schönsten und neusten.

Auf dem Englischen Damm bin ich mit Karl Becker gewesen. Der liegt ganz weit draußen an den Wällen zwischen Mottlau und Weichsel, sie schütteten ihn mit Schlacke auf, und er war ganz schwarz, und wenn man drauf ging, federte es so. Das ist vom Moor, sagt Karl Becker, hier ist alles moorig.

Wir haben noch zwei komische Namen in der Stadt, der eine heißt Hackelwerk, da bin ich noch nie gewesen, und dann haben wir noch die Krausebohnengasse, dabei kann sich gewiß kein Mensch was denken. Ich habe Mutter gefragt, die doch alles weiß, und Vater und Tante Malchen und Großmutter. Und sie haben alle gesagt: es gibt grüne Bohnen und Wachsbohnen und Brechbohnen und Schneidebohnen und weiße Bohnen und Saubohnen, aber krause Bohnen hat nie ein Mensch gesehn.



Langermarkt Danzig

Nach einer Originalradierung von Professor B. Hellingrath

Verlag der Danziger Verlagsgesellschaft m. b. H., Danzig

Aus dem Leben eines Danzigers.

Von Prof. Waldemar Oehlke.

Für mein liebes Danzig muß ich nun zuerst eine Anleihe bei den Erzählungen meiner lieben verstorbenen Mutter machen, so daß ich eine Urteilsberechtigung einstweilen nur solchen Lesern zugestehen kann, die schon vor mindestens 80 — besser 90 — Jahren durch Danzigs Gassen wandelten; denn meine Mutter stammte zwar als echte Thymian auch vom Lande, wurde aber als einziges der 11 Kinder meines Großvaters — der sich also mit der Hannemannschen 16-Kinderzahl gar nicht vergleichen konnte — von einer reichen Danziger Tante, einem alten Fräulein Pickert, Schwester eines in Danzig noch zu meiner Zeit sehr bekannten Londoner Großkaufmanns Ferdinand Pickert, erzogen, und wuchs so mit der Jugend Alt-Danziger Familien auf, z. B. der Trosien, Momber, Fischer, deren Bier damals wohl auch nach London ging; sie erinnerte sich besonders schöner Tage in der Villa Hochwasser, während andererseits ihre Mutter, meine Großmutter, ein Kind des Silberhammers war, einer Solinger Gründung, an der meine Vorfahren großmütterlicherseits teilgenommen hatten, bis sie vom Zaren zur Anlage einer ähnlichen Musterkolonie nach Rußland eingeladen wurden. Lassen wir sie zur Wolga ziehen, diese urgroßmütterliche Familie Schmidt, und bleiben wir in dem Danzig der 40-er und 50-er Jahre des vorigen Jahrhunderts. Denn ich saß mäuschenstill, wenn meine Mutter erzählte, besonders beim Gewitter: dann setzte sie sich mit meiner Schwester Melanie und mir auf den Flur, dessen Türen breit geöffnet wurden, um uns von Gewitterfurcht freizuhalten, so daß ich noch heute schon bei leisem Grollen eine richtige, ein bißchen wehmütige Vorfreude habe, und dann lauschten wir der guten alten Zeit.

In jenen Jahrzehnten also, in denen ich noch nicht mit mir im Reinen war, ob ich auf die Welt kommen sollte oder nicht, meine Mutter aber im Poggenpfuhl gegenüber der Petrikirche und später in der Hl. Geistgasse ihr Tanten-Fräulein unterhielt, muß wohl alles noch anders in Danzig gewesen sein, ganz abgesehen von den grünen Wällen, denn wer die nicht mehr kennt, gehört ja nicht einmal zu meiner Generation, und wird sich sehr anstrengen müssen, ein guter Danziger zu werden. Aber die Musik — abwechselnd Flöten und Blasen — abends 11—12 später 10—11 Uhr vom Turm der Petrikirche konnte ich nicht mehr hören. Da meine Mutter gerade darunter wohnte, kamen ihr diese Töne direkt vom Himmel, waren ihr aber um so willkommener, als das stünd-

liche Tuten der Nachtwächter und die Straßenbeleuchtung durch kümmerliche Öllaternen auf einfachen Pfählen Danziger Nächte so freundlich nicht einleiten konnten. Alle Nachtwächter seien steinalte Männer gewesen. Daran dachte ich, als ich für unser weitläufiges Haus in Peking 1921 selbst chinesische Nachtwächter nötig hatte — jüngere schliefen zielsicher ein und setzten dem Erwachen zähen Widerstand entgegen. Die Verbindung Danzigs mit Zoppot, wohin sowohl meine Großmutter wie meine Mutter später als Witwen übersiedelten, wurde damals durch Fuhrleute bewerkstelligt, deren Wagen zweimal in der Woche verkehrten. Ich weiß noch den Namen des betreffenden Unternehmers aus meiner Mutter Mädchenzeit, er hieß Truschinski. In den Bademonaten fuhr er täglich. Ein Platz kostete für die einfache Fahrt 75 Pfennige, was sehr teuer war. Die Verbindung des Ober- und Unterdorfes, die jetzt durch die Seestraße hauptsächlich hergestellt ist, wurde damals durch einen langen Damm bewerkstelligt; an dessen Seiten standen starke Weidenbäume, deren kurze dicke Kronen in der Dunkelheit unheimlich raschelten. Es muß sehr dunkel und sehr windig gewesen sein, letzteres auch deshalb, weil statt des Häuserschutzes sich links und rechts Wiesenflächen hinzogen, von Glettkau bis Stolzenfels, unmittelbar neben dem Damm sogar morastige Gräben. Meine Mutter hatte die wachsende Bebauung Zoppots miterlebt, von unten nach oben, wo sich als einziger Arzt nachher Dr. Benzler zuerst anbaute. Im Gedächtnis haftet mir auch noch die erste Apotheke von Eggert, dessen Frau das erste Damenpensionat für die Saison eröffnete. Am alten Kurhaus sei der Platz mit den uralten Bäumen schöner gewesen als alle modernen Kurgärten, hörte ich. In der Nord- und Südstraße wohnten nur Fischer und Handwerker, die ihre Zimmerchen im Sommer den Badegästen überließen und solange in ihren Holzstall zogen. Manche aber, wie der Zimmermeister Petermann, wurden unternehmend im Bau größerer Häuser und verfielen von selbst auf den Villenstil. Als dann nach 1860 Petroleum das primitive Öl verdrängte, konnte sich auch Zoppot bei Licht schon sehen lassen. Die Tante Pickert erhielt von der Familie Fischer zwei Petroleumlampen geschenkt, die meine Mutter wegen ihrer Feuergefährlichkeit kaum ansehen, geschweige denn anfassen durfte, auch wenn sie nicht brannten: „O Gott, Kind, die Lampen!“ Ich kann dieses alte Zoppot nicht verlassen, ohne zu bemerken, daß es die Rickertstraße war, wo ich bald nach meiner Geburt, die auf der Durchreise meiner Mutter in Krückwald erfolgte, 1879 meine Stimme entdeckte, denn ich kam nicht ganz lebendig zur Welt und blieb so vier Wochen. Zu meiner unper-

sönlichen Genugtuung ist der Arzt, der bei seinen Besuchen fragte: „Lebt denn das Kind noch immer?“ gleich danach mit Tode abgegangen, wenngleich ich ihm persönlich das Leben gern gönnte. Wir mußten dann nach Putzig übersiedeln, und nunmehr bin ich mit elegantem Sprung wieder königlicher Quintaner in Danzig am Anfang der neunziger Jahre.

Die Katechismuskultur einer kleinen Volksschule setzte sich in höhere Vokabelkultur um, deren Schrecken aber durch treffliche Lehrer gemildert wurden. Sie sind dahingegangen, der anregende Kretschmann, der allbeliebte und verdienstvolle Momber, nicht aber die damals Jüngeren wie der gründliche Grundner oder die Jungen wie die ausgezeichneten von Bockelmann und Lakowitz; sie alle gaben dem königlichen Gymnasium Charakter und Ansehen weit über die Weidengasse hinaus. Auch mit meinen Mitschülern traf ich es gut bis zur Prima, deren obere und untere Abteilung in einer Klasse zusammensaß, so daß man je ein Jahr mit zwei anderen Generationen teilte. Einen Klassenprimus wie den Naumburger Juristen Paul Freymuth und den Berliner Juristen und Dichter Dr. Hans von Zwehl, Sohn des bekannten Generals oder einen Deutschschüler wie den Dichter Paul Enderling, der auf mich Unterprimaner damals von seiner Oberstufe herabschauen konnte, gab es durchaus nicht in jeder Generation. Vortrefflich war ich untergebracht in den ersten Jahren, bis meine Mutter nach Zoppot übersiedelte, bei der uns durch die Thymians verwandten Tante Schwandt, von deren ganzer Familie nach dem Tode der Tochter, der Musiklehrerin Clara Schwandt, meiner Pflegeschwester, nur noch der älteste Sohn Wilhelm lebt, der Konsistorialrat und Pfarrer an der Johanniskirche, der dann auch meinen Ehebund eingesegnet hat, aber nicht mit einer Danzigerin, sondern einer Göttingerin, Mimi Kuhfuß, Tochter der besten Freundin meiner Mutter.

Danzigs Beischläge.

Von Herbert Pawlowski.

Zu den bedeutendsten Kulturdenkmälern vergangener Jahrhunderte, die den Charakter des rechtstädtischen Straßenbildes noch heute nicht unwesentlich beeinflussen, gehören die Danziger Beischläge.

Als Eigenschöpfung der westhanseatischen Handelsstädte Hamburg, Lübeck und Bremen treffen wir sie hier zum ersten Male um die Wende des 16. Jahrhunderts an. Da sich nun die Altstadt für das Anbringen

dieser eigentümlichen Vorbauten nicht gut eignete, so begegnen wir ihnen hauptsächlich in den rechtstädtischen Straßenzügen: Langgasse, Langermarkt, Jopen- Brotbänken-, Frauen- und Heiligegeistgasse. In der Altstadt sind sie nur auf Karpfenseigen und an der St. Katharinenkirche (Pfarrhaus).

Die ersten Beischläge errichtete man aus Holz, und erst später, als man die Treppe nach der Straße hin vorrückte, ersetzte man sie durch steinerne. Die Plattform, die fast ohne Ausnahme die gesamte Breite der Hausfront einnimmt, ruht meistens auf 4—12 massiven Pfeilern und ist durch eine 1—1,5 Meter hohe Wand vom Nachbargrundstück abgegrenzt. Auf der Mauer läuft dann eine Wasserinne entlang, deren Ende gewöhnlich ein Löwenkopf ziert (Frauengasse 6—7 !). Die Treppe befindet sich fast ausnahmslos dem Hauseingang gegenüber und zählt, ihrer Höhe entsprechend, 2—14 Stufen. Eingefaßt wird sie durch eiserne Geländer. Auf die erste Treppenstufe stellte man sehr oft Steinkugeln, die einen Umfang bis zu 2,5 Meter aufweisen (Frauengasse 34, 42, 48 u. a. m.); auch treten kunstbehauene Steine an ihre Stelle, die dann oft die Jahreszahl ihres Entstehens tragen (Frauengasse 2, 3, 44, u. a. m.) Der Brüstung hatte der jeweils herrschende Baustil sein Gepräge aufgedrückt. Während der einfache Handwerker sich oft mit einem glattgeschliffenen Leichenstein als Brüstung begnügte, finden wir an den Beischlägen der vornehmen Patrizierhäuser ganze Jagden, Festmahle und Trinkgelage eingehauen; auch sind Bilder aus der Biblischen Geschichte wie z. B. Jakobs Traum von der Himmelsleiter (Frauengasse 17), die Hochzeit zu Kanaan oder der Turmbau zu Babel (Jopengasse 54) keine Seltenheit.

Als in den schweren Zeiten die Einfuhr der Steine Schwierigkeiten bereitete, brachte man statt der steinernen Brüstung eiserne (Heiligegeistgasse 78, 79, 91 u. a. m.), ja, sogar auch hölzerne (Frauengasse 11, 12, 14 u. a. m.) an. Wenn sich auch ihr etwas nüchternes Aussehen nicht mit dem der steinernen messen kann, so begegnen wir doch hier und da recht kunstvoller Schmiedearbeit.

Die Höhe der Beischläge ist verschieden. Oberhalb der gleichlaufenden Straßenzüge treffen wir solche von etwa Straßenhöhe bis 40 Zentimeter an, während man an den Torabschlüssen solche bis zu 1,6 Meter anlegte, um so dem Übertreten der Mottlau aus ihren Ufern besser entgegentreten zu können.

Zu den schönsten Beischlägen, die Danzig aufweisen kann, gehört zunächst die Gruppe vor dem Artushofe mit seinen Nachbargebäuden,

dann aber auch der Beischlag am Hause Jopengasse 1. Im Gegensatz zu den anderen Vorbauten, die ihr schönes Aussehen Danziger Künstlern verdanken, finden wir hier hauptsächlich das Werk ausländischer Künstler verewigt.

Der Beischlag des Artushofes ist den anderen an Größe bei weitem überlegen. Besonders fallen uns hier die Löwengestalten auf, die, an beiden Seiten der Haupttreppe sitzend, den Zugang zum Artushofe bewachen. Freilich haben sie dort nicht immer gestanden. Ein Gemälde von M. C. Gregorovius: „Der Lange Markt in Danzig" (Stadtmuseum) zeigt noch 4 Sandsteinsäulen, die ein eisernes Gestänge mit der Brüstung verband. Als man am Ende des verflossenen Jahrhunderts das Jakobstor niederlegte, wurden die beiden Löwenstatuen, die so lange dem Tore zur Zierde dienten, vor den Artushof gebracht. Im Jahre 1925 wurden dann diese stark verwitterten Figuren durch naturgetreue Nachbilder ersetzt.

Der Beischlag am Schlüterhause (Jopengasse 1) ist als einziger aus rotem Sandstein errichtet und verrät in seinen elf Brüstungsteilen lebhaft den Geist des Barocks.

Hier auf den Beischlägen verbrachte einst der Danziger Bürger in Ermangelung des Hausgartens die Abendstunden. Heute haben sie ihre Bedeutung verloren. Durch das ständige Anwachsen des Verkehrs wurden bald die Straßen zu eng. Man begann um 1860 herum mit dem Entfernen dieser Vorbauten. Unter diesem eisernen Schritt der Zeit hat besonders die Langgasse ihr Altdanziger Gepräge verloren, während die vom Verkehr fast abgeschnittene Frauengasse ihren Charakter noch bis auf die heutige Zeit erhalten konnte.

Erinnerungen einer alten Werderanerin.

Die Cholerazeit.

Von Jenny Wüst-Bulcke.

Wenn uns die Mutter von der Cholerazeit im Jahre 1849 erzählte, so machte diese Erinnerung sie stets traurig. Es muß damals in unserem Dorf furchtbar zugegangen sein! Aber nicht allein dort, sondern im ganzen Weichselgebiet, in den Städten, wie auf dem Lande, hatte die Seuche unzählige Opfer gefordert. Vielleicht war's im Werder deshalb besonders schlimm geworden, weil ein feuchter Sommer die Gräben und Teiche gefüllt und das stagnierende Wasser den Gesund-

heitszustand sicher sehr ungünstig beeinflußt hatte. Daran dachte man damals aber nicht. Die Arbeiterklasse hielt sogar die Ansteckungsgefahr für Aberglauben; und da die Obsternte ungewöhnlich reich ausgefallen, schwelgten die Leute im Genuß der vielen, schönen Früchte.

Ende August trat der erste, noch unerkannte Cholerafall ein. Ein kleiner Junge starb, wie man glaubte, an den Folgen übermäßigen Obstgenusses. Sein Vater, der sich Fuhrwerk, um einen Sarg zu holen, erbitten kam, äußerte seinen Kummer über den Tod des Kindes so wunderbar, daß meine Mutter, trotz ihrer Teilnahme für den armen Mann, doch lächeln mußte. Klagend hob er an: „Mien Jung es dod, kene von de vele Magelles, ne grad mien enzger Jung mußd dat senne!" Auf eine teilnehmende Bemerkung der Eltern fuhr er fort: „De Herrschaft käne mie dat wirklich glowe, eck hed lewer mine Säg met de füf Farkel gegewt, wie grad minem Junge!" Die dicken Tränen rannen ihm dabei über die Backen. Es war also kein Mangel an Liebe, die ihn so sprechen ließ, oder Gefühlsroheit, sondern die alt eingewurzelte Gewohnheit, das Wohlbefinden der Tiere über das des Menschen zu stellen. Eine Sau mit so vielen Ferkeln war außerdem ein Besitz, den man nicht genug schätzen konnte! —

Nun mehrten sich von Tag zu Tag die Sterbefälle. Bald lag die Furcht vor der Cholera wie ein Alpdruck auf allen Dorfbewohnern. Selten hörte man noch ein frohes Lachen oder einen Scherz. Ein Begräbnis reihte sich an das andere. Die Leute fielen wie die Fliegen. Mein Vater, der als Schulze für die Beschaffung der vielen Särge sorgen mußte, kaufte dieselben bereits auf Vorrat ein, um nicht fortwährend nach der eine Meile entfernten Stadt schicken zu müssen. In der Leichenhalle neben der Kirche standen diese letzten Häuser der Menschen aufgestapelt, um bald mit einem stillen Bewohner versenkt zu werden. Und immer, immer wieder war es nötig, diesen Vorrat zu erneuern.

Eines Tages kam unser Großknecht Andres Ruttkowski, ein ebenso tüchtiger, wie allzeit fröhlicher Mensch, dessen nie versiegender Humor meinen Vater oft belustigte, mit einer so traurigen Fuhre ins Dorf. Nachdem er mit anderen Arbeitern die Ladung in gewohnter Weise untergebracht hatte, leistete er sich in einer Art Galgenhumor zu meinem Vater den Witz: „De Herr kope de Särg vel to fien, de Lüd verleckre' sich blot daran!"

Den nächsten Morgen sah meine Mutter, die mit einer Handarbeit am Fenster saß, den Andres aus dem Hoftor kommen. Der sonst so frische Mann erschien ihr schlaff und müde aussehend, als er, seine Kappe

lüftend am Fenster vorüberging. Sie sah ihn in der Tür seiner Kate verschwinden und fragte den bald darauf eintretenden Vater, weshalb der Knecht aus der Arbeit gegangen. „Ach", kam leichthin die Antwort, „es war ihm nicht ganz gut, und da schickte ich ihn nach Hause. Vorsichtshalber", setzte er hinzu, „man wird ja schon ängstlich! Morgen ist er sicher wieder in der Arbeit."

Das war ungefähr neun Uhr morgens passiert. Als um zwölf Uhr die Eltern am Mittagstisch saßen, begannen die Kirchenglocken zu läuten. Erregt den gefüllten Teller zurückschiebend, sprang der Vater auf und verließ die Stube, während die Mutter mit gefalteten Händen am Tische sitzen blieb. Sie wußte, es war wieder einer dahingegangen! Als der Vater bald darauf zurückkehrte, empfing sie ihn nur mit dem einen Worte „Wer?" Aber es erfolgte keine Antwort. Angelegentlich aus dem Fenster sehend, kehrte er der Mutter den Rücken zu, und wie er, ihre Hand auf seiner Schulter fühlend, sich umwandte, sah sie in ein völlig verstörtes, bleiches Gesicht. „Um Gottes Willen, Mann, so sprich doch, wer ist es?" wiederholte sie ihre Frage. Da atmete er tief, und gepreßt kam es heraus: „Es ist Andres, der arme, gute Kerl! Vor einer halben Stunde ist er in furchtbaren Krämpfen gestorben." Es waren noch nicht vierundzwanzig Stunden nach seinem traurigen Scherze vergangen! —

Zwei jugendliche Unruhestifter, die in trunkenem Zustande sich der Polizeigewalt vor einigen Wochen widersetzt hatten, sollten, wie damals noch üblich, für diesen Frevel Prügelstrafe erleiden. Als der Landreiter am festgesetzten Tage sich einfand, um die Exekution an ihnen zu vollziehen, waren beide Deliquenten nicht mehr da, sie hatten sich bereits einem höheren Richter gestellt! —

Und so ging's weiter fort. Täglich mehrten sich die Trauernachrichten. Ähnlich wie Andres endete der reichste Besitzer unseres Dorfes. Man fand ihn tot an seinem Schreibtisch sitzend. Eine Stunde vorher hatten ihn seine Leute noch auf dem Hofe gesehen. Auch bei unserem nächsten Nachbarn Petersen hielt der Tod eine furchtbare Ernte. Eine ältere Witwe und ihre zwei erwachsenen Töchter starben in wenigen Tagen, nur der Sohn, der später von uns so sehr geliebte Onkel Karl, blieb am Leben.

Da das stete Läuten der Kirchenglocken furchtbar aufregend auf die Bevölkerung wirkte, ward es verboten. Die Cholerafurcht war an sich schon zu einer Krankheit geworden! Auch der Vater war nicht frei davon. So viel wie möglich vermied er es, die verpesteten Häuser

und Katen zu betreten. Doch konnte er dies in seiner Eigenschaft als Schulze nicht immer durchführen.

Eines Tages ward ihm die Meldung gemacht, daß in der sogenannten Kirchenkate in einer Stube alles totenstill sei, sodaß zu befürchten stand, die Bewohner, ein ziemlich junges Eheaar, seien gestorben. Obgleich die Tür unverschlossen war, hatte niemand das Herz, nachzusehen. Da blieb denn dem Vater nichts anderes übrig, wie sich selbst von der Sachlage zu überzeugen. Mit einer alten Frau aus der Dorfkate betrat er die Stube. Da bot sich ihm ein erschütterndes Bild. Beide Leute lagen tot in den Betten, neben der Mutter ein etwa dreijähriges Jungchen im tiefen, gesunden Schlaf.

Bisher war unser Haus wie durch ein Wunder von der furchtbaren Krankheit verschont worden, und da die Zahl der Sterbefälle etwas zurückging, wuchs der Eltern Hoffnung, daß es so bleiben würde. Die Arbeitsscheu der Leute ließ auch nach, man nahm die vernachlässigten, wirtschaftlichen Arbeiten wieder auf. Obgleich schon Ende September, war noch immer etwas Hafer auf dem Felde. Der sollte jetzt eingebracht werden. Geschäftig ging der Vater ins Haus, um die Mutter an das an solchem Tage gebräuchliche Festmahl für die Leute zu erinnern, und — fand sie krank! In die Sofaecke gekauert saß sie in furchtbaren Schmerzen da. O — das lähmende Entsetzen, das ihn befiel. — Aber wo war jetzt seine Cholerafurcht? Unausgesetzt blieb er an ihrem Lager und leistete ihr jeden Dienst. Er rieb die in Krampf erstarrten, kalten Glieder, bedeckte und erwärmte sie mit seinen eigenen Betten. Der hinzu gerufene Arzt gab kaum Hoffnung auf Genesung. Die Mutter, an sich zart, hatte im Frühling eine schwere Entbindung überstanden. Unser einziges Brüderchen Max war geboren worden, und der geschwächte Körper schien wenig widerstandsfähig zu sein. Es waren schwere, angstvolle Stunden, die der arme Vater durchmachte; das ganze Hauspersonal nahm teil, und die alte Angst hatte wieder alle gepackt! — Da kam das letzte Fuder Hafer auf den Hof gerollt. Ein vorwitziger Junge hatte, wie sonst, eine Klapper angebracht. Empört sprang ein älterer Knecht hinzu und riß den Stock aus den Radspeichen. Beinahe hätte der Junge Prügel bekommen. Die sonst so wichtige „Aufkäst" mochte niemand feiern. Unbegossen kam der Jüngstknecht auf dem Sattelpferde mit dem Wagen durch das Hoftor. Keine Puppe tanzte auf dem Fuder, und selbst die Erntekrone konnte heute nicht überreicht werden und ward still im Vorhause aufgehängt. Nur um den gebräuchlichen Schnaps baten die Leute, bekamen und tranken mehr wie je, und wurden doch weder laut noch fröhlich! —

Drinnen im Krankenzimmer mühte sich indessen der Vater wie der Arzt, dem Tode ein Leben abzuringen, wohl in der unklaren Erkenntnis, daß das Wasser schädliche Keime enthalte, entzog man es den Cholerakranken damals ganz, dadurch die Durstqualen der Patienten ins Unerträgliche steigernd. Etwas Rotwein war das einzige, was man in längeren Zwischenräumen den verschmachtenden Lippen bot. — Stundenlang dauerte der Kampf, da endlich ließen die Krämpfe nach, eine wohltätige Ermattung trat ein, die Kranke fiel in Schlaf. — „Gottlob, sie ist gerettet", mit diesen Worten drückte der Arzt dem Vater die Hand. „Jetzt Ruhe und nochmals Ruhe!" Ihre Frau ist zart, jede Aufregung könnte sich sehr schwer rächen. Doch auch Ihnen ist Ruhe nötig, legen Sie sich im Nebenzimmer etwas auf das Sofa. Vorher empfehle ich Ihnen aber einen tüchtigen Grog. Ihre Frau wird mehrere Stunden hintereinander schlafen und Sie nicht brauchen." —

Nun lag das Haus bald im tiefsten Schweigen. Nichts rührte sich. Im Krankenzimmer hörte man nur die leichten, ruhigen Atemzüge der ihrer Genesung entgegen Schlummernden. — Da ward es im Hinterhause lebendig. Von der Kinderstube her kamen schlürfende Schritte über den Flur. Die Schlafzimmertür öffnete sich geräuschvoll, und eine alte Frau erschien auf der Schwelle. Als die Mutter erschreckt und angstvoll die Augen aufschlug, stand alt Millbradsche, unsere Kinderfrau, vor ihr, den kleinen Max, dessen Körperchen blau, schwarz und verzerrt sich in Krämpfen wand, ihr hinhaltend, sagte sie: „Ek wull En doch noch einmal dat Jungske wiese, eh dat starwt!" — Auch ihn hatte die Cholera gefaßt. —

„Verdammtes Weib!" Mit diesen Worten stieß der Vater die Alte vom Bette fort. In einem Arme sein Kind haltend, bemühte er sich mit dem anderen der ohnmächtigen Frau eine möglichst bequeme Lage zu geben. Das ganze Haus war alarmiert. Wieder jagte in wilder Eile das Fuhrwerk zur Stadt nach dem Arzte. Wieder bangte der arme Vater viele Stunden um das Leben seiner Lieben. — Bei dem Kinde trat die Besserung verhältnismäßig schnell ein, aber die Mutter hatte ein wochenlanges, schweres Krankenlager zu überstehen. Der furchtbare Schreck hatte ihr Nervensystem im höchsten Grade erschüttert. Nur langsam erholte sie sich. Erst im nächsten Sommer gab ein monatelanger Aufenthalt an der See ihr die alte Frische wieder.

Die Cholera erlosch nur langsam. Oft, wenn man völlig mit ihr fertig zu sein glaubte, fiel noch eins oder das andere junge Leben ihr zum Opfer. Erst im Spätherbst, mit eintretendem Frostwetter, wich die

entsetzliche Seuche. Von sechshundert Einwohnern des Ortes waren hundertundzwanzig ihr erlegen.

Heute ist der Gesundheitszustand in unserem Dorfe überhaupt ein weit besserer als früher. Nicht nur Cholera und Ruhr sind verschwunden, sondern auch das früher als allsommerlicher Gast sich einstellende Fieber zeigt sich nicht mehr. Man ist klüger geworden und hält es nicht für überflüssig oder gar sündlich, Gott etwas in der Sorge um seine Erdenkinder zu unterstützen. Man hat die sumpfigen, inmitten des Dorfes gelegenen Teiche ausgetrocknet, trinkt nicht mehr trübes schmutziges Flußwasser, sondern ein tiefer Brunnen versieht den ganzen Ort mit klarem, gesunden Wasser.

Wie töricht ist doch oft das Sehnen nach der „guten alten Zeit!"

Bruno Pompecki, ein Dichter der Heimat.

Von Carl Lange.

Nur Wenige kannten ihn, denn er war ein Einsamer. Er schien oft im Gespräch mit seinen Gedanken ferne Wege zu wandeln und konnte lange Zeit schweigend, wie in andere Welten versunken, unter Menschen sein. Sein schweres Schicksal ließ ihn nie los und lag wie ein Damoklesschwert über ihm. Und doch gab es Stunden, in denen helle Begeisterung in ihm aufloderte. Diese Stunden galten ihm allein als eigentliches Leben: Musik, Poesie, Natur. Und das Letzte, die Natur schenkte ihm das Beste, seine Lieder, von denen einige unvergessen sind und weiter klingen werden.

Wenn ich die Jahre zurückdenke, die ich ihm nahestehen durfte, so sind einige Bilder unverrückbar klar vor meinen Augen, die am tiefsten seines Wesens Züge offenbaren. Hier ist der Schlüssel zu den Toren seines reichen Seelenlebens, dessen Pforten sich nur selten öffneten. Aber, wenn sie Eingang gewährten, flutete Licht über blühende Gärten der Sehnsucht, der Liebe und der Schmerzen.

Drei Bilder sehe ich vor mir: Bruno Pompecki auf seinem Olivaer Balkon, wenn der Mondschein eines Sommerabends über den Feldern und Pelonker Bergen lag, wenn sich die Silhouetten der Höhen scharf abhoben und in den Niederungen abendliche Nebel wogten — seine strahlenden Augen sagten mehr als Worte. Und eine gleiche Nacht ist mir im Gedächtnis mit ihm in seinem geliebten Schloßpark, den er täglich aufsuchte, und in dem er jeden Baum kannte, jedes Plätzchen, von dem

sich ein schöner Blick bot. Und dann war er, der sonst Schweigsame, gesprächig und erweckte lebendige Bilder vergangener Zeiten, da hier Äbte, Herzöge, da hier Joseph von Eichendorff und andere wirkten und wanderten. Wir gingen hinauf in den noch so gut erhaltenen Musiksaal des Schlosses — Pompecki öffnete die Fenster — und geheimnisvolle Melodien erwachten in uns beim Ausblick über das bunte Gartenreich, über den Teich hinüber zur silbernen Ferne. Da erschlossen sich in ihm verborgene Quellen wie auf einer unvergeßlichen Waldwanderung, bei der er mich Wege und Stege führte, die mir noch unbekannt waren. Wie grüßte ihn das alles vertraut, und wie beglückte ihn meine Freude, ihn, den Einsamen, der diese Pfade sonst Tag für Tag allein wanderte, der nur eine Tiefvertraute, die innig geliebte Mutter, die alles verstehende gütige Frau hatte.

In diesem hohen Sinne war Bruno Pompecki ein Freund und durch seine Gaben ein Dichter der Heimat. Verwachsen mit allem, was mit Danzig und seiner Umgebung zusammenhing, aber vor allem anderen mit Oliva, das er die Perle der Danziger Bucht nannte. Er sagte oft: mir ist ein Mensch lieb, wenn er Oliva lieb hat.

Von den von ihm herausgegebenen Büchern möchte ich nur die „Westpreußische Literaturgeschichte“ (Verlag A. W. Kafemann-Danzig) anführen, die als Nachschlage- und Sammelwerk besonderen Wert besitzt. In seinen Gedichtbüchern finden wir eine große Reihe von Stimmungsbildern seiner Heimat, finden wir den Ausdruck der Erlebnisse, wie sie mir in den vorher geschilderten Bildern vor Augen stehen.

So hat die Heimat ihm viel zu danken und manche Schuld abzutragen, denn viel Verständnislosigkeit wurde ihm zuteil und machte ihn nur noch stiller und einsamer, weltabgewandter.

Bruno Pompecki war ein Dichter der Heimat im besten Sinne. Könnten die Wälder und Berge, könnte sein Park und sein Balkon, könnten all die Nächte zu uns reden, in denen er Zwiesprache mit sich und seiner Heimat hielt! Nach des Tages Unruhe und Pflichten saß er an seinem Schreibtisch, unermüdlich arbeitete er in seinen Büchern, forschte, sammelte, schöpfte .... neben und um ihn seine treusorgende Mutter .... und viele Nächte wurden zum Morgen, bis die Nerven nicht mehr ausreichten und Krankheit kam und ihn verzehrte. Wer sein Schicksal wußte und seine Liebe zum Lande und zur Mutter, wer ihn in seinem tiefsten Wollen und Streben kannte, der fühlt den Schmerz über einen Menschen, dessen Kräfte nicht voll zur Entfaltung kommen konnten und der doch Einer war, der nicht mit gewöhnlichem Maß ge-

messen werden darf, dessen Lied und Wort wie eine Mahnung, wie eine Forderung klingt: habt Euch und Eure Heimat lieb, damit Euch daraus Freude erwachse und blühe! —

Olivas Königlicher Garten.

Von Fritz Braun.

Bei den einfachen Menschen nimmt auch festliches Tun leicht die Form regelrechter Arbeit an. Das wurde mir noch neulich so recht klar, als ich hinter dem gelben Dünenwall von Heubude nach Plehnendorf wanderte und mir die Krakauer Fischer entgegenkamen, die nach Heubude zur Kirche gingen. Wie sauber prangten sie in ihrem festlichen Staat, wie manche Seufzer mochten ihnen entflohen sein, ehe die schwarze Halsbinde richtig saß und der Zylinder den gehörigen Glanz bekommen hatte! Unwillkürlich dachte ich dabei an die Vorbereitungen in meinem Elternhaus, wenn es einen festlichen Ausflug galt und dem siebenjährigen Buben ein Spitzenkragen nach dem andern, ein Höslein nach dem andern angeprobt wurde, bis mit Hilfe von Zwirn und Nähnadel alles so saß, wie es sitzen sollte und das unglückliche Opfer, dem solches Tun im Grunde der Seele verhaßt war, sich wieder frei bewegen durfte.

Durch den hölzernen Brückentunnel, der von der Promenade zum Bahnhof hinabführte, wälzte sich Sonntags schier ohne Aufhören eine buntschillernde Menschenschlange, und an den Schaltern kam es zu regelrechten Kämpfen, weil keiner dem andern den Vortritt gönnte.

Endlich saßen die „Lustreisenden" dann in dem oberen Geschoß des zweistöckigen Eisenbahnwaggons, dicht zusammengedrängt wie Pökelheringe. Hier schrie ein Kind in den grellsten Tönen, dort stellte eine trostlose Frau fest, daß sie anstatt der sechs Päckchen, mit denen sie aufgebrochen war, nur noch deren fünf besaß, und neben ihr musterte eine stillere Natur mit verdrießlichem Stirnrunzeln den zerbrochenen Stock eines Regenschirms. Trotz der geöffneten Fenster strich kein Luftzug durch den engen Raum, den der widrige Geruch schwitzender Menschenleiber füllte, und doch besaßen dessen Insassen ein unbestimmtes Gefühl dafür, daß all diese Pein zu ihrer Sonntagsfreude gehöre, sodaß sie, im Grunde genommen, ganz zufrieden waren.

Eine halbe Stunde später wandern wir längs des Schloßgartens zum „Waldhäuschen". Unerbittlich brennt die Mittagssonne, und der schattenlose Weg will kein Ende nehmen. Schweigend trotten wir neben-

einander her, bis ich auf meine Frage, ob es noch weit sei, die tröstliche Antwort erhalte, Oliva sei zwar sehr schön, es müßte nur nicht so weit zum Bahnhof sein, eine Ansicht, die von allen Anwesenden bedingungslos geteilt wird.

Doch schließlich hat alle Not ein Ende. Wir sitzen an einem schattigen Tisch im Garten des Waldhäuschens und freuen uns des kühleren Hauchs, der vom Mühlenweiher herüberzieht. Hinter seiner glitzernden Fläche glänzen samtene Wiesen, bilden freundliche Waldhöhen, hier steiler ansteigend, dort sanfter hinabschwingend, einen gar anmutigen Hintergrund, und kehren wir diesem Bilde den Rücken zu, so reckt sich dicht vor uns der stattliche Karlsberg empor, an dessen Hang kupferrote Kiefernstämme emporsteigen. Auf dem Tisch aber prunkt eine mächtige Kuchenschüssel und als auffälligstes Schaustück eine riesige, braunglänzende Kaffeekanne, die den Kampf mit dem allergrößten Durst nicht zu scheuen brauchte.

In dem Zeichen dieses Geräts steht der ganze Wirtsgarten. Immer wieder meine ich, die riesigste Kanne schon erblickt zu haben, da wird eine noch größere vorbeigetragen, so sorglich, als handle es sich um einen Familienschatz, der noch die Enkel erfreuen solle.

Aber wir sind nicht nur zum Kaffeetrinken und Kucheneſſen nach Oliva gekommen; nun soll es nach dem Königlichen Garten gehen, dessen Reize Jahr für Jahr an so manchem Sonntag immer gleiche Wirkung üben.

Meine Mutter nimmt mich an die Hand und schafft schon dadurch eine Lebenslage, die mich in gewissem Sinne feierlicher stimmt. Bei gelegentlichen Gängen darf ich mich freier tummeln, nur im Marktgewühl, bei einem ernsten Begräbnis und — im Königlichen Garten wird meinem Ungestüm solche Fessel auferlegt.

Aber auch ohnedem müßte es mir feierlich zumute werden, wie wir nun an dem hohen Giebel der Klosterkirche vorüberschreiten, der zwischen den ungeheuren Laubgebirgen uralter Linden so schlank und doch so würdevoll zu dem Knaben hinabschaut, daß den rechte Festtagsstimmung anweht.

Und diese Festtagsstimmung hält ihn noch in ihrem Bann, als er durch die enge Westpforte in den herrlichen Park eintritt. Wie klein fühlt sich das Kind unter den himmelhohen Kastanien, hinter denen der Nordgiebel des Schlosses so licht und lebensfroh schimmert! Um uns herum herrscht hoheitsvolle Würde, aber in dem Blumengarten vor

dem Schloß, den eine Reihe mächtiger Orangenbäume von dem freieren Parke trennt, leuchten die Blumen, duften die Rosen.

Langsam schreite ich über die sauber geharkten Wege, seltsam beruhigt durch all die Schönheit, die mich umgibt. Der unruhige Junge ist ordentlich schüchtern geworden, er fühlt, daß er bei hohen Herrschaften zu Gaste weilt, deren Stirnrunzeln mehr bedeutet als Wort und Schlag der doch so liebevollen Mutter.

Und dies Gefühl wird noch stärker, als er auf dem von Hängeweiden umhegten Weiher die schlohweißen Schwäne so langsam und vornehm dahingleiten sieht. So manches Mal, wenn ich später im Leben wirklich vornehmen, stillen und gütigen Menschen begegnete, in deren Augen ich las, daß sie des nüchternen Alltags selbstische Triebe gemeistert hätten, kamen mir ganz unwillkürlich diese Kindheitserinnerungen in den Sinn, und die Feiertagsluft des stolzen Parkes wehte mich an, die auf das Kind dereinst eine so starke Wirkung geübt hatte.

Blickt in das hoheitsvolle Antlitz hellenischer Götterbilder, und freier wird eure Brust sich weiten; rastet in dem Frieden dieses Königlichen Parks, und eure unruhigen, engherzigen Wünsche werden schweigen! Sicherlich, ihr werdet das auch empfinden, oder ihr müßtet kleine, kümmerliche Seelen sein, für welche die Sonne nicht glänzt und die blühenden Linden keinen Duft verhauchen.

Wortreich tauschen die andern ihre Meinungen über dies und das, während ich still die weißen Schwäne betrachte und den alten Götterbaum, der seine großen Blattwedel so ernst und nachdenklich auf die schwarze Gartenerde bettet.

Als ich neulich wieder durch den Königlichen Garten wanderte, und die dunkeln Wasserläufe mir so ganz anders vorkamen als in seligen Kindertagen, da konnte ich nicht anders, ich mußte niederknien, um zu sehen, ob das wohl daran liege, daß mein suchender Blick dem Erdboden damals noch so viel näher war. Nein, daran lag es nicht! Vielleicht wurde damals jedes Wässerlein, jeder Pfad mit noch größerer Sorgfalt gehütet; vielleicht schaute der Knabe, der in Danzigs engen Gassen aufwuchs, mit noch empfänglicheren, dankbareren Sinnen in diese anmutige Gartenwelt hinein.

Wo sind nur alle die schlanken, blaurückigen Fische geblieben, die sich damals an den Brücken zusammendrängten, wo sie von den Besuchern mit Kuchenbröseln und Brotkrumen gefüttert wurden? So manchem jungen Bürschlein war das die köstlichste Schau, bei der es

in den hellsten Jubelruf ausbrach: „Muihn, Mutter, sieh bloß die Fische! Wenn ich die angeln dürfte!“

Mit diesen stillen, zutunlichen Bewohnern der Tiefe ist ein gar freundlicher Besitz des Gartens verschwunden, so etwas wie ein Symbol seines geheiligten Friedens, mit ihnen und den altersträgen, behäbigen Goldfischen, welche die Holzterrasse an dem großen Goldfischteich umdrängten.

Wäre ich ein reicher Mann, gewiß, ich spendete freudig die Summen, deren man benötigte, um Bäche und Weiher wieder in den früheren Zustand zu versetzen, den Goldfischweiher zu reinigen, seine Ufer zu befestigen und anstatt des baufälligen Balkengerüstes eine neue sichere Terrasse zu bauen, von der man die glänzenden Goldfische füttern könnte. Gewiß, ich täte das, ob man mir auch vorhalten möchte, daß so mancher Mund hungert und so mancher Kranke nach Erquickung lechzt. Denn ich weiß, wie sehr sich der Knabe all der Schönheit freute und bin mir längst dessen bewußt geworden, daß diese Freude dem Gottesdienst des Edeln und Harmonischen gar nahe verwandt ist, jenem Gottesdienst, der den Blick klärt und die Seele und den Willen läutert, daß sie besser werden und froher, stiller und ruhiger.

Und war es mir nicht zumute, als ob der Schönheit Wellen über mir zusammenschlügen, wenn wir zu dem raumgewaltigen Rosengarten an der Südseite des Schlosses gelangten? Da lohte das Leben, da leuchtete die Schönheit, so lebensfroh und doch so still, daß ein Glänzen die Seele füllte und dem jungen Menschenkinde zumute ward, als wären ihm alle seine Wünsche auf einmal überreich, ja verschwenderisch erfüllt worden. Wie kümmerlich ist heute die Ausstattung dieses Raumes, in dem damals Hunderte und Aberhunderte hochstämmiger Rosen, Tausende edelster Niederstämme vereinigt waren! Und dem Kinde erzählten die so selige Märchen, Märchen von schönen Königstöchtern und goldfunkelnden Galakutschen, von einem sonnigem Glück jenseits von Wunsch und Sehnsucht. Und die verschrotenen Danziger Handwerkerfrauen, die dazwischen lustwandelten, den altmodischen Regenschirm mit knochigen gichtkranken Fingern umspannend, sie schauten und schauten und wurden so still; und dies Duften und Glänzen duftete und glänzte wohl noch lange in ihre Alltagswelt hinein. Ob der wirklich immer ein Tor wäre, der den Menschen Rosen böte, wenn sie nach Brot schreien? Ob nicht mancher hellenische Jüngling adliger ward und größer, wenn Apolls hohe Stirn den zum Wettkampf Eilenden leuchtend gegrüßt hatte? —

Noch immer entsinne ich mich des Tages, da ich einst in Graudenz am nebelgrauen, stürmischen Herbstabend mit Bruno Pompecki vom Olivaer Schloßgarten sprach. Da leuchteten seine Augen, und die müde Stimme wurde wärmer und klangvoller. Und wie ihm, dem unglücklichen Schönheitssucher, ward schon so manchem unserer Landsleute jener herrliche Park zu einem hohen Symbol, das ihm voranleuchtet, wenn er im grauesten Alltag der ewigen Schönheit leuchtende Spuren sucht. Ach möchte dieser Sinn noch bei unsern Enkeln lebendig sein, dann dürften wir uns dessen getrösten, daß Danzigs Seele deutsch blieb, oder ist's nicht gerade deutsche Art, ein Leben unerträglich zu finden, hinter dem nicht „die ewige Zier" leuchtend aufwärts weist zu tieferem Fühlen und zu edlerer Sehnsucht? —

Stoßt an! Danzig soll leben!

Von Dr. Hellmuth Craczer.

Von der Wand meines Arbeitszimmers grüßen mich die roten Germanenmützen, die schwarz-weiß-roten und die schwarz-rot-goldenen Burschenbänder und auch das alte Fuchsenband, die Zeugen seliger Studentenzeit in Danzig. Wohl kenne ich den Zauber mittel- und süddeutscher Universitäts- und Hochschulstädte, die, eingebettet in grüne Höhenzüge, an den Ufern silberblank sich dahinschlängelnder Flüsse liegen, und doch zog es mich immer wieder nach der alten Musenstadt, wo ich meine ersten Studienjahre verlebte. Was ist's, das mich immer nach Danzig zog, daß es meine Heimat blieb? Sind es die lieblichen Berge mit ihren rauschenden Wäldern, ist es das weite Meer mit seinem wechselnden Farbenspiel, ist es die alte liebe Stadt mit ihren engen winkeligen Gäßchen? Dies alles kann wohl den Fremden locken und anziehen, ihn aber doch nicht auf die Dauer fesseln. Es ist der Geist des Deutschen, der aus den Menschen, aus der ganzen Stadt spricht und uns bannt. Diese alten Mauern sind Zeugen eines Deutschtums, das sich zähe ringend in der anbrausenden Slawenflut behauptet.

Darum ist auch der Geist, der den deutschen Studenten in Danzig beseelt, ein ganz anderer. Bei aller unterschiedlichen Lebensauffassung, bei aller Verschiedenheit in äußeren Gepflogenheiten eint doch alle Verbände und Korporationen der eine Gedanke, daß sie an einem gefährdeten Platze stehen, wo es gilt, deutsche Eigenart und deutsche Studentensitte zu wahren und zu pflegen. Dieses Gefühl des bewußten

Frauentor

Nach einer Originalradierung von Professor B. Hellingrath

Verlag der Danziger Verlagsgesellschaft m. b. H., Danzig

Deutschseins schlingt das einigende Band um alle Musensöhne Danzigs, sodaß wir hier fast der Verwirklichung eines Ideals nahe sind, wie es die deutsche Burschenschaft vor hundert Jahren schon erstrebte: Die Zusammenfassung aller deutschstämmigen, ehrenhaften und sittlich denkenden Studenten zu einem großen nationalen Ziele.

Auf dieser Grundlage kann sich eine studentische Gesinnung entwickeln, bei der studentischer Humor und Frohsinn trotzdem, und vielleicht gerade wegen des Ernstes, der die Danziger Jungakademiker beseelt, nicht zu kurz kommen. Helles Lachen und fröhlicher Sang tönt aus den Kneipen droben auf dem Hagelsberg oft noch in später Nacht. In dem alten Gemäuer des sagenumwobenen Berges haben viele Verbindungen eine einzigartige Heimstätte gefunden. In der alten Festung herrscht auch ohne einen besonderen Zwang Burgfrieden. Gern helfen die einen den andern. Die Verbundenheit geht gar so weit, daß das Allernotwendigste bei einer fröhlichen Zecherei, das weißschäumende Naß, in Fässern hilfsbereit von benachbarten Kneipen herangeschafft wird, wenn auf einem Kommerse infolge der Trinklust jugendlicher Kehlen die labende Quelle zu versiegen droht. Eine seltene Stätte ist der Hagelsberg, von dem man einen wundervollen Blick über die alte Stadt und ihre herrliche Umgebung hat. Dieses stimmungsreiche Bild konnte den Danziger Preußen Hans Knopf zu den Versen begeistern:

Schau im goldnen Abendschimmer
Ich vom Hagelsberg herab
Über morsche Festungstrümmer
Auf die alte Hansestadt,
Seh' ich feurig lodernd glühen
Wuchtig thronend Sankt Marien;
Dicht dabei das Danziger Rathaus
Ragt empor so schlank und kühn.

Sieh', das ganze ist durchschlungen
Von der Mottlau lichtem Band,
Und der große Kran dort unten
Arbeitsmahnend schaut ins Land.
Fern im Dämmerlicht verschwinden
Zoppot und Olivas Höh'n —
Und die Waldeswipfel künden:
Danzger Land! Du bist so schön.

Und in Träume ganz versunken
Grüßt mich fern der Ostseestrand,
Wo die Wellen freudetrunken
Küssen deinen zarten Sand.
Sehnsuchtsvoll streckt in die Weiten
Sich die eisengraue See,
Die Gedanken aber schweifen
Unbegrenzt durch Glück und Weh.

Voll Verständnis für die Nöte und Ziele des jungen Akademikers, stützt die Danziger Bürgerschaft die Studierenden ihrer Hochschule auf das kräftigste. Hanseatische Opferbereitschaft hat auch trotz wirtschaftlicher Zwangslage immer noch Mittel gefunden, um helfend und fördernd einzugreifen. In Danzig kann der junge Student wohl mit Recht singen: „Die Philister sind uns gewogen meist!“ Und bei den vielen Schönheiten, die der Bursch auf seinen Streifen durch die Gassen, durch den Hafen, am Strand und im Walde in sich aufnehmen kann, ist es nicht nur ein Ausdruck jugendlicher Begeisterung, sondern auch inniger Dankbarkeit, wenn es aus frischen Kehlen tönt: „Stoßt an, Danzig soll leben!“

Der Zoppoter Festspielgedanke.

Von Prof. Max von Schillings,
dem musikalischen Leiter der Waldoper.

Musikdramatische Darbietungen in stilistisch geläuterter Form zu Festen für Herz und Geist der Hörer zu erheben, das war der Gedanke, den Richard Wagner nach heißem Ringen auf der Höhe seines Lebens zu verwirklichen vermocht hat. In Bayreuth wurde der Festspielgedanke zur Tat. Sie hat dem deutschen Bühnenleben starke Impulse verliehen, vielerorts äußerliche Nachahmung gefunden, da und dort aber auch zu ernster Nacheiferung angespornt. Aber auch den ernstesten Bemühungen blieb die letzte Wirkung versagt, nicht zum mindesten, weil eine äußere Vorbedingung fehlte: im Getriebe des städtischen Alltagslebens mit seiner zerstreuenden Fülle des Geschehens eine Stätte zu schaffen, die zur Sammlung und Erhebung, zur Loslösung von den Sorgen der Seele einlüde wie auf dem Waldhügel vor Bayreuth jener schlichte Bau, der in stiller Größe derer wartet, die künstlerische Erquickung suchen. —

Dieser Vorbedingung aber kann sich eine Kunststätte rühmen: im Zoppoter Walde erhebt sich zwar kein Bau in Stein und Eisen, aber ein unsichtbarer Tempel ist der Kunst dort geschaffen, eines Festspiels würdig, und wer dorthin mit williger Seele wandert, kann den Gedanken von Bayreuth erleben. Er ist dort lebendig geworden in einer Gestalt, die zwar den Schöpfern der Werke, die bisher dort zur Darstellung gelangten, nicht vorgeschwebt hat, für deren Berechtigung aber die mächtige Wirkung spricht, die sie auf viele Tausende ausgeübt hat. — Gewiß: die Verpflanzung eines Opernwerkes in ein Naturtheater weckt viele Bedenken ästhetischer Art und begegnet beträchtlichen Schwierigkeiten; aus dem vielen Für und Wider ergibt sich zwar, als nicht zu leugnen, daß gewisse „Kompromisse", geschlossen, gewisse Voraussetzungen hingenommen werden müssen. Die Tatsache aber bleibt bestehen, daß auf der Naturbühne gerade für das musikalische Drama Wirkungen erreichbar sind, die keine geschlossene Bühne zu erzielen vermag, Täuschung und Wirklichkeit wundersam vermählend, die menschlichen Stimmen, das gesungene Wort veredelnd und verdeutlichend. Indem die Kunst der Natur entgegenkommt, erobert sie sich eine höhere Natürlichkeit, schafft sich einen besonderen Stil.

Daß gerade die Werke Wagners auf der Zoppoter Waldbühne den größten, zwingendsten Eindruck hinterließen, beruht auf ihrer innerlichen Größe, die jede Art von monumentaler Projizierung zuläßt, letzten Endes aber auch auf dem innigen Verwobensein mit der Natur, deren Symbolisierung auf der „Kunstbühne" stets nur ein Notbehelf bleiben muß. Deshalb ist zu hoffen und zu wünschen, daß gerade diese Werke weiterhin — soweit sie nicht Schauplätze erfordern, die sich der Waldbühne verschließen — im Mittelpunkte der Bestrebungen der Zoppoter Festspiele stehen mögen. Mit der Größe und Schwierigkeit der Aufgaben und Probleme muß der Wille, die Tatkraft und der erfinderische Geist der leitenden Persönlichkeiten wachsen, denen die bisherige stetige Entwicklung des Unternehmens geschuldet wird. Dann wird die weitere Ausgestaltung dieser sommerlichen Kunstfeste auch fernerhin dafür Zeugnis ablegen, daß im Freistaat Danzig der Geist deutscher Kunstpflege lebendig bleibt, deren Zweck nicht materieller Gewinn und Zerstreuung, sondern Sammlung und Erhebung ist.

Der Ruf der Zoppoter Waldoper hat sich von Jahr zu Jahr in Deutschland weiter verbreitet. Der Ruf muß sich zum Ruhme steigern und die Kunstfreunde müssen wissen, daß eine sommerliche Fahrt nach dem lieblichen Ort in der deutschen Ostgrenzmark neben heiterem Lebensgenuß auch ernstes, ja einzigartiges künstlerisches Erleben verbürgt.

Die Technische Hochschule Danzig.

Von Professor Schulze-Pillot.

Als durch das Versailler Diktat Danzig vom deutschen Mutterlande losgerissen wurde, schwebte die Technische Hochschule Danzig in schwerer Gefahr. Denn mächtige Kräfte waren am Werke, ihr Fortbestehen vom Eindringen polnischen Einflusses auf den Lehrbetrieb und die Zusammensetzung des Lehrkörpers abhängig zu machen und der polnischen Sprache neben der deutschen Eingang in den Unterricht zu verschaffen. Diese Versuche sind glücklicherweise an dem einmütigen Widerstande der Danziger Regierung und der Dozenten, die keinen Zweifel darüber beließen, daß sie in solchem Falle die Stätte ihrer bisherigen Wirksamkeit geschlossen verlassen würden, gescheitert. So gelang es, der Hochschule nicht nur ihren deutschen Charakter ungetrübt zu wahren, sie wurde sogar als höchste Bildungsstätte des gegen seinen Willen ins Leben gerufenen jungen Freistaats ein starkes Bollwerk für dessen Deutschtum. Eine Bedingung freilich hatte sich nicht abwenden lassen, daß nämlich polnische Staatsangehörige unter den gleichen Bedingungen wie Danziger Bürger zum Studium zugelassen werden müßten. Es hatte anfangs den Anschein, als ob infolgedessen eine Überfremdung eintreten könnte; aber auch diese Gefahr kann heute als gebannt gelten dank dem regen Zustrom, der aus allen Gauen des deutschen Vaterlandes nach der bedrohten Stätte deutscher Wissenschaft einsetzte.

Seitdem ist in allen den Kreisen unseres deutschen Volkes, die sich den klaren Blick für Zukunftsaufgaben bewahrt haben, ein frischer Wettstreit entbrannt, für Danzigs Hochschule zu werben, damit dieser Quell jungen deutschen Blutes ihr weiter zuströme zu ihrem Blühen, Wachsen und Gedeihen. Und solange er anhält, liegt kein Anlaß vor zu befürchten, daß die fremdstämmigen Bestandteile, die gegenwärtig rund ein Viertel der Studentenschaft betragen, dem deutschen Wesen unserer Hochschule Abbruch tun könnten.

In diesem schönen Wettstreit ist Danzig keineswegs nur der empfangende Teil. Schon die preußische Hochschule erfreute sich regen Zuspruchs dank der Schönheit der alten Stadt und ihren ehrwürdigen Zeugen einer großen Vergangenheit, dank ihrer Umgebung von waldumkränzten Höhen, dank ihrer unvergleichlichen Lage an der See, die sie vor allen anderen technischen Hochschulen auszeichnet.

Auch hat sich die junge Hochschule mit ihren mustergiltigen Ein-

richtungen schon frühzeitig einen guten Ruf als Stätte reger wissenschaftlicher Forschung und fleißiger Arbeit erworben. Diese gute Überlieferung ist in die neue Zeit als ein heiliges Vermächtnis übernommen; denn nicht mit Wünschen und mit Worten, sondern mit Willen und mit Taten dient man dem Deutschtum auf gefährdetem Posten in ernster Zeit. Deshalb kann die Danziger Hochschule den Ruf für sich in Anspruch nehmen, daß sie ihre Jünger wohl gewappnet in den Kampf ums Leben und um deutsche Zukunft heimsendet, nicht nur in beruflicher Hinsicht, sondern auch im allgemeinen menschlichen Sinne. Hier in der Grenzlinie, wo es gilt, mancherlei Angriffe, auch unterirdisch vorgetriebene, zu erkennen und abzuwehren, bietet Danzig seinen Studenten aus der Fülle der lebendigen Eindrücke ein tägliches Praktikum in deutscher Geschichte der Gegenwart mit Ausblicken in die Zukunft und läßt damit in ihnen die Erkenntnis von dem reifen, was uns Deutschen so bitter nottut und doch so herzlich schwer fällt, nicht nur mit den Lippen, sondern auch im Geiste und im Herzen die Worte unseres Deutschlandliedes zu bekennen:

„Einigkeit und Recht und Freiheit sind des Glückes Unterpfand!“ Aber nicht nur der Ernst des Lebens ist die Losung des Tages. Frischer, fröhlicher Jugendmut bewegt alle, die sich hier von gleichem Geist beseelt zusammenfinden, und das gemeinsame Streben nach einem großen Ziel knüpft Bande zwischen Alten und Jungen, Professoren und Studenten von einer Stärke und Innigkeit, wie sie an Hochschulen, bei denen der Alltag nüchterner herrscht, selten zu finden sind. Dieser Dreiklang schöner Umgebung, ernster Arbeit und fröhlichen Studentenlebens soll weiterhin hinaustönen in alle Gaue der deutschen Heimat und Helfer herbeirufen im Ringen um diesen Flecken kostbarer deutscher Muttererde.

Die Wasserkräfte der Radaune.

Von Senator Dr. Runge.

In dem Höhenzug, welcher sich längs der Ostsee hinzieht und der in der Gegend von Karthaus und dem Turmberg mit über 300 m seine größte Erhebung über dem Meeresspiegel hat, liegt in unmittelbarer Nähe von Karthaus eine umfangreiche Seenplatte, deren Spiegel etwa 160 m über dem Meere liegt. Dieser Seenplatte entspringt ein Fluß, welcher in zahlreichen Windungen mit starkem Gefälle das

Wasser seines Niederschlaggebiets zu Tal führt und in der Nähe von Praust in die Mottlau mündet. Schon von altersher ist das Gefälle dieses Flusses in einer Anzahl kleinerer Anlagen wie Mühlen, Hammerwerken usw. nutzbar gemacht worden. Die Entwicklung der Technik führte dazu, die verschiedenen kleineren Anlagen zusammenzufassen und so die Kraft des Wassers in wenigen einzelnen Stufen in größeren Anlagen in nutzbare Arbeit umzuformen. Die Möglichkeit, die Arbeit zunächst in elektrische Energie umzuwandeln und diese durch Kupferleitungen auf größere Strecken dem Ort der Verwendung zuzuführen, zwang zur Anlage von Elektrizitätswerken. Das erste derartige Werk wurde in der Gegend von Straschin-Prangschin errichtet und im Jahre 1910 in Betrieb genommen, ein zweites bei Ruthken kurz oberhalb Zuckau wurde kurz vor Ausbruch des Weltkrieges fertig gestellt.

Mit Gründung des Freistaates wurde in Ausführung der Bestimmung des Versailler Vertrages die Grenze des Freistaates nach Pommerellen zu so gezogen, daß nur noch der untere Lauf der Radaune, dort wo der Radauespiegel etwa 100 Meter über dem Meere liegt, zu Danzig gehört. Für die Anlage weiterer, größerer Staustufen stand damit das Gefälle der Radaune von 100 m Spiegelhöhe bis zum Stauspiegel des bereits vorher erwähnten Kraftwerks von Straschin-Prangschin, welcher rund 41 m über dem Meere liegt, zur Verfügung. Dieses Rohgefälle von rund 59 m ist im Laufe der letzten Jahre von der Stadt Danzig in zwei größeren Kraftwerken ausgebaut worden.

Das zuerst in Angriff genommene und bis zum September 1925 fertig gestellte und dann gleich in Betrieb genommene Kraftwerk nutzt ein Gefälle von rund 43 m aus. Die Radaune wird bei einer Spiegelhöhe von 81 m durch ein quer zur Flußrichtung im Tale gezogenes festes Betonwehr auf 86 m angestaut, durch einen an den Hängen des Radauetales angelegten Werkgraben einem zwischen Kahlbude und Groß-Bölkau gebildeten Stauweiher zugeführt und von hier durch eine Betonrohrleitung von 3,60 m Durchmesser über ein Wasserschloß, dessen ragender Turm ein Wahrzeichen der dortigen Gegend geworden ist, dem kurz unterhalb Groß-Bölkau gelegenen Kraftwerk zugeleitet. In diesem Kraftwerk sind drei Turbinen von je 3000 PS untergebracht, welche elektrische Arbeit von 6000 Volt erzeugen, die durch Transformatoren auf 35 000 Volt umgeformt und durch eine doppelte Hochspannungsleitung nach Danzig überführt wird.

Ein zweites Kraftwerk, oberhalb des eben beschriebenen gelegen, nutzt das Gefälle von 100—86 m aus. Kurz unterhalb des Bahnhofs

bei Lappin ist senkrecht zum Flußlauf im Tal ein Erddamm angeschüttet, der das Wasser zu einer Spiegelhöhe von 100 m aufstaut. Unterhalb des Staudammes liegt das Kraftwerk, welches mit zwei Turbinen mit einer Gesamtleistung von etwa 3 000 PS ausgestattet ist. Die in diesem Kraftwerk erzeugte elektrische Arbeit wird durch eine doppelte Hochspannungsleitung den Sammelschienen des Bölkauer Kraftwerks zugeleitet und mit der in diesem Werk erzeugten elektrischen Arbeit nach Danzig überführt.

Beide Werke arbeiteten mit dem Danziger Dampfelektrizitätswerk zusammen; sie liefern den bei weitem größten Teil des Elektrizitätsbedarfs in Danzig und Umgegend und sind in ihren Maschinenleistungen so bemessen, daß sie die im Elektrizitätsverbrauch täglich sich wiederholenden Belastungsspitzen zu decken in der Lage sind, so daß von dem Dampfelektrizitätswerk im wesentlichen die Grundbelastung zu decken ist. Durch diese Art der Betriebsführung werden nach den Erfahrungen, die auch an anderen Orten gemacht sind, im Dampfbetrieb des Elektrizitätswerkes außerordentliche wirtschaftliche Vorteile erzielt.

Mit dem Ausbau der Wasserkräfte ist die Elektrizitätsversorgung der Stadt Danzig auf eine ganz neue Grundlage gestellt, die sich schon heute in bezug auf die Ertragsfähigkeit des Betriebes günstig auswirkt.

Die Gräben im Werder.

Von Fritz Braun.

Wen ein Gott küßt, dessen Augen strahlen! Saht ihr das nie an einem schlichten Mägdelein, dessen Stirn Eros, der Allbezwinger, berührt hatte? Unserm lieben Werder geht es nicht anders, wenn die sommerheißen Küsse des Sonnengottes seine feuchtgrünen Triften suchen.

Was ist an der weiten, baumlosen Niederung hier wohl viel zu sehen? Grünes Gras und schmale blanke Gräben, immer das Gleiche, soweit das Auge reicht. Als wir im letzten Spätherbst hier wanderten, schritten wir schneller und immer schneller aus, um nur recht bald eine freundliche Stätte zu erreichen. Schmutziggraugrün dämmerte da die Ebene, und die Wassergräben waren so trüb wie die beschlagenen Scheiben eines Stübchens der Mietskaserne, das auf lichtlose Höfe hinausschaut. Ist das heute wirklich ganz die gleiche Gegend? — Warmer Bronzeschimmer läßt die Ferne erglühen, und die schnurgeraden Gräben

leuchten wie frisch geputzter Stahl. Hier und da und dort wuchert Hedrich auf den Triften und taucht weite Flächen in gleißenden Goldglanz. Dazu schmettern die Lerchen, und die Luft ist voll von dem süßen, schweren Duft des Rübsens, den ein lindes Wehen — wer weiß, von wo? — zu uns herüberträgt.

Ein ander Mal biegen wir von der Heerstraße in den Triftweg ein, der das Bruchland durchquert. Es liegt ein gut Stück tiefer als der Meeresspiegel, und der Bauer ward dessen müde, daß es sich in nassen Sommern regelmäßig in einen Sumpf verwandelte. Da zog er dann einen tüchtigen Graben, wohl acht Meter breit, um sein Wiesenland zu entwässern. Doch in diesem Jahr vermochte auch dieser breite Graben der Regenfluten nicht Herr zu werden. Immer wieder dringen von seiner Wasserbahn weite Buchten in die Wiese hinein, nur hier und da überragt von einem wehenden Rohrfähnchen.

Da hat unser Freund allen Grund, zu schelten. Aber seht nur das hübsche Bild! Die lichtgrüne Wiese und die blanke, stahlhart glänzende Wasserbahn. Bis an den Bauch sind die schwarzweißen Kühe in die breite Bucht hineingeschritten, sodaß selbst Freund Adebar, der hochgestelzte, ihnen nicht folgen mochte, sondern auf trockenerem Grund nach feisten Fröschen Ausschau hält. Sogar die Stare haben mit dieser amphibischen Welt nicht viel im Sinn. Als ein kleiner Schwarm daherwogt, flattern sie unschlüssig hin und her. Nur drei besonders fürwitzige lassen sich auf dem schneeweißen Rücken eines Rindes nieder, aber auch die folgen bald ihren Genossen und verschwinden hinten im Röhricht. Wir aber rasten noch immer und freuen uns der klaren Farben dieser Landschaft, der grünen Gräser, der blanken Flut, der lichtgelben Schwertlilien und der blitzsauberen Kühe, die sich im Wasser spiegeln.

Hinter dem Gehöft unseres Freundes, dort, wo der Acker höher liegt, sehen auch die Gräben ganz anders aus. Da verstecken sie sich bescheidentlich unter den feuchtfrischen, in strotzender Saftfülle auseinanderquellenden Strauchbesen der Kopfweiden.

Es ist wirklich schon höchste Zeit, daß diese Gräben gekrautet werden, und die Instleute sind seit Tagesgrauen dort bei der Arbeit. Wie froh die sind, wenn sie erst des Schilfes und der Schwertlilien, der Wickenpolster und des Weiderichs Herr wurden und die schwarze Grabenerde längs der sauberen Wasserbahn stattliche Wälle bildet! Nur wir wissen den rüstigen Armen wenig Dank, denn die Bilder, die sie zerstörten, waren doch gar zu hübsch. Kommt nur mit mir bis dahin, wo die Weiden am dunkelsten schatten! Ich bin wirklich stolz darauf, daß ich dort

Windschöpfwerk aus der Ordenszeit im Danziger Werder

Nach einer Originalzeichnung von Ragmund Reimesch

ein Stückchen der alten Grabenpracht vor dem Spaten gerettet habe. Gestern Mittag entdeckte ich jenes Paradies, als ich von dem Dorf her längs des Feldrains daherschlenderte. Wie lauschig es dort ist! Von Wasser nichts mehr zu sehen; nur ein Gewucher von Schilf und Rohr, Schwertlilien und Weiderich. Und darüber Sonnenglast, so voll und warm, daß man sogleich spürt, hier ist der liebe Sonnenschein schon viele, viele Stunden behaust gewesen. Wie ich so dastand, selber dämmerstill in Sommer- und Sonnenglück, da tönte plötzlich ein scharfer Laut, und aus dem Astloch des Weidenknorrens lugte ein Vogelkopf mit kohlschwarzem Scheitel. Grüß dich Gott, du Kohlmeiserich, und hab nur keine Angst vor mir! Mein Sinn steht nicht nach deiner jungen Brut. Ob das Meislein mich versteht? Leise heben und senken sich seine Scheitelfedern, daß dunklere Wellen über den glänzenden Scheitel laufen, und der Blick der schwarzen Äuglein läßt nicht von mir. Dann aber scheint sich der Vogel beruhigt zu haben; er geht und kommt, kommt und geht, zuerst allein, dann mit seinem Weibchen, das vom langen Brüten noch ganz zerstrobelt ausschaut. Und ich sehe ihnen zu, als wäre das, was dort geschieht, eine rechte Haupt- und Staatsaktion. Aber ist's etwa nicht an dem? Werden es die Vögel nicht noch genau ebenso treiben, wenn mancher Gernegroß schon längst vergessen ist, dessen Stimme heut' durch die staubflirrende Luft der Parlamentssäle tönt? Nach einiger Zeit sehe ich garnichts mehr. Ich glaube wirklich, ich bin dort am stillen Werdergraben eingeschlafen. Geträumt habe ich sicherlich. Freundliche, sommerfrohe Träume von Jugend- und Wanderlust; und wer mag wohl die holde Frau gewesen sein, die mir dabei so gütevoll in die Augen sah? Ob das wohl die Fee meiner Kindheit war? —

Und doch wissen uns die Gräben des Werders noch Köstlicheres zu künden als das, was sie uns am sommermüden Sonntag zuraunen. Höre ich nur das Wort „Sommernachtstraum", dem der große Brite ewiges Leben lieh, so wird mir gar eigen und warm ums Herz, und in tiefster Seele läutet die Sehnsucht wie mit Silberglöckchen. Aber wißt ihr auch, daß jedes Land, jeder Gau in der Sommernacht ganz anders träumt? Unvergessen sind mir jene Nächte, als auf Bithyniens Bergheiden der große, goldene Mond über den Höhen stand, die Kalkschroffen silbern gleißten, im Geklüft ein Käuzchen rief und aus dem Lorbeerdickicht breit grinsende Faune lugten. Unvergessen bleibt mir auch jene Sommernacht, da auf Cadmens grasiger Flur die helle Juninacht träumte, uralte Baumkronen sich an dem lichten Nachthimmel zeichneten und weich und warm die flötende Strophe des Ortolans in das

Ohr des nächtlichen Wanderers fiel. Unser Werder träumt einen ganz anderen, einen gar eigenen Sommernachtstraum.

Wollt ihr dessen recht inne werden, so kommt mit mir an den von Röhricht umbuschten Weiher, durch den die blitzblanke Vorflut führt, wenn der laute Tag mählich, fast unmerklich verklungen ist, wenn der Landmann, müd von der Heumahd, auf sein hartes Lager sank und Fledermäuse statt des Seglers um des Dorfes stumpfen Kirchturm geistern!

Der Widerschein des lichten Nordhimmels liegt die ganze, kurze Juninacht hindurch auf der schilfumhegten Blänke und läßt die großen, schneeichten Blüten der Wasserrose silbrig glühn. Alles scheint zu schlummern, und alles ist doch voll von leisem, unaufdringlichem, freundlichem Leben. Seht ihr die aufleuchtenden Furchen, die den klaren Spiegel teilen? Das sind die Kielwässer der jungen Bläßhühner, die wie winzige Schifflein über den Weiher ziehn. Dort aber, wo es im Röhricht kracht und bricht und knistert, da hausen die Wildenten. Hörst du, wie schreckhaft die Alte warnt! Ob wohl eine Ratte ihre Brut beschlich? Nun ist's wieder still, ganz, ganz still. Nur eine große Fledermaus gaukelt lautlos über der Blänke. Scharf zeichnen sich die zackigen Umrisse ihrer breiten Flügel an den leuchtenden Nachthimmel, und wenn du ganz genau hinhörst, vernimmst du dann und wann einen kurzen, knappenden Ton. Das sind die Kiefer der nächtlichen Räuberin, hinter denen immer wieder ein Käfer, ein Nachtschmetterling verschwinden mag. Wenn es aber wieder still ist, dringen stammelnde Laute an dein Ohr. Das ist der heisere, klanglose Singsang des Rohrammers. Tönt er nicht wie Laute einer Sehnsucht, für die der schlichte Sänger keinen Ausdruck findet? Und all diese Töne und Bilder fügen sich zu einem großen Einklang, der dem empfänglichen Menschenkinde gar wenig gibt und der doch soviel ahnen und fühlen läßt. Alle Unrast und alles Begehren gehen dann in seiner Brust zur Rüste, und durch die Seele zittert ein Wort, das eins der heiligsten ist in dem Sprachschatz der unstät schweifenden Menschen, das Wort: Heimat!

Flurnamen als Danziger Geschichtsquelle.

Von Senator Dr. H. Strunk.

Die Flurnamen haben eine große Bedeutung für die Sprachkunde, die Volkskunde und die Heimatkunde. Oft geben sie auch wichtige Aufschlüsse über die Siedlungs-, Wirtschafts- und Rechtsgeschichte, ja auch über die politische Geschichte.

Da, wo einem Dorfe eine Chronik fehlt, kann die Kenntnis der heimischen Flurnamen die Lücke ausfüllen, denn die Flurnamen sind ungeschriebene Quellen der Heimatgeschichte. Was knüpft sich z. B. für eine kulturgeschichtliche Erinnerung an einen Hügel, der den Namen Galgenberg trägt? Nun, dieser Name deutet darauf hin, daß an dieser Stelle, wo jetzt von den Großstädtern Schrebergärten angelegt sind, einst eine Richtstätte war, an der Verbrecher aus der Stadt ihre Untat mit dem Tode büßen mußten. In ähnlicher Weise erinnert der Danziger Straßenname Alter Büttelhof und Büttelgasse daran, daß dort einst die Scharfrichterei war. Ja, manche Bezeichnungen reichen sogar in die graue Vorzeit zurück; so deutet ein Flurname opp'n Hünenkeller an, daß dort eine vorgeschichtliche Grabstätte gewesen ist. Jakob Grimm hat einmal mit Recht gesagt: „Wenn die uralte Zeit noch irgendwie in der neuen haftet, so ist dies in den Benennungen der Dorfflur, weil der einfache Landmann kein Bedürfnis fühlt, diese zu verändern." Es waren nicht rein zufällige Merkmale, die unsere Vorfahren zu den Benennungen veranlaßten, wie der hessische Flurnamenforscher Schoof erwiesen hat; nein, für sie war die Verwertung des Bodens als Acker-, Trift-, Wiesen-, Heide-, Waldboden und die Art seiner rechtlichen Ausnutzung allein maßgebend. Die Flurnamen sind als Schöpfungen des Landvolkes ganz selten Gebilde einer völlig frei schaltenden Erfindung, sie nehmen mehr oder weniger Bezug auf Gegebenheiten der Gemarkung. Das Heranziehen von germanischer, preußischer oder gar nordischer Sage und Mythologie zur Deutung von Flurnamen muß nach dem heutigen Stand der Flurnamenforschung als ein methodischer Mißgriff angesehen werden. Vielmehr ist nach Schoof die mit dem Namen verbundene Sage meist ein poetischer Versuch des Volkes, den abgestorbenen oder unverstandenen Namen sinnvoll wieder zu beleben; doch ist dabei die Sage selten allein aus dem Namen herauserdacht, sondern es sind auch geschichtliche Erinnerungen, die um die Örtlichkeit schweben, als Einschlag mitverwendet. Es ist klar, daß wir dann aus den Flurnamen,

und zwar besonders aus den älteren und ältesten in Urkunden überlieferten Formen, viel für die Kulturgeschichte lernen können.

Daß man aus den Straßennamen etwas über die Vergangenheit unserer alten Stadt Danzig lernen kann, das hat wohl schon jedes Danziger Kind erfahren. Es weiß, daß unsere Vorfahren der Kleinen Hosennähergasse oder der Wollwebergasse diesen Namen darum gegeben haben, weil in ihnen einstens die Hosennäher oder die Wollweber gewohnt und ihr Handwerk nach den Zunftregeln ausgeübt haben.

Aus den Flurnamen Hinweise auf die Geschichte unserer Heimat herauszulesen, ist schon schwieriger, da manche Namen vom Volke schlagwortartig verwandt werden. Man muß sich davor hüten, bei jedem „Schweden"wall anzunehmen, daß er in den Schwedenkriegen angelegt und gegen die Schweden oder durch die Schweden benutzt worden wäre. Vielmehr ist der Name der Schweden oft in Analogiebildung nach einem oder mehreren Wällen, die geschichtlich als mit den Schweden zusammenhängend nachweisbar sind, auf ähnlich aussehende Wälle angewandt worden; daher kommt es, daß er manchmal auf vorgeschichtliche Wälle, manchmal sogar auf einfache Felddeiche, die überhaupt nichts mit dem Befestigungswesen zu tun haben, übertragen worden ist. Dies gilt auch für die Verwendung der Namen der Dänen und der Römer als Bestimmungswort in Flurnamen, so daß sie nicht ohne weiteres als Zeitbestimmung verwertet werden dürfen. „Ähnlich verhält es sich mit der Verwendung der Bestimmungswörter „Heiden", „Juden" und „Hünen"; sie deuten zwar meist auf vorgeschichtliche oder frühgeschichtliche Anlagen, und zwar auf Siedlungen, Befestigungen oder Begräbnisstätten, aber mehrfach ist durch die neuzeitliche Spatenforschung nachgewiesen, daß solche Anlagen jünger sind als ihr Name glauben läßt. Der Historiker und Prähistoriker wird trotzdem bei folgenden Flurnamen aufhorchen und seine Forschertätigkeit einsetzen: Schwedenbrunnen, Schwedebroek, Schwedendamm, Streitort, Pestacker, Kellerberg, Rittersee, Russengrab, Kosackenberg, Kosackentrift, Franzosenpflaster, Russenweg, Russenhevel, Napoleonsberg, Husarenbäsch, Kanonenberg, Zigeunerbruch, Schloattbarg, Schanze, Pilberg, Hünenbrink, Judenschonung, Malstein, Hünenstein, Riesenstein, Taufstein, Backofen, Totenberg, Galgengrund, Hunbrauk, Hünenberg, Urnebarch, Boarjesteenkul (Bernsteinkaule) in Rosenberg (Kr. Danziger Höhe), Heidenberg, Silberberg (b. Lenzen).

So hat von jeher die Ortsgeschichte reiche Anregungen aus den Flurnamen geschöpft; dies kann ich beispielsweise an ein paar Namen

der Landgemeinde Praust im Kreise Danziger Höhe erweisen. Der Name „Prauster" oder „alte Burg", der leider in Praust nur noch im Munde der älteren Leute lebt, also allmählich ausstirbt, ruft die Erinnerung daran wach, daß in Praust einst eine schloß- oder burgartige Anlage der Ordensritter gestanden hat. Der Name ist urkundenmäßig als „Prauster Burg" erwähnt auf einem in der Kirche hinter dem Altar angebrachten Epitaph aus Silberblech aus dem Jahre 1757 und zuletzt in der Radauneordnung von 1828. Von Ortskundigen wird der Name für die Burg auf die Würfelstr. Nr. 1—10 in Praust lokalisiert, wo nach der Ortschronik große Kellergewölbe und Reste alter Felsenfundamente sein sollen. In gleicher Weise erinnern die Burgstraße und die Rittergasse in der Stadt an die alte Ordensburg und ihre Ritter und die Straßennamen der „Dämme" daran, daß einst durch das sumpfige Gelände Dämme geschüttet wurden, damit die Marienkirche von der Burg aus erreicht werden konnte. Auf die Diener der Prauster Burgbesatzung bezieht sich wahrscheinlich der Flurname, der eine kleine spitzwinkelige Wiese „Dienerkeil" benennt, wie sich in der Stadt Danzig die Dienergasse auf die beamteten Stadtdiener des Rats bezieht. Unter den „13 Prauster Huben", die keinen Grundzins zahlten, gab es 4 Freihufen, die zur „Prauster Burg" gehörten.

Ein anderes Bild: Von dem Wüten der Cholera in Praust im Jahre 1831 berichtet der Name Cholerakirchhof; dieser Kirchhof ist auf einem Hügel in der Kirchenwiese gelegen und soll 80 Opfer der Cholera aus Praust und Woyanow aufgenommen haben.

In das frühere Mittelalter führt uns wiederum der Flurname Sandhuben für eine große rechteckige Ackerflur im Süden von Praust; er erinnert uns daran, daß es neben echten deutschen Hufen oft nach Umfang und Güte geringere Hufen, sogenannte Haken- und Sandhufen gab. Dies sind Agrarformen, in die die vorgefundene oder angesiedelte slawische Bevölkerung gebracht, bzw. in denen sie gelassen wurden. Dies schließt nicht aus, daß manchmal auch slawische Bevölkerung in rein deutscher Hufenart eingesetzt wurde. Diese unterschiedliche agrarrechtliche Form ist nicht nur in der Ostmark zu finden, sondern auch im sonstigen Niederdeutschland; so werden z. B. im Winser Schatzregister von 1450/51, das sich im Lüneburger Stadtarchiv befindet, die sächsischen Höfe von den wendischen als Pflüge und Haken unterschieden, wobei die Hakenhöfe nur halb so groß sind wie die Pflughöfe. Aber nicht nur in Praust, sondern auch in vielen anderen Gemarkungen unserer Danziger Heimat gibt es Flurnamen mit dem Grundworte Hufen, alle dar-

auf hinweisend, daß die Hufenverfassung des deutschen Ritterordens hier Geltung hatte.

Aus anderen Flurnamen wieder kann man schließen, welche Abgaben und Zehnten von den Grundstücken an den Ritterorden, an Kirchen und Klöster, an den Rat und an Schulzen und sonstige gegeben werden mußten; es gibt Flurnamen dieser Art auch im Danziger Gebiet in großer Menge: Die halbe Hufe, Kirchenhufen, Junkerhof, Junkeracker, Ratsherrenland, Herrenland, Schuttenkampen, Freiheit, Freienhuben, Freischulzerei, freies Bürgergut, Bürgerwiesen, Hofäcker, Bauernwald, Herrenwiese, Kammerfeld, Zehntacker, Lehnacker, Fronacker, Amtswinkel, Mönchenmorgen, Schulmeisterwies, Klosterwiesen, Pfaffenwall, Priestersee, Kandidatenland, Organisten-, Kantor- und Schulland, Fleischerwiesen.

Es gibt also auch außerhalb der geschlossenen Siedlungen, eben draußen auf dem platten Lande, wo die Ackerflur sich dehnt, die Wälder sich hinziehen und wo die Weiden grünen, Namen, aus denen wir für die Geschichte unserer Heimat manches lernen können. Wer liebevoll diesen Flurnamen nachspürt, der lernt es, aus diesen alten Volkstumsdenkmälern Schlüsse zu ziehen auf die Sprache, die Denkart, die Betriebsweise und die Einrichtungen der deutschen Siedler, die vor vielen Jahrhunderten auf diesem Boden schafften und die jetzige Kulturlandschaft mit ihren Deichen, Kanälen und Schöpfwerken durch ihre Arbeit erzeugt haben. Diejenigen Flurnamen, die auf die Pflanzenwelt Bezug nehmen, sind besonders für die pflanzengeographische Forschung — ich erinnere an die Studien des Hallischen Professors Schlüter über die frühgeschichtliche Urlandschaft — und dann heimatgeschichtlich von Bedeutung; so halten die Flurnamen wie Wald, Rode, Hasselwald, Schweinewald, Hegewald, Reude Breuk, die man in Ost- und Westpreußen sehr häufig auch dort findet, wo jetzt kein Wald mehr steht, die Erinnerung an einstige Wälder oder ihre Niederlegung wach, und die „Weinberge" bei Danzig und Elbing waren tatsächlich das, was der Name sagt — eine seltene Gelegenheit zu kulturgeschichtlichem Rückblick. Aus den Wald- und Sumpfnamen vermögen wir nach Schlüters und seiner Schüler Forschungen einen Einblick in die Art und die Wege der ostdeutschen Kolonisation zu gewinnen, die weniger mit Feuer und Schwert als mit der Axt arbeitete, denn sie war keine Ausrottung oder Verdrängung der slawischen Bevölkerung, sondern sie ließ, oft durch slawische Fürsten selbst veranlaßt, die Vorbewohner in ihren Sitzen, während sich die volle Kraft der deutschen Einwanderer der Gewinnung

des unbesiedelten Bodens zuwandte. Daher stammt die eigentümliche Verzahnung der deutschen und slawischen Volksgebiete, wobei die Deutschen überall da, wo es Sümpfe zu trocknen und Wälder zu roden gab, weit nach Osten vordrangen, indem auf früheren freien Flächen schon entstandene Siedlungen zurückgeblieben sind. So erfährt die Urlandschaftsforschung, die für die Länderkunde und die Siedlungskunde von großem Wert ist, durch die Erforschung der Flurnamen eine bedeutsame Unterstützung. Von den Flurnamen, in denen die heimische Tierwelt erscheint, sind für Forschung und Lehre besonders die wichtig, die auf ausgestorbene oder jetzt seltene Tierarten hinweisen, wie z. B. die zahlreichen Bärenbrüche, Wolfswinkel, Wolfskulen, Ilsenhaken (Iltis), Reiherberg, der „Elchteich" bei Kilgis, der Ortsname Bredinken (Kr. Rössel), Broiden (vom altpreußischen braydis „Elch").

So sind die Flurnamen wie vergilbte Urkunden, die uns aus alten Zeiten erzählen. Sie gehören zu dem Ehrwürdigsten, was uns von unseren Vorfahren überkommen ist; offenbaren sie uns doch, mit was für Augen die Menschengeschlechter, die vor uns über unseren Heimatboden geschritten sind, diesen angesehen haben, was sie auf ihm geschaffen und erlebt haben. Mit den Benennungen haben sie den Fluren einen Teil ihrer eigenen seelischen Eigenart eingehaucht.

Ein weiteres Beispiel dafür bietet das Danziger Werder. Bei jedem Orte Reichenberg, Gottswalde, Weßlinken und Herzberg gibt es eine Flur Rosenau, die auch von der Generalstabskarte angegeben wird. Dieser Name ist der Nachklang vom Schicksale eines Dorfes, das einst dort gelegen hat, aber infolge eines Weichseldurchbruchs untergegangen ist. Zählt man die Zahl der Hufen der Rosenau-Fluren in den benachbarten vier Dörfern zusammen, so ergibt sich gerade die Größe eines Dorfes.

Auf den Karten findet man an der Weichsel entlang öfters die Bezeichnung Außendeich, leicht zu deuten für das Land, das außerhalb der Weichseldeiche liegt und meist als Viehweide genutzt wird. Was sollen wir aber sagen, wenn der Name Außendeich mitten im Werder vorkommt, wie bei Langfelde, Gottswalde und Groß-Zünder? Auch diese Fluren waren einstmals Außendeichland, damals, als noch ein alter, schon vor der Zeit des Ritterordens gebauter Deich die in breitem Bett dahinflutenden Weichselarme eindämmte. An einzelnen Stellen ist noch nach vielen Jahrhunderten der alte Deich erkennbar, und in der Flur „Alter Damm" bei Gemlitz ist die Erinnerung an ihn in einem Flurnamen deutlich erhalten.

Als noch der Flurzwang die Bewirtschaftung der Fluren zu gleicher Zeit und nach festen Regeln bedingte, war vielfach über die ganze Breite von Äckern, die nicht auf Wege stießen, ein Endacker oder Wendeacker gelegt, sobald daran die Äcker einer quer vorliegenden, sonst nicht erreichbaren Flur stießen. Die Besitzer dieser Äcker hatten in diesen Fällen das Wenderecht, d. h. sie durften auf dem fremden Acker mit Gespann und Pflug frei wenden, damit ihre eigenen Anteile gepflügt, bestellt und abgeerntet werden konnten. Das Wenderecht ist nun fast überall verschwunden, meistens auch die Erinnerung daran; aber der Begriff ist an den Ackerstücken als Flurname haften geblieben und erzählt uns noch heute von der Wirtschaftsweise und dem Bodenrecht unserer Ahnen.

Schließlich sind die Flurnamen auch für die Sprachgeschichte sehr wichtig. Sie sind altes Sprachgut, zum Teil sogar aus Zeiten, von denen kaum eine geschichtliche Urkunde vorliegt. Es liegen in ihnen manchmal Wortstämme vor, die sich sonst weder in der lebenden Sprache noch im alten Schrifttum erhielten; sie können darum wichtige Aufschlüsse für die Sprachgeschichte und die vergleichende Sprachwissenschaft geben, wenn sie nicht infolge des Umstandes, daß sie unverständlich geworden sind, allmählich so umgeformt worden sind, daß sie nicht mehr gedeutet werden können. Vielleicht enthält ein Teil der unerklärbaren Namen, insbesondere der Fluß- und Bachnamen, noch Reste aus der Sprache der Urbevölkerung. Auch der geringe kassubisch-polnische Einschlag, der für die kerndeutsche Stadt Danzig charakteristisch ist, kommt darin zum Ausdruck, daß neben 1050 deutschen Flurnamen 10 slawische Flurnamen vorkommen, deren Zahl verhältnismäßig noch geringer als die kassubisch-polnischen Volksbestandteile unter dem Danziger Deutschtum ist. Im ganzen Freistaate betragen die kassubisch-polnischen Flurnamen nur 2,3%, nämlich 250 neben 9100 deutschen Flurnamen.

Der Heimatschutz in seiner neuzeitlichen Form erstrebt nicht nur den Schutz des deutschen Heimatbildes in seiner Gesamtheit und in allen wertvollen Einzelheiten, sondern auch den Schutz der deutschen Menschen und ihrer Eigenart in Leib und Geist. Gerade in der gefährdeten Ostmark muß sich der Heimatschutz stärker als anderswo des deutschen Volkstums annehmen, da der deutsche Mensch letzten Endes wertvoller ist als alles andere, zu dessen Schutz sich die Heimatbewegung berufen fühlt. Zu den Gütern des deutschen Volksgeistes, deren Eigenart und Schönheit zu erhalten und zu pflegen ist, gehören auch unsere Flur-

namen. So gewinnt die kleine und vielen nebensächlich erscheinende Arbeit der Flurnamensammlung und -forschung eine Rechtfertigung durch den großen Zusammenhang, dem sie angehört, und Sammler und Forscher dürfen ihre Mühen nicht als Kärrnerarbeit ansehen; nein, auch auf sie fällt der Glanz, der jedes Schaffen für Volk und Vaterland adelt.

Nur was man kennt, kann man lieben, und so kommen wir durch die Kunde von den Flurnamen zur Heimatliebe, dieser festen Grundlage aller Volks- und Vaterlandsliebe, Volkstum und Heimat: Sie gehören zusammen; denn ein Volk kann nicht losgelöst von seiner Scholle, von seinem Heimatboden gedacht werden, von seinem Mutterland, das die Volksart mitbestimmt. Die Liebe zum Volke und die Liebe zur Heimat sind uns angeboren, sind ein glückliches Erbteil wie die Muttersprache; sie sind kein Verdienst des Einzelnen. Aber auch hier gilt: „Erwirb es, um es zu besitzen".

Der Hochmeister von Lichtenau.

Von Georg von Kries.

Im Werderdorf zu Lichtenau
Da sind voll Gold die Tonnen!
Da speist man Braten nur und Fisch,
Und sitzt man festlich gar zu Tisch,
Fließt Wein wie aus dem Bronnen.

Der Meister hat es auch gehört,
Winrich, mit Ruhm zu melden,
Drum bei des Dorfes reichstem Mann
Sagt er sich einst zur Mahlzeit an
Mit manchem fremden Helden.

Da gabs ein gar fürtrefflich Mahl
Und köstliches Getränke.
Manch feistes Reh, manch fetten Aal!
Und um der werten Gäste Zahl
Ging ohne Ruh der Schenke.

Doch ach, der Sitz war gar zu hart,
Weil sie auf Brettern saßen.
Auf Tonnen ruhte jedes Brett,
Und jeder gern ein Polster hätt,
Da sie so herrlich aßen!

„Zu solchem Mahl, du reicher Mann,
Mußt du auch Polster geben!"
Da lacht der Bauer gar verschmitzt:
„Auf Polstern, wie Ihr heute sitzt,
Saßt Ihr noch nie im Leben!"

Rasch nahm er nun die Bretter ab.
Und rasch der Tonnen Deckel,
Und jede Tonne war voll Gold:
„Wenn Ihr noch bessre Polster wollt,
Dazu langt nicht mein Säckel!"

Da wurden alle Augen groß,
Begehrlich schauten viele:
„Wie kommt der Bau'r zu so viel Geld,
Bald wär es anders drum bestellt,
Gings, wie es mir gefiele!"

Der Meister sah sie lächelnd an:
„Hört nun, was mir zu willen!
Die eine Tonne war nicht voll,
Drum unser Bruder Treßler soll
Sie bis zum Rande füllen.

Merkts Euch, Ihr Herrn, der Bauernstand
Muß plagen sich und schinden!
Drum gönn ich ihm auch seinen Lohn,
Dem Staat gehts wohl, bei dem wir schon
Reich seine Bauern finden!"

Die naturwissenschaftlichen Sammlungen der Freien Stadt Danzig.

Von Museumsdirektor Dr. W. La Baume.

Als im Jahre 1880 das westpreußische Provinzial-Museum gegründet worden war, sah sich der zum Direktor berufene Botaniker Dr. Hugo Conwentz vor die Aufgabe gestellt, aus dem vorhandenen, größtenteils von der Naturforschenden Gesellschaft in Danzig zur Verfügung gestellten Grundstock der Sammlungen ein einheitliches Ganzes zu machen und dem von ihm geleiteten Museum Richtung und Ziel zu weisen. Daß die Hauptarbeit, die zu leisten war, auf dem Gebiete der heimatkundlichen Forschung liegen müsse, daß in der Provinzialhauptstadt Danzig die heimatliche, westpreußische Naturkunde, Vorgeschichte und Volkskunde durch möglichst vollständige Sammlungen vertreten sein müsse, das mit scharfem Blick erkannt und für diese Ziele dreißig Jahre lang erfolgreich gearbeitet zu haben, wird das unvergängliche Verdienst von Conwentz bleiben.

Das „Museum für Naturkunde und Vorgeschichte" in Danzig — so heißt das ehemalige „Westpreußische Provinzial-Museum" jetzt seit der Auflösung der Provinz Westpreußen — stellt heute, das darf man ohne Selbstüberhebung sagen, eine der vollständigsten Provinzial- und Landessammlungen vor, die wir überhaupt auf deutschem Boden besitzen. Nicht nur die Naturforschende Gesellschaft in Danzig, sondern auch zahlreiche weitblickende und selbstlose Männer Westpreußens haben die in ihrem Besitz befindlichen Privatsammlungen verschiedenster Art dem Museum geschenkt oder testamentarisch vermacht; viele Mitarbeiter in Stadt und Land stellten sich in den Dienst des Museums und sammelten unermüdlich innerhalb des Bereiches ihrer engeren Wirksamkeit für die Zentrale in Danzig; und nicht zuletzt war es Conwentz, der, von Natur mit Organisationsgabe ausgestattet, alle diese Kräfte anzuregen und anzustellen verstand, während er selber unermüdlich die Provinz bereiste und mit eisernem Fleiß und zäher Energie das ihm vorschwebende Ziel: ein westpreußisches Heimatmuseum zu schaffen, verfolgte.

Im einzelnen diese Entwickelung des Danziger Museums für Naturkunde und Vorgeschichte zu verfolgen, ist heute nicht unsere Aufgabe; vielmehr soll hier versucht werden, dem Leser eine Vorstellung von dem wesentlichsten Inhalt und der Bedeutung der naturwissenschaftlichen Sammlungen des genannten Museums zu verschaffen.

Betrachten wir zunächst einmal die Geologische Sammlung. Nicht

nur im Gebirge, sondern auch im Flachlande kann man geologisch sammeln und beobachten, und wer einmal einen Blick getan hat in die geologisch-paläontologische Sammlung des Danziger Museums, der wird erstaunt sein über das, was das westpreußische Flachland in dieser Hinsicht zu bieten vermag. Zwar gibt es nirgends in Westpreußen anstehendes Felsgestein — selbst die überall den Untergrund bildende Kreideformation kommt nur in Schollen an der Oberfläche vor —, aber was uns die Natur in dieser Hinsicht versagt hat, dafür haben uns die großen Gletscher der Eiszeit einen Ersatz geschaffen: nicht allein in Form von „Gebirgen" aus Kies, Sand und Lehm, die mit ihren Wäldern und eingelagerten Seen die Schönheit und Anmut der keineswegs „flachen" Landschaft bedingen, sondern auch in Gestalt von ungezählten Blöcken und „Geschieben" aus Eruptiv- und Sedimentgesteinen, die aus nördlichen und nordöstlichen Gegenden in das Gebiet der unteren Weichsel verschleppt wurden und von denen die dem Kambrium, Silur, Devon und Jura, der Kreide und dem Tertiär angehörenden Gesteine in großer Zahl Versteinerungen führen. Die etwa 15 000 Stück umfassende Geschiebe-Sammlung des Danziger Museums (alles aus Westpreußen!) legt beredtes Zeugnis davon ab, daß man hier das Studium der eiszeitlichen Geschiebe von je her eifrig betrieben hat. Manches Stück ist in der Sammlung enthalten, das zuerst als westpreußisches Geschiebe und nicht aus dem anstehenden Gestein des Heimatvorkommens beschrieben worden ist. Schwedisches Kambrium, gotländisches und estländisches Silur, Devonsandstein aus Kurland, Jura (Dogger) aus Litauen, Cenoman und Senon aus dem Untergrunde der Ostsee sind ganz besonders reich in dieser Sammlung westpreußischer Diluvialgeschiebe vertreten.

Wie die eiszeitlichen Ablagerungen, so haben auch die zwischeneiszeitlichen Schichten Westpreußens eine Fülle von sehr beachtenswerten Funden geliefert, die größtenteils im Danziger Museum aufbewahrt werden. Es sind vor allem Reste (Muscheln, Schnecken, Säugetierknochen) einer diluvialen Meeresfauna (und zwar einer arktischen und einer Nordsee-Phase) und einer Süßwasserfauna, dazu zahlreiche Überreste interglazialer Landsäugetiere, unter denen als große Seltenheit zwei vorzüglich erhaltene Schädelstücke der diluvialen Saiga-Antilope zu nennen sind. Ferner sind auch in alluvialen, also geologisch jüngsten Schichten, vor allem den in Westpreußen noch weit verbreiteten Mooren vielfach Funde gemacht worden, die über die Entstehung dieser Schichten und die Entwicklung der Flora und Fauna in der Nacheiszeit wichtige

Aufschlüsse geben. Von den Pflanzenarten, die ehemals in Norddeutschland heimisch waren — Zwergbirke, Silberwurz, Wassernuß u. a. — hat Conwentz, der sich besonders mit Paläobotanik beschäftigte, umfangreiches Material gesammelt, das jetzt im Danziger Museum aufbewahrt wird. Unter den alluvialen Säugetierresten des Museums sind solche von mehreren in Deutschland ausgestorbenen Arten — Ur, Wisent, Wolf, Luchs, Bär, Biber, darunter nicht weniger als zehn Schädel vom Ur und vier vom Wisent — vorhanden, außerdem riesige Elchschaufeln, Ren-Geweihe, starke Hirschgeweihe und Rehgehörne, der Mehrzahl nach aus westpreußischen Mooren, zum Teil auch aus dem unter dem Torf liegenden altalluvialen Wiesenmergel.

Daß das naturwissenschaftliche Museum einer Stadt, in der von jeher der Bernsteinhandel eine wichtige Rolle gespielt hat, auch eine Bernsteinsammlung besitzt, ist fast selbstverständlich. Es dürfte aber nicht allgemein bekannt sein, daß diese Sammlung neben derjenigen des Königsberger Geologischen Institutes die zweitgrößte ist, die überhaupt besteht. Ihre Größe verdankt sie vor allem dem Umstande, daß die beiden Danziger Bürger Anton Menge und Otto Helm ihre sehr umfangreichen Bernsteinsammlungen dem Museum in Danzig letztwillig vermachten und daß es früher die in Danzig ansässigen Besitzer von Bernsteinwarenfabriken als eine Ehrensache betrachteten, naturwissenschaftlich bemerkenswerte Stücke, die in ihren Besitz gelangten, dem Museum als Geschenk zu überweisen; die Bedeutung der Bernsteinsammlung beruht vor allem darauf, daß die gesamten pflanzlichen Einschlüsse von Conwentz wissenschaftlich bearbeitet und in einer Monographie veröffentlicht worden sind und daß auch unter den tierischen Einschlüssen, die nach Tausenden zählen, sich zahlreiche Unika und Typen befinden. Überdies enthält die Sammlung ein bedeutendes Material von Stücken, die über die Entstehung und das Vorkommen des Ostseebernsteins und bernsteinähnlicher Harze Aufschluß geben, darunter die Belegstücke zu den Veröffentlichungen der Danziger Bernsteinforscher Helm, Conwentz und Dahms.

Was die Botanische Sammlung des Danziger Museums anbetrifft, so gilt auch von dieser, daß sie in erster Linie eine westpreußische Sammlung darstellt. Fast alle größeren Herbarien, die von botanisch interessierten Privatpersonen aus Westpreußen zusammengebracht worden waren, sind im Laufe der Zeit in den Besitz des Danziger Museums gelangt und dort zu einem Provinzial-Herbarium vereinigt worden, so daß dieses nunmehr eine große Zahl von Belegexemplaren zu wich-

tigen Veröffentlichungen über die westpreußische Flora enthält. Ferner haben wiederholt Botaniker von Beruf im Auftrage des Westpreußischen Provinzial-Museums und des Westpreußischen Botanisch-Zoologischen Vereins, der stets das in seinen Besitz gelangte Sammlungsmaterial dem Museum zugeführt hat, Reisen in Westpreußen unternommen, um floristische Untersuchungen anzustellen und der Provinzialsammlung in Danzig weiteres Herbarmaterial zuzuführen. So dürfte das westpreußische Herbar des Danziger Museums zum mindesten in bezug auf die höheren Pflanzen, die in Westpreußen vorkommen, als vollständig zu bezeichnen sein. Nicht ganz vollständig, wenn auch immerhin durch bedeutende Lokalsammlungen sind die Algen, Moose und Flechten vertreten; es befinden sich darunter die wertvollen Moos-Sammlungen von Sanio, Klinggraeff und Kalmus. Den zweiten Hauptteil der Botanischen Abteilung bildet eine umfangreiche morphologisch-biologische Sammlung, die durch Conwentz besonders nach der forstbotanischen Seite hin ausgebaut wurde; außer diesen einheimischen Sammlungsstücken enthält sie ferner auch einiges Material aus der Pflanzenwelt anderer Erdgebiete und ist in dieser Beziehung vor einigen Jahren durch bemerkenswerte Stücke aus Sumatra vermehrt worden (Sammlung Kehding).

Weit schwieriger als die Pflanzenarten eines bestimmten Gebietes vollzählig zu sammeln, ist die Lösung der Aufgabe, eine zoologische Sammlung anzulegen, die den Anspruch erheben darf, sämtliche Tierarten desselben Gebietes zu umfassen. Trotzdem ist seit der Begründung des Westpreußischen Provinzialmuseums angestrebt worden, dieses Ziel für Westpreußen zu erreichen. Dank dem Umstande, daß die Stadt Danzig die von ihr erworbene vorzügliche Vogelsammlung des Predigers Böck dem Museum überwies, waren die heimischen Vögel von Anfang an gut vertreten; heute, nach weiteren 48 Jahren planmäßigen Sammelns bildet die Sammlung in Danzig eine der besten und vollständigsten dieser Art innerhalb Deutschlands, soweit es sich dabei um einheimische Arten handelt. Sehr umfangreiches Material aus Westpreußen hat ferner die Amphibien- und Reptiliensammlung aufzuweisen. Weniger gut sind die Fische und die Säugetiere vertreten. Unter den wirbellosen Tieren sind in bezug auf Vollständigkeit und Reichhaltigkeit die westpreußischen Insekten den andern Tiergruppen überlegen; insbesondere sind, wie wohl fast in allen Museen, die Schmetterlinge und Käfer reich vertreten. Bedeutende Privatsammlungen (eine prächtige Schmetterlingssammlung von Robert Grentzenberg, große

Käfersammlungen von Karl Kumm, Otto Helm u, a.) bilden auch hier den Grundstock der Provinzialsammlung.

Hiermit dürften im wesentlichen die Sammlungsbestände der naturwissenschaftlichen Abteilung des Danziger Museums gekennzeichnet sein. Ihre Bedeutung liegt, das muß nochmals betont werden, auf dem Gebiet der heimischen Naturforschung und Naturkunde, durch deren bewußte Betonung in der Hauptstadt der Provinz Westpreußen Sammlungen geschaffen worden sind, die der Fachmann, sei er nun Botaniker, Geologe oder Zoologe, in erster Linie hier erwartet. In diesem Sinne ist also das Museum für Naturkunde und Vorgeschichte in Danzig ein Heimatmuseum. Und das gilt auch noch in anderer Hinsicht. Ein an Material und Schätzen noch so reiches Museum würde seiner Aufgabe nicht gerecht werden, wenn diese lediglich der Förderung der Wissenschaft dienen würden. Ein zweites ebenso wichtiges Ziel ist jedem naturwissenschatflichen Museum gesteckt: der Allgemeinheit, der großen Zahl derer, die nicht Fachleute sind, die Ergebnisse der Wissenschaft durch entsprechende Aufstellung und Aufmachung der Sammlungen zu vermitteln, jung und alt Belehrungen durch Anschauung zu ermöglichen. Im Danziger Museum haben sich gerade dieser wichtigen Aufgabe schon seit vielen Jahren erhebliche Schwierigkeiten, die durch Platzmangel bedingt sind, in den Weg gestellt. Dennoch ist in jüngster Zeit versucht worden, im Rahmen des zur Verfügung stehenden Raumes eine Neuaufstellung der Schausammlung zu schaffen, die dem immer lauter werdenden Ruf nach stärkerer Betonung der Heimatkunde in Schule und Haus Rechnung tragen soll. In der zoologischen Sammlung mußte die Neuordnung allerdings Stückwerk bleiben, weil der Platzmangel eine Trennung der Schausammlung und Studiensammlung — die jeder Verbesserung bei der Aufstellung von Sammlungen unbedingt vorausgehen muß — gänzlich unmöglich macht. Immerhin sind auch da Verbesserungen erzielt worden. Die Botanische Sammlung konnte bisher dem Publikum überhaupt nicht gezeigt werden, weil im Hauptgebäude kein Raum für sie übrig war. Nunmehr ist jedoch im Seitenflügel dadurch ein solcher gewonnen worden, daß die dort aufbewahrten Herbarien in das Botanische Institut der Technischen Hochschule übergeführt wurden, so daß die Museumsverwaltung wenigstens eine kleine botanische Schausammlung aufstellen konnte. Die geologisch-paläontologische Schausammlung ist kürzlich vollkommen neu geordnet worden, und zwar nach den Plänen und Angaben von Professor Solger (Berlin), der die Aufstellung in ihren Grundzügen auch selbst ausführte.

Die Aufgabe, eine Einführung in die Geologie von Westpreußen zu schaffen in Form einer durch erklärenden Text, Abbildungen und Diagramme erläuterten Aufstellung von Bodenproben, Gesteinen, Fossilien usw., ist von Solger in vorbildlicher Weise gelöst worden. Ausgehend von den heute noch wirksamen geologischen Kräften und den von ihnen bewirkten Veränderungen der Erdoberfläche sowohl an der Ostseeküste wie im Innern des Landes, schreitet die Aufstellung zur Darstellung des westpreußischen Alluviums, des Diluviums, des Tertiärs und der Kreideformation fort und zeigt dann eine Übersicht der westpreußischen Diluvialgeschiebe. Die Naturgeschichte des Bernsteins ist in einer besonderen Abteilung zur Darstellung gebracht. Die ganze Aufstellung ist so gehalten, daß jeder gebildete Laie in der Lage ist, sich selbst so weit zu unterrichten, wie es zum Verständnis der heimatlichen geologischen Erscheinungen notwendig ist, daß sie aber gleichwohl dem Fachmann, der sich eine Übersicht über die Geologie von Westpreußen verschaffen will, alles Wesentliche bietet. Der wissenschaftliche und pädagogische Wert dieser Neuaufstellung von Professor Solger ist allseitig sowohl von zahlreichen deutschen Geologen, die kürzlich in Danzig weilten, wie von Lehrern der verschiedensten Schulgattungen anerkannt worden, und wenn es noch eines Beweises bedürfte, daß diese Art museumstechnischer Behandlung geologischer Sammlungsstücke in hervorragendem Maße geeignet ist, Verständnis für das Werden des heimatlichen Bodens zu wecken, so ist es die große Zahl der Besucher, die eifrig und gründlich die Schausammlung studieren.

In Ausführung des Friedensvertrages ist zwar dem Westpreußischen Provinzial-Museum in Danzig durch Auflösung der Provinz Westpreußen der größte Teil seines ehemaligen Wirkungskreises entzogen worden, und es ist nicht ausgeschlossen, daß es in Zukunft erforderlich werden könnte, beim weiteren Ausbau der Sammlungen anderen als lediglich heimatkundlichen Gesichtspunkten Rechnung zu tragen. Aber auch wenn das eintreten sollte, so wird gleichwohl im Museum für Naturkunde und Vorgeschichte in Danzig immer die Heimatkunde im Vordergrunde stehen, und das Museum wird stets in erster Linie das bleiben müssen, was es in jahrzehntelanger mühevoller und erfolgreicher Arbeit geworden ist: ein westpreußisches Heimatmuseum.

Alte Sternwarte.

Von Dr. Erwin Liek.

Das Frauentor mit der Sternwarte ist eins der schönsten Wahrzeichen unseres alten Danzigs. Die Sternwarte gehört freilich nicht zu dem Tor selbst, sondern zu dem unmittelbar am Tor gelegenen Hause der Frauengasse 26, das Eigentum der Naturforschenden Gesellschaft ist. Der mächtige, aus Ziegelstein aufgeführte Bau stammt allem Anschein nach aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Die älteste Urkunde, die sich in den Akten der Gesellschaft befindet, ist von 1730 datiert und bezieht sich auf Hausakten vom Jahre 1599. Der ursprünglich vorhandene schöne, in edlen Formen gehaltene Spitzturm wurde im Jahre 1866 abgetragen und durch eine Drehkuppel ersetzt, die das große, astronomische Fernrohr birgt.

Besitzerin des Hauses ist die Naturforschende Gesellschaft, die als zweitälteste wissenschaftliche Gesellschaft Deutschlands am 2. Januar 1743 gegründet wurde. Den Anstoß gab Daniel Gralath, ein trefflicher Mann, naturwissenschaftlich vorzüglich gebildet (gestorben 1766 als Bürgermeister). Bei der Gründung bestand die Gesellschaft aus 9 Mitgliedern, heute sind es gegen 800. Die wissenschaftlichen Sitzungen fanden zunächst in Privathäusern statt, dann am Grünen Tor. Die stattliche und wertvolle Sternwarte der Gesellschaft auf dem Bischofsberge mußte 1811 auf Befehl der Franzosen abgebrochen werden. Im Jahre 1845 kaufte die Naturforschende Gesellschaft das jetzige Haus und siedelte im nächsten Jahre mit den wertvollen Sammlungen und der Bibliothek endgültig um.

In den unteren Räumen des Hauses befinden sich die Sitzungssäle mit alten, größtenteils gestifteten Möbeln und den Bildern früherer, bedeutender Mitglieder. Im oberen Stockwerk ist eine reichhaltige Sammlung alter, naturwissenschaftlicher Instrumente untergebracht, darunter die Linsen des berühmten Hevelius, die ältesten Elektrisiermaschinen, die ersten Mikroskope. Die kostbare Bibiothek, bestehend aus 35 000 Bänden ist vor einigen Jahren nach der Technischen Hochschule verlegt worden.

Strandkiefern.

Von Werner Schulz.

Der Wind hat sie dicht aneinander gedrückt. Nun stehen sie wie Kinder am Abend, die sich vor dem Dunkel fürchten und frieren. Im Winter werden sie ganz starr im Nordsturm und die untergehende Sonne hängt kalt und blutrot in ihrem zerzausten Geäst. Seltsame Vögel hocken dann mit aufgestörten Federn zwischen den Zweigen. Sie haben lange, pfeilspitze Schnäbel und brennende Augen und man sagt, daß sie über das Meer kommen, weit aus dem Nordland, wo in den Nächten die Sonne nie stirbt.

Wenn es aber Frühling wird, treibt es in den alten knorrigen Stämmen. Dann ziehen die Fischer die Boote zum Strand herab und die Frauen spannen die Netze. Überall ist der eigentümliche Geruch von altem Tran und frischem Teer.

Den ganzen Sommer lang kommen sie nun nicht zur Ruhe. Die Fischerkinder spielen um sie herum und am Abend, wenn sich alle Konturen der Ferne verwischen, ist unter ihnen ein Geflüster von vielen dummen, seligen Worten.

Das geht so, bis das Heidekraut in violetten Blüten steht und die Nächte länger werden. Und wenn die Fischer eines Tages wieder die Boote heraufwringen vom Strand, werden sie sehr müde. Ehe der erste Schnee fällt, schlafen sie und der Wind dreht kalt und pfeifend nach Norden.

So leben sie jahraus und jahrein. Schon die Väter sahen sie wie sie heute sind und deren Väter und Urväter vorher. Es scheint, als ob sie die Ewigkeit des Meeres aus dem Dünensand trinken, der um ihre Wurzeln weht.

Vielleicht wird einmal eine große, ferne Düne sich regen und langsam auf sie zuwandern, bis sie begraben sind.

Die Tierwelt des Freistaates einst und jetzt.

Von Fritz Braun.

Wir wollen den Leser hier nicht in jene nebelumwallte Vergangenheit führen, da die Wildstiere, Elche und Riesenhirsche, deren Hörner und Geweihe von den Wänden des Museums im Grünen Tor zu uns herabschauen, in den Sumpfwäldern des Weichseldeltas eine Ruhestatt fanden. Unsere Reise in die Vorzeit soll nur so weit gehen,

wie sie mit unseren Sinnen noch erreichbar ist. Das sei nicht viel, könnte jemand erwidern, der sich an die Vorstellung gewöhnt hat, das Naturleben rolle heute so ab wie gestern und werde morgen wieder genau denselben Kreislauf vollenden. Sollte ihm unsere Arbeit auch nur zeigen, wie irrig solche Ansicht ist, so wäre die darauf verwandte Mühe nicht verloren.

Es ist kein Zufall, daß wir fast jedes Mal, wenn sich unsere Gedanken mit dem Tierleben der Vorzeit beschäftigen, bei einer ganz bestimmten Landschaftsform anlangen, bei Bildern, wie sie für das Anschwemmungsgebiet der Weichsel bezeichnend sind. Nicht ohne guten Grund sehen wir dann mit unserem geistigen Auge, wie das geschäftige Volk der Biber die Altwasser der Weichsel abdämmte und hier und da und dort seine geräumigen Burgen errichtete. Kam ich dereinst als Student mit Professor Dr. Conwentz zusammen, so konnte ich sicher sein, daß er sogleich von der Beutelmeise zu sprechen begann, so regelmäßig, daß diese Gewohnheit des von mir hochverehrten Mannes mir zuletzt ein Lächeln abnötigte, weil meine Gedanken in ornithologischen Dingen gewohnt waren, auf breiteren Räumen spazieren zu gehen.

Gilt es, eine Geschichte des Tierlebens in einem bestimmten Gebiet zu schreiben, so wird das in der Regel gleichbedeutend sein mit der Geschichte der okkupatorischen Tätigkeit des Menschen, durch die Wald und Feld, Trift und Strom von Grund aus verändert wurden. Bei der großen Mannigfaltigkeit der Landschaftsformen, die uns im Danziger Freistaate begegnen, genügte diese Liste noch lange nicht, könnten doch beispielsweise Düne und Moor auf gleiche Berücksichtigung dringen.

Dabei erwartet der Laie wohl, immer wieder das gleiche Lied zu hören, eine Klage darüber, daß die Geschlechter der Menschen sich unduldsam gegen die Tierwelt benahmen, sodaß eine Art nach der anderen von der Schaubühne des Lebens verschwand. Solche Meinung liegt ganz nahe, muß aber trotzdem zurückgewiesen werden, denn der Ackersmann, der die Tiere des Sumpfes verdrängt, bereitet dafür wieder den Bewohnern der Kultursteppe eine neue Heimat und wird wider Willen der Wohltäter von Feldmaus und Grauammer. Oft liegen die Dinge nicht so einfach; gar nicht selten schlägt eine Entwicklung, die für eine bestimmte Art anfangs segensreich war, dann wieder in das Gegenteil um. Das gilt z. B. für unseren Freund Aldebar. In den Sumpfniederungen, die das Weichseldelta in grauer Vorzeit darstellte, war er sicherlich nicht so zahlreich wie in den Werdern, die unsere Großväter bebauten. Mittlerweile haben dann aber die Wassermühlen, Vorfluter

und Gräben so gründliche Entwässerungsarbeit geleistet, daß die Zeit höchster Begünstigung für den Storch schon wieder vorüber ist. Ganz ähnlich mag es sich mit der Hausschwalbe verhalten. In dem alten Danzig der überquellenden Rinnsteine und stinkenden Trummen zwitscherten ihre Jungen an jedem dritten, vierten Giebelhause, denn derselbe Gassenkot, der den Schwälblein den Baustoff für ihre Nester lieferte, nährte auch das Geschmeiß der Insekten, das die Stadtluft zu einem ergiebigen Jagdrevier der lieblichen Vögel machte. Selbst ein Geschöpf wie der Seehund wird Ähnliches erlebt haben. Die Vermehrung der Fische, die durch planvolle Fischereiordnungen erzielt wurde, kam auch ihm zugute, aber als er sich infolgedessen übermäßig verbreitete, lohnte dem Fischräuber die grimmige Feindschaft des Menschen mit hartem Blei, das seinen Bestand wieder lichtete. Dem Fischotter mag es zuzeiten gerade so ergangen sein.

Oft genug kam derselbe Vorgang, der eine Art verdrängte, deren Verwandten trefflich zustatten. Als der Mensch in dem weiten Strandelta das Trockene von dem Feuchten schied, fand vielfach der Wasserfrosch weit bessere Lebensbedingungen, während die Unken sich mit den neuen Verhältnissen nicht befreunden konnten. Mit einer gewissen Berechtigung zählt man sie darum zu den aussterbenden Tierformen unserer Heimat, so häufig auch in den Stromkämpen die „Glocken von Vineta" noch klingen mögen.

Die okkupatorische Tätigkeit des Menschen wirkte aber nicht zu allen Zeiten gleichmäßig. Gewaltige Naturereignisse — wir erinnern nur an den Weichseldurchbruch bei Neufähr im Jahre 1840 — und all die Leiden, welche der Mensch, selber des Menschen größter Feind, seinen Brüdern zufügte, greifen herrisch in die Arbeit der Bewohner ein und schaffen ihrerseits den Tieren neue Lebensbedingungen. In der napoleonischen Zeit vermehrte sich der Wolfsbestand unserer Wälder, der erst nach einem Jahrzehnt wieder beseitigt war, und die wirren Jahre des Weltkrieges gefielen dem Schwarzwild so gut, daß es dem Grünrock viel Mühe kostete, die waldverwüstenden Grunzer in Schranken zu halten. Der Holzdiebstahl und Waldfrevel, die damals gang und gäbe waren, beeinflußten das Vogelleben der Oliver Forsten so wesentlich, daß man diese Dinge zum Gegenstand einer besonderen Arbeit machen könnte.

Dabei verhehlen wir uns nicht, wie schwer es ist, dem Laien eine rechte Vorstellung von solchen Vorgängen zu geben. Wird doch nur der Leser die Angabe, eine bestimmte Art sei an Zahl zurückgegangen oder habe sich auffällig vermehrt, richtig würdigen, der mit der Lebens-

weise der betreffenden Tiere vertraut ist. Bei dem Schwarzen Storch z. B., der an und für sich recht selten war, bedeutet eine starke Verminderung ganz etwas anderes als etwa bei dem Kolkraben oder dem Großen Buntspecht.

Versetzen wir uns in die Tage zurück, da Friedrichs des Großen Korporale und Schulmeister in Westpreußen einrückten, so müßten wir in jenem Lande noch mit einer ganz anderen Tierwelt rechnen. Die Förster konnten uns damals, selbst ohne Jägerlatein, noch von so mancher glücklichen Wolfsjagd erzählen, die Marder waren viel zahlreicher als heute, und selbst in der Stadt hatte die Baupolizeiordnung den Steinmarder noch nicht mitleidlos ausquartiert. Auf dem Schindanger führte der Kolkrabe noch ebenso das große Wort wie heute etwa bei den Städtchen Weißrußlands; durch die Wälder der Kassubei hallte der Ruf des Uhu, und die Werderbauern wurden noch nicht alt und grau, ohne jemals mit anzusehen, wie der Hühnerhabicht ihre schreienden Hennen schlug.

Mitunter ist es für den Nachgeborenen durchaus nicht leicht, Ursache und Wirkung in solcher Entwicklung richtig zu erkennen. Daß der Kolkrabe ein Gebiet nicht mehr recht nützen kann, in dem die Gesundheitspolizei selbst auf dem Müllplatz für Ordnung sorgt, das begreift sich leicht. Dagegen war ich einst als Sekundaner und Primaner ziemlich ratlos, wenn ein hochbetagter Ohm mir davon erzählte, in seinen Jugendtagen, d. h. um die Mite des 19. Jahrhunderts, seien gleich vor dem Neugarter Tore Stieglitze und Zeisige so häufig gewesen, daß im Herbst selbst ein ungeschickter Vogelsteller in den Gärten auf seine Rechnung kam. Seitdem ich mich in diesen Jahren in den Obstgärten, die an den Buchenhain von Guteherberge grenzen, genauer umgesehen habe, weiß ich genau, daß jener Ohm ein zuverlässiger Zeuge war, und bin auch imstande, mir ein Bild von dem fraglichen Gelände zu machen. Man hat eben allgemach in unseren Vorstädten jene Gartenform verdrängt, die zur Strichzeit den Lieblingsaufenthalt der Stieglitze und Zeisige bildet. Solange noch an den Hängen des Schidlitzer Tals, genau so wie bis heute bei Guteherberge, die Reihen der Obstbäume wie marschierende Soldaten emporstiegen, hier und da überragt von laubreichen Linden, war auch an jenen Vogelarten kein Mangel.

Beschränkt man sich bei einer Darstellung, wie sie hier unsere Aufgabe ist, im wesentlichen darauf, das Negative hervorzuheben, so fahren Lehrer und Schüler im gewohnten Gleis, und mancher Seufzer gilt dem Nahen einer Zeit, wo der Mensch, eingesponnen in ein Spiel mecha-

nischer Kräfte, in einem Gehäuse lebt, das nicht nur entgöttert, sondern auch seiner Tierwelt beraubt wurde. Doch die Gerechtigkeit verlangt, daß wir auch das Gegenteil hervorheben, alle jene Fälle, da der Mensch erst in letzter Zeit Landschaftsformen schuf, in die eine ganz bestimmte Tierwelt einzog, welche man an den betreffenden Stätten vorher umsonst gesucht hätte.

Wandere ich heute in dem Weichbild meiner Vaterstadt Danzig durch das grüne Land, so ist das meine Heimat und ist es doch wieder nicht, denn Bilder, wie ich sie heuer dort erschaue, Töne, wie sie jetzt an mein Ohr klingen, hätte ich vor vierzig Jahren bei Danzig nie gefunden, nie vernommen. Damals schied sich die von Gäßchen durchfurchte, an Gärten ach so arme, dem Wind und dem Sonnenstrahl gleicherweise entzogene Hansestadt schon durch ihren grünen Wallgürtel scharf und entschieden von ihrer ländlichen Umgebung; heute streben zahllose Straßenzeilen frei und breit in das offene Land hinaus, und der Wald scheint ihnen entgegenzukommen. In gleichem Schritt und Tritt sind schattige Baumgänge in die Vorstadtstraßen hineinmarschiert, und geräumige Schmuckplätze lassen uns wehmütig einer Zeit gedenken, da man in Danzig vier Buchsbaumbüsche und eine blitzblanke Glaskugel zwischen ihnen als „Garten" bezeichnete.

Da versteht es sich von selbst, daß auch die Tierwelt dieser Räume sich von Grund aus veränderte. In jenen Zwerggärten von dazumal ließ sich nur die Ratte blicken; in dem geräumigen Park des Lehrerseminars darfst du die liebliche Haselmaus beobachten, wenn in der Juninacht der Strahl des Vollmondes durch das Gezweig der Gartenhecke gleitet, während im Norden lichter Schein die Stelle bezeichnet, wo die Sonne unter dem Horizont mählich gen Osten wandert.

Manch kleiner, unscheinbarer Vogel genügt schon, um dem Landschaftsbilde ganz neue Reize zu verleihen. Ich denke da vor allem an den Girlitz, den zierlichen Halbbruder unseres Kanarienvogels, der während des 19. Jahrhunderts in unaufhaltbarem Siegeszuge ganz Deutschland erobert hat. Morgen für Morgen freue ich mich im sonnigen, südlich warmen Julimond dieses neuen so lieblichen Gastes; dann belebt seine junge Brut die uralten Linden des Königstals so freundlich mit keckem, tändelndem Flug und silberig hell dahinrieselndem Lied, daß die alten Bäume selber wieder ordentlich jung und fröhlich werden. Darum übertreibe ich sicherlich nicht, wenn ich auch an dieser Statt behaupte, mit diesem kleinen Schelm sei viel Lebensfreude, viel sonnige Lust in unseren nordischen Gau gekommen, für den solche Güter gar hohe Gaben bedeuten.

Und ebenso neu, ebenso wesensverschieden von dem alten Danzig, wo die Schleiereule im Turmgestühl der Kirchen schnarchte, ist ein Bild, das wir immer wieder erschauen, wenn wir den Jäschkentaler Weg im gartengrünen Waldgrund entlangpilgern und plötzlich auf dem Dacheck eines schimmernden Landhauses die Gartenamsel ihre seelenvolle Predigt beginnt, bald laut aufjubelnd wie in sicherem Glück, bald wieder bang erbebend wie in unsicherer Sehnsucht. Vor etwa dreißig Jahren suchte man die Amsel dort noch vergeblich; da flötete sie als wilder, menschenscheuer Waldvogel weit draußen im Pfaffengrund, flüchtete sie vor uns in das dunkle Astgewirr der nachtschwarzen Fichten, die dem stillen Kohlenweg folgten. Heute steht die Gartenamsel hier in Danzig auf Vorposten, das Antlitz gen Osten gerichtet, und wir dürfen sicher sein, die Zeit ist nicht allzu fern, da uns die Kunde wird, auch im Elbinger Kasinogarten musiziere dieser stimmgewaltige Schwarzrock.

Hauste bei uns noch die eigentliche, dem Menschen gegenüber recht zutunliche Nachtigall, so wären die baulichen Veränderungen der letzten Zeit sicherlich auch ihr zustatten gekommen; dem Sprosser, ihrem liedergewaltigen Bruder, sagt es im Vorstadtgarten nicht zu. Er ist im letzten Menschenalter bei Danzig sehr viel seltener geworden. Auch aus dem Klostergarten in Oliva, wo er auch nach dem Kriege noch nistete, ist er verschwunden. Allerdings mögen auch die Vogelsteller daran Schuld sein; als sich letzthin im Garten der Kommandantur ein Sprosser hören ließ, waren gleich deren drei zur Stelle, um ihn ins Garn zu locken.

Wenn ich als waghalsiger Quartaner am Frühlingsmorgen auf das hohe Ziegeldach meines Elternhauses — Breitgasse 57 — kletterte, so mischte sich dort in das Rufen der Schwälbchen, in das Gekreisch der noch selteneren Segler schlicht und bescheiden des Hausrotschwanzes krächzendes Morgenlied. Heute wimmelt bei uns im Seminarpark Busch und Baum und Beerengesträuch von der jungen Brut dieses lieblichen Dachsängers. Das Naturforschergeschlecht, das vor uns lebte, bezeichnete den Hausrötling noch als Seltling im deutschen Nordosten. In unseren Tagen stellt der Freistaat ein Siedlungsgebiet dieser Vogelart dar, das ganze Provinzen regelmäßig mit schwanzwiegenden Rötlingen versehen könnte.

So drängt sich uns auch in unserer Heimat auf Schritt und Tritt die alte Erkenntnis auf, daß nur das Leben an sich dauert, des Lebens Formen sich aber gar rasch verändern, sodaß nichts währt als der Wechsel. Und doch wollen wir nicht nur die Veränderungen einseitig hervorheben; bleibt doch unsere Heimat nach wie vor eingeschaltet in viele

größere Zusammenhänge, die uns lehren, daß jeder Gau nur ein winziger Teil, eine zierliche Zelle des großen planetarischen Lebewesens ist, das wir mit wärmerem Ton unsere „Mutter Erde“ nennen. Genau so wie zu unserer Großväter Zeit trippeln am Spätherbsttag zierliche Alpenlerchen über die Sandwüste des Großen Exerzierplatzes, unerkennbare Nahrung zwischen den gelben Quarzkörnchen auflesend. Und wenn im Winter der Schneesturm sich legte und goldene Lichter um Ast und Zweiglein spielen, grüßt uns des Großen Gimpels sanfter Lockruf ebenso wie dermalen den hansischen Kaufherrn, den eine Schlittenfahrt zu seiner Sommerresidenz am Olivaer Waldrand geführt hatte, und auch wir freuen uns noch Jahr für Jahr der Farbenpracht der schmucken Seidenschwänze. Und genau so wie wir mag nach dem Nordsturm am nebligen Wintertag schon dazumal der Fischer sich an dem wogenbespülten Strande über die Fülle der Vogelleichen gewundert haben, welche die Salzflut an das Gestade warf, so gleichmütig, wie sich das nur eine Mutter leisten darf, deren Schoß übervoll ist des kreißenden Lebens.

Die Bäume und Sträucher des Freistaates Danzig.

Von Prof. Dr. Wangerin.

Der so scharf ausgeprägte Gegensatz zwischen Höhe und Niederung, der, tief in der Verschiedenheit des geologischen Werdeganges begründet, das gesamte Landschaftsbild in der Umgebung Danzigs beherrscht, drückt auch der Bewaldung seinen Stempel auf. Die Werderlandschaft, deren fruchtbarer Boden ganz im Dienste der landwirtschaftlichen Produktion steht, ermangelt des geschlossenen Waldes fast völlig; sie ist in ihrem heutigen Zustande der Typus einer vom Menschen geschaffenen Kulturlandschaft, in der Äcker, Wiesen und Weiden den Raum einnehmen, der im Urzustande von Sümpfen, Mooren und Bruchwäldern in wechselnder Weise ausgefüllt war, und nur im äußersten Süden hat sich in dem schmalen Dreieck zwischen Nogat und Weichsel in dem „Eichwald“ auf der Montauer Spitze ein kleiner Rest eines feuchten, teilweise auch ziemlich stark sumpfigen Auwaldes erhalten, der als ein Rest der natürlichen Bodenbedeckung trotz seiner geringen Größe das Interesse auf sich zieht, wenn er auch unter dem Einflusse der forstlichen Bewirtschaftung kein ursprüngliches Gepräge mehr trägt. Neben Ulmen und Eschen bilden dort in erster Linie Eichen von be-

merkenswerter Schönheit des Wuchses den Baumbestand, wogegen die stauende Nässe meidende Rotbuche ganz fehlt; aus älterer Zeit sind vor allem noch einige jetzt als Naturdenkmäler geschützte Silberpappeln erhalten geblieben, unter denen besonders ein nahe dem westlichen Rande stehender Baum sich durch die Dicke und Höhe seines Stammes nicht weniger als durch die weit ausladende, mächtige Bildung seiner lichten Krone auszeichnet; dagegen scheint der Feldahorn, der hier früher ebenfalls festgestellt wurde und der im Weichselgebiet die Nordostgrenze seiner natürlichen Verbreitung erreicht, leider dem Holzdiebstahl zum Opfer gefallen zu sein. Auch der an der Einmündung der Kladau in die Mottlau gelegene Park des Rittergutes Herrengrebin hat als ursprüngliche Grundlage sicher einen ehemaligen Auwald; von ihm zeugt besonders noch eine alte Eiche, die, freilich schon stark vom Zahn der Zeit benagt, das älteste und stärkste Exemplar dieser Baumart im Bereiche des Danziger Freistaates darstellt. Soweit sonst noch Baumwuchs im Landschaftsbilde der Niederung zur Geltung kommt, handelt es sich, abgesehen von Pflanzungen in der Nähe menschlicher Siedlungen, fast nur um die „Kopfweiden", die, Wege und Gräben im Wiesengelände in langen Reihen begleitend, in der flachen Landschaft ein überaus charakteristisches und freundlich belebendes Element darstellen, aber doch eben, wie schon ihre durch das regelmäßig wiederholte Abschneiden der Äste hervorgerufene Wuchsform zeigt, ein Element der Kulturlandschaft; es handelt sich teils um Bruch- oder Knack-, teils um Silberweiden, die durch ihre außerordentliche Lebenszähigkeit, mit der sie der immer aufs neue wiederholten Mißhandlung widerstehen und bei oft schon völlig ausgehöhltem Stamme doch noch alljährlich wieder austreiben, Bewunderung erwecken. Fast allein von allen heimischen Bäumen tragen diese Kopfweiden eine mitunter gar nicht so artenarme Flora von Überpflanzen, deren Samen durch den Wind oder durch Vögel verbreitet wurden und die in dem am Kopfe des vermodernden Stammes sich ansammelnden, durch den Schutz der Krone feucht erhaltenen Humus eine geeignete Unterlage für ihr Wachstum finden. Eines der eigenartigsten Beispiele für solche Überpflanzen findet sich auf der Danziger Höhe am Wege von Kl. Kelpin nach Karczemken, wo der Stamm einer in den letzten Jahren abgestorbenen Kopfweide von einer fröhlich grünenden Ebereesche gekrönt wird, deren Same einst auch von einem Vogel dorthin getragen wurde, die inzwischen aber mit ihren Wurzeln durch den hohlen Weidenstamm in den Erdboden eingedrungen ist. Nur verhältnismäßig selten bietet sich eine Gelegenheit festzustellen,

daß diese Weiden, insbesondere die Silberweide im nicht geköpften Zustande mit ihren schönen, hoch emporstrebenden Kronen eine Zierde der Landschaft zu bilden vermögen; ein besonders ansehnliches Exemplar eines solchen Baumes hat sich im Königstal in Langfuhr am Rande einer feuchten Wiese erhalten. Erst auf der den nördlichen Saum der Niederung bildenden Nehrungslandschaft finden wir wieder geschlossenen Wald, der sich, nur durch den Weichseldurchbruch bei Neufähr und die künstlich geschaffene Weichselmündung bei Schiewenhorst unterbrochen, als schmaler zusammenhängender Streifen von Weichselmünde weit über die Grenze des Freistaates bis zum Nordende der Frischen Nehrung hinzieht. Der Einförmigkeit und der geringen Ertragsfähigkeit des von Dünensand gebildeten Bodens entspricht der einförmige, fast nur von der Kiefer gebildete Baumbestand dieses Waldes, dessen Unterwuchs allermeist aus Zwerggesträuch von Heidelbeeren, Preißelbeeren und Heidekraut besteht, während die ihrer Bodenbeschaffenheit nach dürftigsten Dünenkämme, auf denen auch der Wuchs der Bäume ein entsprechend kümmerlicher ist, nur noch eine Bodendecke von grauen Flechten tragen. Immerhin ermangelt auch dieser Wald nicht einer gewissen Abwechslung der landschaftlichen Szenerie, die mit dem Wechsel der Geländegestaltung auf das engste zusammenhängt. Überall dort, wo in Vertiefungen zwischen den Dünen, die bald kleine, in sich geschlossene Mulden, bald weiter sich ausdehnende Senken und Täler darstellen, die Wasserversorgung höheren Ansprüchen zu genügen vermag und auch die Bodennährstoffe den Pflanzen reichlicher zur Verfügung stehen, stellt sich freundliches Grün von Birken, Erlen, Faulbaumsträuchern und ähnlichem ein, und auch die Fichte oder Rottanne, die freilich hier wie im ganzen Freistaat kein ursprüngliches Heimatsrecht besitzt, bringt es an solchen Stellen zu schönem Wuchse. Meist ist der Boden dieser tiefer gelegenen Geländeteile mehr oder weniger anmoorig; während jüngere Moorbildungen oft von Beständen des zur Fruchtzeit mit seinen Köpfen weithin weiß leuchtenden scheidigen Wollgrases eingenommen werden, ist es in den älteren vor allem der stark aromatisch duftende Porst, der besonders in den über Steegen hinaus gelegenen Teilen oft ansehnliche Bestände bildet und zu seiner gewöhnlich in die erste Hälfte des Juni fallenden Blütezeit mit seinen weißen, doldenähnlich angeordneten Blüten, aus denen die Staubgefäße zierlich herausragen, einen Anblick von unbeschreiblicher Schönheit gewährt. Mit ihm zusammen findet sich oft auch die der Heidelbeere nahe verwandte, jedoch durch höheren Wuchs ausgezeichnete Rausch- oder Trunkelbeere, deren wohlschmeckende Früchte zu Unrecht vielfach in dem Verdacht

der Giftigkeit stehen. Gleich ihr gehört auch einer der kleinsten Zwergsträucher, die am Boden zwischen Heidelbeergesträuch kriechende zierliche Linnaea, die auf der Frischen Nehrung noch in erfreulich großer Zahl anzutreffen ist, zu den nordischen Bestandteilen unserer Flora; für den Pflanzengeographen am bemerkenswertesten aber ist das Vorkommen zweier zu der Gruppe der atlantischen Pflanzen gehörigen Sträucher, des Gagels und des wilden Geißblatts, von denen jener, der den Lesern der Heideschilderung von Hermann Löns als „roter Post" bekannt ist, in einigen Dünenmooren zwischen Steegen und Pasewark noch in kleineren Beständen sich findet, dieses dagegen durch Kahlschlag vielleicht seine wenigen Standorte auf freistaatlichem Gebiet ganz eingebüßt hat, dagegen bei Kahlberg auch in neuerer Zeit noch gefunden wurde.

Alle übrigen Waldflächen des Freistaates gehören der Höhe an. Hier bilden der leider von der polnischen Grenze durchschnittene Oliwaer Wald und der Stangenwalder Forst die größten zusammenhängenden Bestände, während der dritten staatlichen Oberförsterei in Sobbowitz eine Anzahl voneinander durch Ackerland getrennter Waldstücke bei Sobbowitz, Wiesenthal, Gr.-Paglau, Lamenstein und Tramken zugehören; von den nicht im Staatsbesitz befindlichen Wäldern sind der südlich vom Ottominer See gelegene Bankauer Stiftsforst und der Saskoschiner Wald südöstlich von Meisterswalde die bedeutendsten, wogegen der im äußersten Südwesten des Freistaates gelegene Strippauer Wald infolge schlechter Bewirtschaftung eine vom forstlichen wie vom landschaftlichen Gesichtspunkte aus wenig erfreuliche Erscheinung dargestellt. Alle diese Wälder wie auch die sonstigen kleineren, hier nicht einzeln genannten Waldstücke sind wesentlich von gleichartigem Gepräge, indem in ihnen Kiefer und Rotbuche, jene auf den ärmeren, diese auf den besseren Böden und besonders an den Hängen die maßgebenden Waldbäume darstellen. Die Rotbuche, die vollkommenste Verkörperung aller jener Eigenschaften des Klimas (genügend lange Dauer der Vegetationsperiode, nicht zu strenger Winter, ausreichende sommerliche Niederschläge), durch die im mittleren und westlichen Europa die Vorherrschaft der Laubhölzer gegenüber derjenigen der Nadelbäume im nördlichen und nordöstlichen Europa wie auch im sibirischen Anteile des „eurasiatischen" Waldgebietes bedingt wird, verdient in höherem Maße als irgend ein anderer der Charakterbaum der deutschen Landschaft und zugleich auch Deutschlands schönster Baum genannt zu werden mit ihrem schlank emporstrebenden und doch machtvollen Wuchs und den hohen, dichtlaubigen, schattigen Hallen, die der Buchenhochwald mit den spitzbogig ineinander dringenden Ästen der Baum-

kronen bildet. Wohl die schönsten Rotbuchenbestände im Freistaat hat der Saskoschiner Wald aufzuweisen; daneben ist es besonders der Stangenwalder Forst, in dem die Buche als herrschender Waldbaum stark in Erscheinung tritt, wogegen z. B. im Olivaer Walde die aus reinen oder doch überwiegenden Rotbuchen bestehenden Bestände auf kleinere Flächen beschränkt sind. Freilich ist diese heutige Zusammensetzung der Wälder durch die Forstwirtschaft bedingt, die hier wie anderwärts durch den Kahlschlagbetrieb und durch die zu einseitige Bevorzugung der Nadelhölzer die Laubbäume in starkem Maße zurückgedrängt hat. Wären die Wälder sich selbst überlassen und der menschlichen Nutzung nicht unterworfen, so würde die Rotbuche in ihnen eine noch viel bedeutendere Rolle spielen; denn diese ist dort, wo ihre Ansprüche an Klima und Boden voll befriedigt werden, außerordentlich unduldsam gegenüber anderen baumförmigen Mitbewerbern und gelangt vor allem dank dem Umstande, daß sie in der Fähigkeit Schatten zu ertragen, allen heimischen Laubholzarten überlegen ist, zur Alleinherrschaft, so daß sie oft völlig oder doch nahezu reine Bestände bildet, in denen die Beimischungen anderer Baumarten ganz zurücktreten. Die schwache Entwicklung des Unterholzes in den Rotbuchenbeständen — selbst der eigene Jungwuchs der Buche fehlt oft auf weite Strecken — legt von dieser Unduldsamkeit deutlich genug Zeugnis ab; wissen wir doch auch aus den fossilen Resten, die uns Aufschluß über die Geschichte der Waldentwicklung Mitteleuropas nach dem Ende der Eiszeit geben, daß die Rotbuche als letzter der bestandbildenden Waldbäume erst zu einem verhältnismäßig späten Zeitpunkt ihren Einzug gehalten und die vorher herrschende Eiche aus dem Felde geschlagen hat. Ein häufiger Begleiter unserer Buchenwälder ist der Efeu, neben dem vorher erwähnten Geißblatt die einzige Liane unserer Wälder, die man freilich unter den heutigen Verhältnissen meist nur noch am Boden entlang kriechen und nur ausnahmsweise an Bäumen des Waldes emporklettern sieht; blühenden Efeu mit der von der gewöhnlichen gelappten so stark abweichenden Blattform sieht man bei uns wohl nur angepflanzt, wohl nirgends so schön wie an einer ganz bis hoch in die Krone hinauf von Efeu umsponnenen Fichte, die in einem Vorgarten am Königstaler Weg in Langfuhr steht. Daß die Fichte nicht zu den ursprünglich bei uns heimischen Waldbäumen gehört, wurde schon erwähnt; durch die Forstkultur eingeführt, spielt sie jetzt jedoch als Bestandesbildner auch in den Wäldern der Höhe eine nicht unwesentliche Rolle; zu schönem, das Auge erfreuendem Wuchs bringt sie es indessen nur da, wo ihr ein frischer Humusboden zur Verfügung steht, und die

Einwirkung ihrer nur schwer sich zersetzenden Nadelstreu auf den Bodenzustand dürfte wohl keine sonderlich günstige sein. Daß auch die Wälder der Höhe im Zusammenhang mit dem Wechsel der Geländeform ein mannigfach wechselndes Landschaftsbild bieten, braucht nicht erst besonders hervorgehoben zu werden; auch in ihnen finden sich in Mulden und Senken vielfach kleinere Moorbildungen, vor denen, auch wenn sie bis zum Entwicklungsstadium des Waldmoores vorgeschritten sind, die Buche naturgemäß halt macht, während neben Kiefern vor allem auch Birken für solche Stellen sehr bezeichnend sind, allerdings nicht die trockeneren Boden bevorzugende gewöhnliche Weißbirke mit den rautenförmigen Blättern, sondern die Moorbirke mit eiförmigen Blättern und weich behaarten jungen Zweigen. Den reizvollsten Zug des Landschaftsbildes der Höhe aber bilden die von Bächen durchflossenen bewaldeten Talschluchten, unter denen das bei Kahlbude in das Radaunetal einmündende Bembernitz- oder Recknitztal eine besondere Perle bildet. Hier, wo zu beiden Seiten die diluvialen Hänge steil ansteigen und einen bald breiteren, bald schmalen Talgrund zwischen sich lassen, in dem der zahlreiche Steine in seinem Bett führende Bach in ziemlich raschem Gefälle dahineilt, könnte man sich in der Tat in eine Landschaft des Vorgebirges eines der deutschen Waldgebirge versetzt glauben, eine Einbildung, die für den Pflanzenkenner noch dadurch verstärkt wird, daß hier in der Tat einige sonst vorzugsweise in waldigen Gebirgstälern vorkommende Pflanzenarten wie der stattliche Straußenfarn, der rauhhaarige Kälberkropf, der Eisenhut u. a. m. dem Unterwuchs ein besonderes Gepräge verleihen. Der Wald an den Hängen dieser waldigen Schluchten unterscheidet sich nicht wesentlich von dem sonstigen Wald des Höhengeländes; es ist ein Mischwald mit starker Beteiligung der Rotbuche oder auch ein ziemlich reiner Buchenbestand, in dem allerdings oft reichere Unterholzbildung angetroffen wird; in ihm findet sich u. a. gern die gelbliche Blüten und scharlachrote Früchte tragende Heckenkirsche und die Berg-Johannisbeere, die sich von der gewöhnlichen Johannisbeere durch aufrechte Blütentrauben unterscheidet und deren gleichfalls rote Beeren nur einen ziemlich faden Geschmack besitzen. Wo aber der Talgrund sich genügend weitet oder wo an den Hängen durch Quellen der Boden dauernd und stärker durchfeuchtet wird, da bildet sich ein besonderer Waldtyp aus, der eine gewisse Parallele zum Auwald der großen Flußniederungen darstellt. Statt der Rotbuchen sind es hier Erlen, Eschen und Weißbuchen, vereinzelt auch die Bergrüster, die den Baumbestand bilden, während das artenreiche Unterholz Weißdorn, Pfaffenhütchen, Haselnuß, roter Hartriegel, Traubenkirsche u. a. m. zusammensetzen.

Zum Schluß dieser kurzen Schilderung der Bedeutung, die Bäume und Sträucher für das Landschaftsbild unseres Freistaates besitzen, sei noch kurz zweier im Vorstehenden noch nicht erwähnten Sträucher gedacht, die zwar zu den ursprünglichen Gliedern unserer Flora gehören, deren heutige Verbreitung aber doch in unverkennbarem Zusammenhange mit Eingriffen des Menschen in die natürlichen Verhältnisse steht. Der eine ist der Besenginster, eine kalkfliehende, vorzugsweise im Gebiet des atlantischen Klimas verbreitete Art, die sich bei uns schon nahe der Grenze ihrer klimatischen Lebensfähigkeit befindet, denn in strengen Wintern frieren ihre Sprosse häufig bis auf den Boden zurück. Sein ursprüngliches Vorkommen dürfte sich auf das Unterholz am Waldrande auf stark verheidetem Waldboden beschränkt haben; jetzt aber tritt er im Freistaat besonders zwischen Langfuhr und Brentau und noch stärker jenseits unserer Grenzen im nordwestlichen, jetzt polnischen Westpreußen auf Hügeln, die ursprünglich einmal Wald getragen haben und, weil für die landwirtschaftliche Kultur wegen der Steilheit ihrer Neigung ungeeignet, nach der Waldzerstörung sich selbst überlassen geblieben sind, in großen Beständen auf, in denen das Vorkommen mancher typischen Waldpflanzen noch von der einstigen Bewaldung zeugt. So schön der Anblick ist, den solche Ginsterberge gewähren, wenn der Strauch im vollen Schmuck seiner leuchtend gelben Blüten prangt, so muß man andererseits doch die Vernichtung des Waldes auf einem Gelände, das für andere produktive Zwecke unbrauchbar erscheint, bedauern; die Wiederaufforstung wird mit nicht unerheblichen Schwierigkeiten verbunden sein, lehrt doch schon die Tatsache, daß der Wald nicht imstande gewesen ist, von den sich selbst überlassenen Hügeln wieder Besitz zu ergreifen, daß eine starke Verschlechterung des Bodens eingetreten sein muß. Der andere Strauch, der besonders in der näheren Umgebung Danzigs durch sein massenhaftes Auftreten die Aufmerksamkeit auf sich lenkt, ist die Mistel. Während die Kiefermistel als große Seltenheit nur nahe der freistaatlichen Grenze auf der frischen Nehrung beobachtet worden ist, ist die Laubholzmistel als Schmarotzer besonders auf Linde, Pappel, Ahorn und manchen anderen Laubbäumen, jedoch erfreulicherweise nur verhältnismäßig selten auf Obstbäumen, eine überaus häufige Erscheinung; manche der stark von ihr befallenen Bäume bekommen dadurch fast den Charakter von immergrünen Gehölzen. Die Tatsache, daß die Mistel, deren Samen bekanntlich durch Vögel verbreitet werden, so gut wie ausschließlich außerhalb der geschlossenen Wälder angetroffen wird, lehrt deutlich, daß gerade die Entwaldung und die Anpflanzung solcher

Bäume, die ihr als Nährbäume besonders zusagen, zu ihrer gegenwärtigen Verbreitung in starkem Maße beigetragen haben muß; da es sich andererseits nicht um Bäume handelt, die für die wirtschaftliche Nutzung irgendwie ins Gewicht fielen, so entfällt auch die Notwendigkeit einer schärferen Bekämpfung des Schmarotzers, der sowohl durch seine biologischen Eigentümlichkeiten wie durch seine äußere Erscheinung dem Auge des Naturfreundes ein erfreuliches Bild bietet.

Das Danziger Werder.

Von Walther Domansky.

Draußen im „Reich" ist es im allgemeinen noch wenig bekannt, das Danziger Werder; aber hier oben in unserer Nordostecke hält man viel von diesem gesegneten Stück Erde. Das Werder wird oft auch kurzweg die „Niederung" genannt, und dieser Name besagt schon, daß wir es mit einem durchaus ebenen Landstrich zu tun haben. Vor allem bemerkenswert ist die große Fruchtbarkeit des Bodens, der deshalb mit Recht als Kornkammer bezeichnet werden kann. Zwar sind auch über diese Gegenden, oft genug, Schicksalswetter dahingebraust. In Kriegszeiten, wenn der Feind sich gegen die gute, alte Hansestadt Danzig, den kleinen, aber mächtigen Freistaat in Bewegung setzte, wurden die wohlhabenden Dörfer im Werder nicht selten „ausgepocht", d. h. geplündert; denn dort gab es etwas zu holen. Doch es war nicht alle Jahre Krieg, und es kamen auch lange, gesegnete Zeiten des Friedens, in denen die Bewohner des Werders sicher ihre Pflugschar führen und im Herbst die Erträgnisse ihrer üppigen Felder einernten konnten. Schlimmer als „Krieg und Brand" war die eigentlich in jedem Frühjahr zu befürchtende Wassergefahr von der nahen Weichsel her, die durch Aufwerfen von Dämmen und Deichen bekämpft wurde und erst in der letzten Zeit durch wiederholte Flußregulierungen des Flußlaufes bedeutend herabgemindert ist. Aber trotz dieser drohenden Gefahr wollte der Bewohner des Werders lieber auf seiner fruchtbaren Scholle, wenn es sein sollte, ertrinken, als auf dem steinigen Boden, der sogenannten „Höhe" (auf der anderen Seite von Danzig) „verhungern". Freilich zur Winterzeit waren die Wege im Danziger Werder geradezu unpassierbar. Dafür ist es im Sommer um so schöner, indem dann das Werder ganz den Reiz einer holländischen Landschaft entfaltet. Man muß allerdings für den eigenartigen, etwas melancholischen Reiz solcher Landschaften ein offenes Auge haben, um ihn so recht zu würdigen. Am

schönsten zeigt sich die Werderlandschaft vielleicht an einem milden Sommerabend, wenn ein zarter Duft über der ganzen Gegend ausgebreitet liegt. Die Sonne versinkt wie ein feuriger Ball an dem niedrigen Horizont, und der rote Widerschein liegt auf dem Wasser der träge dahinfließenden Mottlau oder einer der zahlreichen „Laken" (Gräben), die sich durch die Landschaft ziehen. Leise, fast unhörbar flüstert es im Rohr, das am Rande des Gewässers wächst, und die zahlreichen Frösche vollführen ein so lebhaftes Konzert, daß es weit zu hören ist. Hier und dort ragt eine Windmühle empor, deren Flügel bei der herrschenden Windstille unbeweglich stehen und sich scharf und deutlich von dem Abendhimmel abzeichnen. Es liegt etwas fast Geheimnisvolles in solch einem Bilde, auf dem sich die Windmühlenflügel, Wasser und Schilfrohr vereinigen, alles von dem rötlichen Glanz der untergehenden Sonne angestrahlt. Aber noch geheimnisvoller erscheint dieselbe Gegend, die in der Morgensonne oder in der Mittagsglut so lachend und lebensfreudig in ihrer grünen Fülle daliegt, wenn am späten Abend die Nebel und Dünste aus dem Wasser emporsteigen, deren kalter Hauch bei manchen Bewohnern das Fieber erzeugt. Dann sehen die zahlreichen Weidenbäume, deren Kronen ungefähr alle sieben Jahre „gekappt" werden und deren Stämme oft genug schon verwittert und geborsten sind, schier gespensterhaft aus, so daß der einsam im Nebel dahinschreitende Wandersmann sich davor entsetzen könnte. Vielleicht begibt er sich daher in eiligem Schritt auf einer sogenannten Trift, einem früheren, längst begrasten Wege, in die Nähe menschlicher Wohnungen. In einem der Krüge, die oft recht sonderbare Namen führen, z. B. „Schmandkrug", „Schusterkrug" könnte er wohl einkehren, zieht es aber vor, in einem Bauernhause vorzusprechen, um die Bewohner der Gegend in ihrem eigenen Heim kennen zu lernen. Die Bauern nennen sich übrigens längst nicht mehr so, sondern heißen Besitzer oder gar Gutsbesitzer, und in der Tat, sie würden nicht mit einem Großgrundbesitzer auf der steinigen Höhe tauschen. Das Haus, wenn es noch eines der alten ist, hat eine Vorlaube, die hauptsächlich dazu diente, die in einem Fuhrwerk Vorfahrenden trockenen Fußes in das Gebäude zu lassen. Sonst bietet diese Vorlaube aber auch am Feierabend ein angenehmes Plätzchen zum Ausruhen. Die Stuben sind geräumig und haben noch eine Balkendecke; zur Winterszeit sorgt ein braver Kachelofen für beständige, angenehme Wärme. In dem Garten neben dem Hause blühen noch die alten Bauernblumen, die man heutzutage in den Gärten in und bei der Großstadt leider kaum noch zu sehen bekommt. Die Werderaner

Vorlaubenhaus in der Danziger Niederung

Nach einer Originalzeichnung von Ragimund Reimesch

sind ein kräftiger, meist blondhaariger und blauäugiger Menschenschlag von ausgesprochener Biederkeit. Meistens ist bei dem Werderaner wohl auch Sinn für Humor vorhanden, was ja überall in den Niederungen der Fall zu sein pflegt. Aber auch den Sinn für das Materielle verleugnet der Werderaner nicht. Bei festlichen Gelegenheiten geht es hoch her, und besonders wird im Essen und Trinken viel geleistet. In alten Zeiten wars noch ganz anders. Bei der Hochzeit des Michael Büverstein (Biberstein) in Kriefkohl am 26. Januar 1700 waren 455 Personen anwesend; sie verzehrten außer Milch, Butter und dergleichen 5 Ochsen, 65 Kälber, 45 Lämmer, 55 Schweine, 60 Hasen, 100 Paar Kapaunen, 145 Tauben, 10 Schock Karpfen, 1 Last Weizen, 2 Last Roggen, 15 Stein Reis, 12 Stein Pflaumen, 45 Pfund Gewürz, 4 Oxhoft Franzwein, 16 Faß Wißmarisch Bier, 10 Tonnen Elbingsches, 36 Tonnen Danzigsches. Zuckerwerk kostete 344 fl., die 20 Musikanten 300 fl. Gesamtkosten etwa 6000 fl. Es klingt unglaublich, ist aber überliefert. Der Danziger Rat erließ denn auch Gesetze gegen Luxus und Schwelgerei. Heutzutage gehts nicht mehr so hoch her.

Im Hoene-Park.

Von Willibald Omankowski.

Der tote Park
Umschwingt den schwarzen Weiher,
Die Bäume trutzig und stark
Stehen wie Kerzen um den Sarg
Bei einer Totenfeier.

Die Stille tut weh.....
In weichen Decken von Schnee
Schimmern die nachtenden Pfade,
Und ein Stern rollt in den See.

Da kommt mir's wie dunkle Gnade,
Daß du nun ziehst
Irgendwo über die Erde
Und für mich betest und glühst,
Und daß ich, weil du bist,
Nicht verderben werde.

Die Westerplatte.

Von Dr. Martin Dütschke.

Wie ein verlorenes Paradies liegt nun jenseits des Hafenkanals unsere schöne Westerplatte, die wir nicht mehr betreten dürfen. Aber wenn unsere sehnsüchtigen Blicke zu ihr hinüber schweifen, wollen wir nicht aufhören zu hoffen, daß sie uns eines Tages wieder geschenkt werden wird. Und inzwischen wollen wir Kindern und Kindeskindern von all dem Schönen erzählen, was sie birgt und was wir auf ihr haben erleben dürfen. Darum soll auch diese Erinnerung hier ihren Platz finden, als die Westerplatte noch der uns allen zugängliche, herrliche meerumrauschte Garten war, den jetzt nur noch Erinnerung und Hoffnung betreten können.

Wenn die Frühlingssonne einen so anlacht, soll man nicht zu Hause sitzen bleiben. Horch, in den Gärten hinter dem Zollamt pfeifen heute zum ersten Mal die Finken, und der alte Fabian braucht sich nun auch auf seiner Fähre nicht mehr mit den Eisschollen abzuplacken. Sieh nur, wie das ruhige Wasser glänzt! Drei Wochen ist es knapp her, da lag hier der schwedische Heringsdampfer im Eise, den die Wasserspritzer bis hoch an die Masten mit Eisguß überzogen hatten. Nun wird auch nicht so bald das Rettungsboot aus seinem Schuppen herausmüssen, und um das rote Kreuz auf weißem Grunde wird bald der Frühling andere bunte Farben ringsumher malen. Dort hinten röten sich schon die Äste der Weiden und die Meisen piepen auch schon ganz lustig im Tannendickicht. Komm, wir wollen in den Wald hineingehen; die Birkenallee mit ihren weißen Stämmen und der niedrig geschorenen Hecke zu beiden Seiten ladet einen so schmuck und freundlich ein, daß man nur ungern einen anderen Weg einschlagen mag. Hier wandelt sichs so traulich geschützt, wenn die Sonne ihre Strahlen durch die Baumkronen hindurch schickt. Da glaubt man selbst manchmal im Winter irgendwo im milden Süden zu promenieren und nicht an unserer nordischen Küste, wo wenige Schritte hinter den dichten Stämmen die See an Granitblöcken brandet. Bum — das war ein Schuß, jetzt noch einer! Das ist ein Panzer, der auf hoher See Schießübungen hält, oder nein, es sind die Strandbatterien, die an der Ostmole hinter den grünen Wällen und Wiesen liegen, wo wir sommertags uns von den wilden Rosenbüschen Blütenzweige gebrochen haben. Durch den Knall aufgeschreckt, flattert dort ein Schwarm Krähen über die Buchen weg in die hohen Pappeln hinein. Da sind vor dem Weihnachtsfest

unsere Nachbarsjungen heraufgeklettert und haben von den kugligen Büscheln, die hier und da von den Ästen herunterhängen, Mistelzweige mit den feinen weißen Beeren herabgeholt. Im Herbste saßen da mächtige Schwärme schwatzender Stare, die sich an den Beeren der Ebereschen gütlich taten, die den Weg zur Strandhalle damals mit leuchtendem Rot einfaßten. Da hört — wieder Schüsse! Da schießt sicher unsere Fußartillerie nach Zielen in See. Die wird unsere Küste und unseren Ort einmal schützen, wenn eine feindliche Flotte uns angreifen will. Es ist schon mancher Schuß von feindlichen Kriegsschiffen gegen uns gefeuert worden. An einigen alten Häusern im Orte kann man noch Kugeln davon an der Wand eingemauert sehen. Engländer, Franzosen, Dänen, Schweden und Russen haben sich mit ihren Kriegsschiffen vor die Weichselmündung gelegt, die damals noch hart westlich der Mövenschanze war. Russen und Franzosen sind auch auf der Westerplatte gelandet. Erst Friedrich der Große hat, nachdem er 1772 die Küste in seinen Besitz gebracht, die Westerplatte durch Schanzen zu schützen begonnen, die jetzt noch längs des Hafenkanals sich hinziehen, nur teilweise durch Gebüsch und Bäume versteckt. Der schwerste Kampf um die Westerplatte ist aber nicht mit menschlichen Feinden geführt worden. Der dauert schon lange Zeit und wird noch Jahre lang geführt werden müssen gegen das immer wieder anstürmende Meer, das auch jetzt wieder von den ungeschützten Dünen Stücke abgerissen hat. Aber unser Hafenbauamt hat die Verteidigung mutig aufgenommen, fährt Granitblöcke an, an denen sich die wilden Wogen brechen müssen, und baut steinerne Wälle, hinter denen das Land in sicherem Schutze liegen bleibt. Eigentlich fordert die See ja nur zurück, was sie vor Zeiten geschenkt hat. Denn es sind nun gut 200 Jahre her, da war von der Westerplatte noch keine Spur da, und das Land, auf dem jetzt im Waldkranze hinter Wiesen und Feldern die freundlichen Gartenvillen der Westerplatte unter hohen Linden und Birken und rot blühenden Kastanien bis zum Kurhause sich hinziehen, hat das Meer von Ende des 17. bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts angespült als immer mächtiger sich aus den Fluten erhebende Sandbank. Viel fette Baggererde aus dem Hafenkanal und Ballast aus aller Herren Ländern hat später den dürren Sandboden überzogen und überall Bäume und Pflanzen üppig aufschießen lassen und zu einem kleinen Paradiese gemacht, in dem wir Fahrwasser-Leute uns alle Tage ergehen können.

Doch jetzt laß uns noch ein wenig ausruhen. Da laden freundliche

Bänke auf dem Ruheplatz im Walde zur Rast ein. Moos und Kiefernadeln weben einen weichen Teppich zu unseren Füßen, und breite Kiefernkronen und wallende Birkenäste singen im Frühlingswinde ein vertrautes Lied, zu dem das Meer leis die Begleitung herüberrauscht. Das klingt manchmal ernst und schwermütig, besonders wenn die Stare zu pfeifen aufhören, die dort hinter uns in den Eschen an der Straße ihre Kästen haben. Aber auch ein schwermütiger Ton paßt hierher. Sieh, dort drüben jenseits des Waldweges konnte man vor mehreren Jahren noch morsche Kreuze sehen, die jetzt Moos und Gras verschwiegen verdecken. Da ist so mancher in die Walderde gebettet worden, den die See an den Strand gespült hat, und als die Cholera im Orte vor etwa 70 Jahren Opfer über Opfer forderte, da hat man auch sie hier bestattet. So klingt hier in dem Rauschen der Wellen und Wipfel auch ein Lied von des Menschen Vergänglichkeit. Das verstummt freilich im Hochsommer, wenn auf den Wegen geputzte Badegäste lustwandeln und vom Kurhaus her lustige Klänge herüberschallen. Aber jetzt im Frühling gehört die Westerplatte und ihr ganzes, schönes, von Fluß und Meer umschlungenes Reich uns allein.

Und nun zum Seesteg, zum Meere! Weißt du noch, wie schön unser letzter Gang zur See war, als wir beim Vollmondschein zum Molenleuchtturm hinausgingen, die Küste in Eis und die fernen Berge in Schnee lagen, und über all dem der Silberschein des Mondes? Heute wiegt ein leichter Frühlingswind die Wellen und die Märzsonne malt das Meer in leuchtendem Blau, indes die Ferne sich im Dufte verliert. Wie schön bist du doch in jedem Kleide, nordische Heimat an der See!

Schicksal.

Von Helene Westphal.

Welle ist Schicksal — Menschen am Meer.
Welle rollt Brandung weiß vor sich her.
Krönender Schaum.
Krone wird Traum.
Welle zerschlägt.
Aber der Rhythmus bewegt
Weithin das wogende Meer.

Unsere Westerplatte.

Von Carl Lange.

Bei dem Namen der Westerplatte tauchen wehmütige Empfindungen in uns auf. Welcher Danziger hat nicht unvergeßliche Stunden auf dieser schönen Halbinsel verlebt! Die Westerplatte gehörte stets zu den beliebtesten Ausflugsorten der Bevölkerung, die entweder mit der Fähre von Neufahrwasser aus oder auf einer stimmungsvollen Dampferfahrt von der Grünen Brücke an den Werften vorbei über Weichselmünde hierherkam. Ist doch in der schönen Lage der Grund zu suchen, daß hier inmitten herrlicher Laubwälder eine Villenkolonie entstand, die durch den neuangelegten polnischen Munitionshafen niedergelegt wurde.

Niemand vergißt die reizvollen Birkenwege zu den Befestigungsmauern, hinter denen sich der Strand nach beiden Seiten zu ausbreitet. Ob man nun den Weg nach Heubude wanderte oder zu dem einsamen Leuchtturm am Ende des nur von der See umspülten Molenkopfes, ob man an der Seite des Hafens an den heimeligen Kochhäusern vorbeiging oder bei dem berühmten Gaidies einkehrte und an Leib und Seele gestärkt wurde, — immer waren es Stunden, die fern vom Alltag uns neue Freude und Liebe zu unserer Heimat schenkten.

Neufahrwasser war Garnison der Küstenartillerie und des Danziger Infanterieregiments 128. Auf der Westerplatte lagen auch Batterien. Die Marine hatte hier ihre Station im Kriege. Deutsche Kriegsschiffe sind oft an der Westerplatte vorbei gefahren. Engländer, Franzosen, Dänen, Schweden und Russen haben in früheren Zeiten mit ihren Kriegsschiffen vor der Weichselmündung gelegen, die damals an der jetzt noch vorhandenen Möwenschanze war. Friedrich dem Großen verdanken wir, daß die Westerplatte, die immer in schwerem Kampf mit Wogen und Wellen stand, durch künstliche Uferanlagen geschützt wurde. Die im 17. und 18. Jahrhundert angeschwemmte Westerplatte ist eine Sandbank gewesen, die später durch eine Mauer von Granitblöcken befestigt werden mußte.

Die Westerplatte ist kein Ausflugsort mehr. Sie ist ein Opfer des Versailler Friedensvertrages geworden und dient jetzt der Lagerung von polnischer Munition. Mitten ins Herz hinein schneidet der polnische Munitionshafen quer durch die schöne Landschaft. Eine Erholungsstätte ist den Danzigern genommen, die schwer ersetzbar ist. Aber im Gedächtnis der Danziger wird die Westerplatte weiterleben, denn sie war und bleibt ihnen innerster Besitz.

Ein Danziger Naturschutzpark im Wechsel der Jahreszeiten.

Von Dr. Hans Lüttschwager.

„Ewiges Meer, unendliches Meer . . . ."

Herrscht strenger Frost, und ist der Messinasee fest zugefroren, so ist auch auf ihm das Vogelleben ganz verschwunden. Dann hat das Meer, das wir als Urheimat alles Lebens ansehen können, seine Kinder wieder gefordert. Die Entenscharen, Säger, Taucher und Möwen sind zur alten Nährmutter zurückgekehrt und fischen draußen, weitab vom Strande, am Eisrande. Nur in den Dünen können wir noch Leben sehen; nordische Schneeammern, nun im Winterkleide fast weiß, suchen die letzten Körner aus schneefreien Stellen, und nordische Leinfinken klauben die Nachtkerzensamen heraus, ein anziehendes Beispiel dafür, daß sich Vögel an fremde, ihnen ursprünglich unbekannte Samen so gewöhnen, daß sie ihnen Leckerbissen werden; denn die Nachtkerzen sind ja vor vielen Jahrzehnten aus Amerika hereingekommen. Sonst können wir um diese Zeit höchstens Krähen beobachten, dazu gelegentlich einen Schwarm Meisen und als häufigsten Raubvogel den nordischen Rauhfußbussard und Sperber. Als Seltenheit ist hier in strengen Wintern auch die Schneeeule festgestellt und erlegt worden.

* * *

„Es muß doch Frühling werden."

Sogar nach dem furchtbaren Winter 1923—24 zieht der Frühling ein, da wollen wir eine Dampferfahrt von Danzig nach Östl. Neufähr machen. Ununterbrochen begleiten uns Schwärme von Vögeln, die gleichlaufend zur Küste ziehen, fast alle halten die Richtung von Norden nach Süden! Sie zeigen uns, daß die Küste als Zugstraße stark bevorzugt ist. Setzen wir uns an den Anfang des Waldes bei Neufähr, dort wo der Durchbruch mit schmaler Stelle unmittelbar vor uns liegt, dann sehen wir, wie die Scharen ununterbrochen herankommen. Vor allem sind es Buchfinken, Hunderte, ja Tausende fliegen in leichtem Bogenfluge herüber und weiter ostwärts, Schwärme von je 15—20 Ringeltauben rauschen vorbei, Feld- und Heidelerchen fliegen ständig lockend heran, Wiesenpieper sind in großer Zahl auf dem Wiesengelände eingefallen, vereinzelte Bachstelzen treiben sich auch noch herum, der Hauptzug von ihnen ist aber schon vorbei, ebenso bei Saat- und Nebelkrähe. Einsam ziehen Sperber und Falken, daneben die winzigen Goldhähnchen, die sich beeilen, nach dem freien Flug über

Wasser wieder in den Bäumen sich zu bergen. Solch Tag zeigt uns, wie es kommt, daß unser Schutzgebiet so viele Durchzügler beherbergt: es liegt in einer Zugstraße, jener Zugstraße, die wir dann im ganzen Danziger Gebiet von Zoppot bis auf die Nehrung feststellen können, und die dann weiter die Kurische Nehrung berühmt gemacht hat. Freuen wir uns dessen, sie führt uns Seltenheiten ersten Grades und Vogelmassen vor Augen.

* * *

„Sommersonnenwende"

Kommt die Zeit der hellen Nächte, in denen es bei uns nicht recht dunkel wird, so wollen wir früh, lange vor Sonnenaufgang aufbrechen. Wir wandern von Danzig durch den grauenden Morgen aus dem Langgarter Tor am Rande der Niederung entlang, bewundern, wie die Sonne sich durch die wallenden Nebel hindurchringt und setzen bei Bohnsack über den breiten Weichselfluß. Wir freuen uns am reichen Vogelleben, das sich überall dort zeigt, wo Wasser als das belebende und schaffende Element noch vorhanden ist. Ein mehrstündiger Gang durch das Schutzgebiet zeigt uns noch einmal die Fülle des hochsommerlichen Lebens. Unter den Strahlen der aufwärtssteigenden Sonne verstummen schon die Sänger, verbergen sich die mausernden Wasservögel. Wir lassen uns am frühen Nachmittag über den Durchbruch fahren, sitzen nun auf dem höchsten Sandberge der Umgebung, dem Quellberg, und betrachten noch einmal das vor uns liegende Gebiet. Ein guter Überblick ist es. Wir sehen das Wasser im Durchbruch langsam seewärts ziehen, leise gleiten wenige Segelboote dahin, jenseits liegt die Mole. Auf ihrem Anfang erhebt sich der Schuppen, der die Boote und Geräte zur Rettung von Schiffbrüchigen birgt. Mit dem Glase sehen wir die Tafel, die den Cholerafriedhof bezeichnet. Wir sehen die strahlend blaue See, die „ruhig atmend die mächtige Brust hebt." Weiß leuchten jenseits die mächtigen Sandketten, die uns zeigen, was Wellen und Wind vereint schaffen können. Die spärliche Trockenflora des Dünenrandes birgt sich in den Mulden. Im Schutze der Dünen liegt der große Strandsee. Von hier oben sieht man, wie auch an ihm die Natur langsam, aber rastlos arbeitet. Das Schicksal aller Wasserflächen hat ihn bereits gepackt. Vom Ufer her umklammern ihn die Rohr- und Schilfbestände. Wo das Wasser schon zurückgedrängt ist, hat sich die Binse angesiedelt, die wiederum schließlich den echten Gräsern und dem Riedgras weicht. Bisher bildet die Vegetation nur einen schmalen, an manchen Stellen breiteren Saum. Aber der

Naturfreund freut sich daran, weiß er doch, daß je dichter der Pflanzenwuchs wuchert, je mehr der See zum Sumpf wird, desto größer auch der Artenreichtum der Vögel werden wird. Wir sitzen und sinnen über Werden und Vergehen. Eintönig schallt aus dem Rohr zu unseren Füßen das „Karrekiet" des Drosselrohrsängers, im Kiefernholze um uns singt der Fitis sein schwermütig anmutendes Lied, leise ertönt das „Töck—töck" der Bläßhühner, und ruhelos wiegen sich die weißen und blauen Leiber der Lach- und Sturmmöwen in der Luft, um ab und zu klatschend in das Wasser nach Fischen zu stoßen. Die Natur ist auf dem Höhepunkt dieses Jahres und zeigt uns auch schon leise angedeutet das bevorstehende Vergehen.

* * *

Die Krähen schrei'n und ziehen schwirren Flug's
zur Stadt,
Bald wird es schnei'n, wohl dem, der jetzt noch
Heimat hat."

Einen klaren Oktobertag wollen wir noch einmal draußen verbringen. Gehen wir am Waldrande entlang, um den Überblick über das weiterhin liegende Schutzgebiet und das Wiesengelände zu haben. Seit frühem Morgen ziehen die Nebelkrähen. Unaufhaltsam fliegen sie in gewohnten Scharen. Diese nordischen und östlichen Vögel folgen dem alten Dünenwall und überfliegen in der Richtung zum Quellberge den Durchbruch. Unsere Krähen, von denen wir im Frühjahr auf den halbhohen Kiefern manches Nest fanden, sind längst fortgezogen, nun werden sie von diesen östlichen, hellgrauen Scharen abgelöst. Im Nadelwalde wispert es von Goldhähnchen und Meisen. Sehen wir genauer hin, dann unterscheiden wir die weißnackigen Tannenmeisen, hören die „Gürr—gürr"-Rufe der Haubenmeisen, alles ausgesprochene Nadelholzbewohner. Da plötzlich schießt wie ein Pfeil über uns ein Raubvogel dahin, so niedrig, daß man die schwarzen Bartstreifen an seiner Kehle erkennen kann. Wir haben nordische oder östliche Wanderfalken vor uns, jene Raubvögel, die auch bei uns vor dem Menschen weichen mußten, weil sie sich aus seinem Besitztum die Nahrung holten. Die Brieftaubenzüchter und Schießer haben es erreicht, daß sie nur noch in abgelegenen Wäldern und Felsen brüten. Hier an diesem gesegneten Morgen können wir gleich drei auf einmal sehen, wie sie dahinstürmen, Messina sich zuwenden und lähmendes Entsetzen unter den Enten hervorrufen. Diese kennen den Feind, fallen wie ein Stein ins Wasser zurück, wenn sie sich auch schon bei

unserem Nahen erhoben hatten. Die Furcht vor dem Menschen tritt zurück hinter der Furcht vor dem gefiederten Jäger! Bei unserer Herbstwanderung finden wir immer wieder Federkränze, „Rupfungen“ von erbeuteten Vögeln. Am meisten finden sich Krickenten, entsprechend ihrer ungeheuren Zahl. Vereinzelt werden auch Möwen, Seeschwalben Lerchen und Alpenstrandläufer eine Wanderfalkenbeute. Einmal lag sogar die Rupfung des Fischreihers da. Kennzeichnend für die Arbeit des Wanderfalken ist stets das übriggebliebene, kahlgenagte Brustbein das noch im Zusammenhange mit den Flügelknochen steht. Freuen wir uns, daß der Falke satt wurde; denn die Natur gab ihm Krallen und krummen Schnabel, zum Frucht- und Körnerfresser ist er nicht geschaffen. Sein Erscheinen unter den Vögeln muß deren Sinne schärfen, die Muskeln stärken und so das Starke kräftigen, das Schwächliche ausmerzen.

Der Hauptzug der Strand- und Sumpfvögel ist vorbei. Dafür aber hat der Messinasee auf die Enten seine Anziehungskraft ausgeübt. Da sie hier Schutz vor der Beunruhigung durch die Jagd genießen, haben sich unzählige Scharen aus der Umgebung zusammengefunden, teils sind es heimische Schwimmenten und Tauchenten, teils die zahllosen Gäste des Nordens und Ostens. Bei unserem Nahen fliegen große Vogelscharen auf, die man bei flüchtigem Überschlag auf viele Tausend schätzen darf. Ihr Flug führt sie weit hinaus auf den See, sie haben mit allen Menschen seit dem Sommer zu schlechte Erfahrungen gemacht, als daß sie uns Forscher als ihre besten Freunde von ihren menschlichen Feinden unterscheiden würden. Im Uferrohr stehen, steif wie Pfähle, spähend die grauen Fischreiher; sie recken den Hals und fliegen aus weiter Ferne ab. Als letzten Gruß spritzen sie ihren flüssigen Kot aus der Höhe herab. Auch sie werden uns in Kürze verlassen, wie es die Störche schon vor Monaten getan haben. Auf der freien Wasserfläche schwimmen einzeln die großen Haubentaucher mit ihren nun erwachsenen Jungen. Die Bläßhühner halten sich scharenweise zusammen. Diese Herbstwanderung zeigt den See in seiner Anziehungskraft für alle Durchzügler, die hier rasten, z. T. auch bleiben, bis scharfer Frost alle Blänken mit Eis abschließt. Erst dann ziehen die Tauchenten seewärts, die Schwimmenten westwärts.

* * *

Wir sehen, welchen Schatz uns hier die Natur neu geschaffen hat. Nie sollte unser Dank für die Männer schwinden, die für dieses Ge-

biet als Schutzgebiet eingetreten sind, und die es selbstlos erforschten. Als Notwendigkeit bleibt für uns: Erhaltung des Bestehenden. Und da muß es unter allen Umständen heißen: Hände weg vom Schutzgebiet! Unter dem Deckmantel sogenannter wirtschaftlicher Interessen und Ausnutzung birgt sich meist nur der eigene Vorteil weniger, die sich nur nach außenhin diesen Deckmantel umhängen. Jede Ausnutzung müßte unterbleiben, ich denke an Fischerei, Rohrschnitt und auch die Weidenutzung. Jede derartige Ausübung bedeutet eine Störung und Hemmung des natürlichen Lebens. Es gibt genug andere Stellen, deren intensive Verwertung mehr liefert als dieses Stückchen Land. Zu erstreben wäre auch eine einfache kleine Schutzhütte für die Erforscher des Geländes, die die Möglichkeit zu nächtigen und Raum für einen kleinen Kahn böte. Als überaus erstrebenswert sehe ich ferner an die Erweiterung des Schutzgebietes südwärts bis zur Waldgrenze, damit so der Kolk, der Rohrwald und die Sumpfwiesen, die alle so viel Bemerkenswertes bieten, vollkommenen Schutz hätten. Alles dieses wird aber wohl erst erreicht werden, wenn sich sowohl bei Behörden als auch bei einzelnen der Gedanke durchgerungen hat, der eigentlich selbstverständlich ist, daß Naturschutz für die Kulturländer nicht eine Liebhaberei einiger Naturschwärmer, sondern eine Lebensnotwendigkeit für die jetzigen und noch mehr für die späteren Geschlechter ist!

Helafahrt.

Von Carl Lange.

Nun liegt der Hafen schon weit in der Ferne....
Noch leuchten als weiße Punkte die schlanken Türme der Molen.
Das Land verengt sich zu schmalen Bändern und Streifen,
darüber in blauem Dunst die Silhouetten der Berge.
Bald verschwimmen Berg und Strand tiefer ineinander,
und der gewaltige Himmelsdom blaut über der ruhelosen Fläche.

Nun liegt offen und frei der weite Bogen der Danziger Bucht.
Schneller führen die wandernden Wellen das Schiff,
es bäumen sich auf die rauschenden, nimmermüden Wogen.
Sicher aber führt das Steuer das Schiff hin zum gewünschten Ziel.

Einsamer wird das Meer.
Einige Segler noch streifen über die silbernen Wellen,

den Wind in sich fangend.
Wie sie kühn das Wasser durchschneiden
über blaue Flächen hin,
herrlich im Sonnenschein leuchtend....
Stolz empor recken sich Masten und Segel,
zaubern ein Bild vor Augen:
ein Mensch mit erhobenen Händen,
in die Strahlen der Sonne greifend,
sehnsüchtiger Erwartung voll....

Einige Möwen noch
folgen ruhig den Schiffen —
silberne Streifen im Blauen.
Sie gleiten und schweben
und harren mit lichtkühnen Augen
auf die Gaben des Schiffes;
wie sie hasten und jagen
über die glitzernde Fläche,
durch den Schaum der Wogen,
den Atem des Meeres....

Und nun taucht immer klarer und schöner empor
Kirche und Leuchtturm der einsamen Insel, des alten Vineta;
wie sie die harrenden, hoffenden Arme
weit in das brandende Meer hinausstreckt!

Weiß leuchtet der Strand.
Über grünen Wäldern
grüßt wieder das Meer
zur Fahrt in die endlose Ferne.

Unsere Danziger Bucht am Abend.

Von Helene Westphal.

Es fuhr ein Zug noch spät durchs winterliche Land. — Verschneite Felder. — Wälder, deren Äste tief sich neigten unter schwerer weißer Last. — Im Zuge tiefes Schweigen. — Fremde Menschen. Um jeden — Einsamkeit und müde Schwere. —

In einer Ecke aber saß ein Mensch, den Kopf ans harte Holz gelehnt, den Blick hinausgewandt durchs Fenster ins weiße Winterschweigen — und lächelte — ganz leise — als sähe er ein Glück. — Die andern schauten unter schweren Lidern zu ihm hin. — Was sah er denn? Was machte ihn denn froh? Es war doch Nacht und dunkel?! — Ja! — Doch seine Augen — sehnsuchtsvolle Augen — drangen durch das Dunkel und suchten — fanden Lichter. Hier eins — in einem Häuschen, klein, mit tiefbeschneitem Dach. Ein Lampenlicht gewiß, ganz warm, und um den Tisch ein Kreis von Menschen, die sich liebten. — Heimat! — Vorüber Licht und Haus, im Lied der ratternden Räder. — Ein ander Licht. Am Bahndamm flammt es auf. Ein Wächter hält es in der Hand, noch spät bei Pflicht und Arbeit. Das leuchtet Treue. — Und hier ein Licht und da, und viele, wie Sterne ausgesät auf winterliches Feld. Sie gleiten aneinander in rascher Fahrt zur Kette. Die umspannte die Nacht und leuchtet — weit da draußen. —

Der Mensch, der eine, sah sie und wandte seinen Blick — so lichtgefüllt — dem Raume zu, darin die andern saßen, fremd und einsam. Und alle sahen zu ihm hin und lächelten, — ganz leise. Und keiner wußte recht, warum. Als hätte sie ein Glück berührt.

— —

Lichter! — Wer kennt sie nicht, die Abendzeichen unserer Küste, die blinkenden Grüße draußen vom Meer, die Lichterkette — strahlend hell — am Hafen; unserer Heimat flimmerndes Stirnband! — — Du stolze, mütterliche Königin! Wem hat dein Nachtgeschmeide nicht schon Trost ins Herz geleuchtet und Glück und Staunen? Die Sterne droben und die Lichter drunten — Geschwisterwechselgruß! — Und so, auf dunklen Weg gestellt und doch von Licht umschlossen und gesegnet — der Mensch! — —

Du Sternenschar am Himmel, du Lichterkranz der Heimat: strahlt uns ins Herz und lehrt uns leuchtend leben! Ein Lichtlein nur laßt einen jeden sein, auf daß er leuchte, soweit er leuchten kann — und sei es nur bis zu dem Glückslächeln eines Menschen! — Auf daß er Wärme spende, soviel er spenden kann — und sei es nur, daß eines Menschen Herz an ihm vom Eise taue! — Ein Lichtlein nur, nicht mehr, im hellen Strahlenkranze, den Gott in Weltennächten sich um die Stirne schlingt! —

Heubude.

Von Fritz Jaenicke.

Das einst so idyllisch-stille, verträumte Fischerdorf, über das der Seewind den harzigen Hauch des Kiefernwaldes trägt und hier und dort mit dem aromatischen Rauch schwelender Kieferzapfen aus den Flunderräuchereien mischt, ist jetzt zum Danziger Volksbad geworden. Die Straßenbahn läßt ihr Läuten durch den Ort tönen und spendet Glockenklang zum Konzert von Pirol, Fink und Kuckuck im Walde, den sie auf ihrer Fahrt zum Strande durcheilt.

Grunewaldstimmung, wie sie Walter Leistikow in seine Bilder bannte, atmet der waldumstandene Heidsee, an dem auch die vielbegangene neue Waldpromenade zum Seestrand vorbeiführt. Grunewaldstimmung im anderen Sinne, etwa wie sie Heinrich Zille in seinen Zeichnungen zuweilen spiegelt, zeigen besonders Sonntags der Wald und der weite, schöne Strand in sommerlich buntem Menschengewimmel, das hier froh Erholung und Erfrischung im Bade sucht unter dem Motto: „Hier bin ich Mensch, hier darf ich's sein!"

Die Strandpromenade, die auf dem Dünenzug parallel zum Strand in der Richtung nach Weichselmünde führt, bietet einen der schönsten Spaziergänge an der Danziger Bucht. Besonders in den hellen Nächten, wenn die Sonne in einem Farbenrausch hinter den fernen Höhen gesunken ist, und die Glut des Abendhimmels den Wellenschaum der Brandung in wogende Rosenfestons verwandelt, wenn der Westhimmel in zartgrünen und gelben, seidigen Tönen weiterleuchtet und die Sterne sich am Nachthimmel entzünden, dann offenbart sich hier der stille Zauber des Gestades.

Wandert man durch den Mittelweg des Heubuder Waldes ostwärts nach Neufähr und dem Quellberg zu, dann entfaltet die Natur immer eindrucksvoller ihre ursprüngliche Schönheit. Schöne Laubgehölze auf sumpfigem Grund unterbrechen den herben Ernst des Kiefernwaldes. Der Fuchs schnürt durchs Dickicht. Rehe flüchten hinter silbernen Birkenstämmen. Auf stillen Heiden, auf denen auch die Stranddistel blüht, grast Vieh. In flüsterndem Rohr schwatzen Wasservögel, und über die Kiefernkronen, in denen der Meerwind rauscht, tönt der melancholische Schrei der Kraniche.

Mit schweren Schritten stapfen Fischer durch Sandwege zum Strande. Es gilt, die Flundern zu fangen, das „Wappentier Heubudes", das am Ort in Öfen mit den charakteristischen Schornsteinen geräuchert

wird und Besuchern von nah und fern eine hochgeschätzte Delikatesse bedeutet. Die alten Fischerhäuser Heubudes sind aus Bohlen gefügt. Sonnenblumen und Astern strahlen im Herbst in ihren Gärten. Der eigenartige Zauber ihrer traulichen Hauserscheinung ist auch durch die Entwicklung Heubudes zum Volksbad nicht zerstört worden.

Das Danziger Staatsarchiv, seine Bestände und seine Aufgaben.

Von Archivdirektor Dr. Kaufmann.

Selbst in gebildeten Kreisen sind die Vorstellungen von einem Staatsarchiv unklar und mangelhaft. Es ist schon viel, wenn man das Staatsarchiv für ein Antiquarium hält, in dem alle Seltenheiten, seien es Bücher oder unbrauchbare Gegenstände, aufgehäuft werden. Kaufangebote, die oft von harmlosen Gemütern gemacht werden, zeigen, daß man vielfach in dem Staatsarchiv alles andere als eine wissenschaftliche Anstalt sieht. Demgegenüber muß zur Aufklärung mit allem Nachdrucke betont werden, daß das Staatsarchiv der auf streng wissenschaftlicher Grundlage aufgebaute Sammelpunkt aller handschriftlichen Zeugnisse für die Geschichte des Landesteils ist, der zum Geschäftskreise des Staatsarchivs gehört. Diese Zeugnisse sind Einzelurkunden, Handschriften, Karten und Pläne, sowie die bei den Behörden des Staates, der städtischen und ländlichen Gemeinden und der Kirchen erwachsenen Aktenbestände. Dazu kommen die aus dem Besitze von Gütern, Vereinen, Genossenschaften und Einzelpersonen stammenden geschichtlichen Zeugnisse, die zumeist unter Wahrung des Eigentums bei den Archiven niedergelegt werden. In den Kirchenakten, Gutsarchiven, Innungs- und Genossenschaftsakten, sogar in den kaufmännischen und gewerblichen Rechnungsbüchern findet sich oft sehr wichtiges Material für die Wirtschaftsgeschichte und die Beurteilung der geistigen Strömungen einer Zeit.

Das Danziger Staatsarchiv ist eine verhältnismäßig noch recht junge Schöpfung. Bis zum Jahre 1878 waren Ost- und Westpreußen zu einer Provinz vereinigt, und das gemeinsame Archiv für beide befand sich in Königsberg. Die Trennung der Landesteile in zwei Provinzen erfolgte, als die Größe und geschichtliche Verschiedenheit des Gebietes eine gemeinschaftliche Verwaltung nicht mehr ratsam erscheinen ließ. Aber es dauerte noch mehr als 20 Jahre, ehe man sich auch zur Einrichtung eines eigenen westpreußischen Archivs in der

Provinzialhauptstadt Danzig entschloß. Das geschah erst nach 1898. Ein neues Archivgebäude wurde im Jahre 1903 vollendet, und damit begannen die umfangreichen Arbeiten der Feststellung, Sammlung und Übernahme der archivalischen Bestände aus allen Kreisen der Provinz. Den bedeutendsten Grundstock bildete von Anfang an das überaus wichtige Archiv der Stadt Danzig, das die städtischen Behörden im Staatsarchiv niederzulegen beschlossen hatten und das in seltener Fülle und Vollständigkeit alles über die Geschichte der Stadt Bedeutungsvolle enthält. Nicht minder wichtig war die Überweisung der in Königsberg befindlichen Teile des Ordensarchivs und der aus späterer Zeit stammenden Verwaltungsakten. Die größte Masse der Bestände aber floß in das Archiv aus der Zeit der preußischen Verwaltung Westpreußens seit 1772. In großenteils lückenloser Folge kamen so die Akten des Oberpräsidiums, der Regierungen, der Kriegs- und Domänenkammer, der Gerichts- und Kreisverwaltungen zusammen. Ihnen schlossen sich die meisten Städte der Provinz an, deren Archive natürlich im Staatsarchiv weit besser untergebracht waren, als in den Rathäusern, wo sie auf Böden oder in feuchten Räumen dem Verderben ausgesetzt oder durch Feuersbrände schwer gefährdet waren. Zahlreiche Kirchen- und Landgemeinden, Güter, Vereine und Private folgten nach, und die Menge der Abgaben nahm bald einen solchen Umfang an, daß die elf Stockwerke des Staatsarchivs schon zum großen Teile gefüllt waren und die Gefahr des Raummangels näher und näher rückte. Wenn man bedenkt, daß mehr als 40 000 Urkunden, über 10 000 Karten und Pläne und etwa 280 000 Aktenstücke zusammenkamen, so ist es verständlich, daß die Raumfrage bei dem dauernden Wachstum der Bestände sehr schwer ins Gewicht fiel. Der Weltkrieg mit seinem unglücklichen Ausgange, die Losreißung Westpreußens und Danzigs vom Vaterlande, die Errichtung des Freistaates blieben nicht ohne tiefgreifenden Einfluß auf das Staatsarchiv. Preußen zog einen großen Teil seiner Archivalien zurück und übergab die hier verbleibenden Restbestände der Freien Stadt Danzig als Treuhänderin. Das in seinem Umfange so verkleinerte Staatsarchiv wurde aber sehr bald wieder aufgefüllt durch große Mengen von städtischen und anderen wertvollen Akten, die früher noch nicht übernommen waren, jetzt aber dem Staatsarchive zuströmten, so daß, wenn auch nicht ganz, so doch zum großen Teile der alte Umfang wieder erreicht ist.

Unter den Aufgaben des Staatsarchivs stand natürlich von An-

fang an in erster Linie die wissenschaftliche Sichtung und Ordnung des ungeheuren Stoffes, der größtenteils in ganz rohem Zustande ihm übergeben war. In 25jähriger, anstrengender, unermüdlicher und zielbewußter Arbeit ist die Sichtung gelungen, wenn auch noch für Generationen den Archivbeamten ein weites Feld reichster Ordnungstätigkeit offen steht. Ja, man darf sagen, daß diese Arbeit nie zum Abschluß kommen kann, weil der lebendige Organismus nicht stille steht, sondern dauernd wächst und sich weiter entwickelt. Aber schon jetzt ist als Frucht der langjährigen Arbeit eine schier unübersehbare Fülle von allgemeinen und zum Teil bis ins Einzelnste gehenden Verzeichnissen fertig gestellt, und diese ermöglichen es nun, der zweiten, ebenso wichtigen Aufgabe in vollem Umfange gerecht zu werden, der Aufgabe, den Bedürfnissen der öffentlichen Verwaltung und der wissenschaftlichen Forschung Genüge zu tun. Denn das Archiv ist keine, wie man vielfach glaubt, dem praktischen Leben fernstehende, vom Staube der Vergangenheit lebende Anstalt. Es gibt keine Frage des öffentlichen wie des privaten Lebens, für die nicht letzten Endes der Archivbeamte entscheidende Antwort geben muß und meistens auch geben kann. An einzelnen Beispielen möge das gezeigt werden. Wenn der Staat oder eine Gemeinde mit einer anderen Gemeinde, einer Gutsverwaltung oder einem Privatmann über die Abgrenzung oder den Umfang der beiderseitigen Rechte, sei es an Straßen oder Gewässern, sei es an Fischerei-, Wald- und Feldnutzungen, streitet, wenn ein Privatmann mit seinem Nachbarn über seinen Besitz und dessen Umfang uneinig ist, wenn eine Kirchengemeinde mit der Schule oder der politischen Gemeinde über Rechte und Pflichten in Streit kommt, wenn ein Hausbesitzer ein auf seinem Hause ruhendes Recht nachweisen oder eine Belastung ablehnen will, wenn jemand zur Erlangung einer Erbschaft die Verwandtschaft mit einem vielleicht in Amerika verstorbenen Erblasser nachweisen möchte, — immer wendet sich alles hilfesuchend an das Staatsarchiv. Nach oft sehr schwierigen und zeitraubenden Forschungen, die wissenschaftliche Schulung auf allen Gebieten des öffentlichen und privaten Rechtes und der Geschichte, aber auch praktischen Blick erfordern, bemüht sich das Archiv, Auskunft zu geben und gar oft unlösbar scheinende Wirrnisse zu lösen. Auch für die wissenschaftliche Geschichtsforschung, sei sie politischer, wirtschaftlicher oder rein geistiger Natur, fließen hier die entscheidenden Quellen. Seit der gewaltsamen Umgestaltung der politischen Verhältnisse ist damit den Beamten des Archivs eine dritte Aufgabe ge-

Am Sande

Nach einer Originalradierung von Professor B. Hellingrath

Verlag der Danziger Verlagsgesellschaft m. b. H., Danzig

stellt, die in früheren glücklicheren Zeiten entweder gar keine oder nur eine theoretische Bedeutung gehabt hat. Es galt eine Fülle von Fragen entweder neu zu beantworten oder einer gründlichen Nachprüfung zu unterziehen und so im Kampfe Danzigs um seine Selbständigkeit, Unabhängigkeit und seinen deutschen Charakter, seinen deutschen Ursprung und seine deutsche Vergangenheit das Rüstzeug zu liefern und auch die großen Fragen des deutschen Ostens, die gerade jetzt Fragen von weltgeschichtlicher Bedeutung geworden sind, in das helle Licht geschichtlicher Wahrheit zu stellen.

So hat das Danziger Staatsarchiv Aufgaben, die es in die erste Kampflinie des geistigen Ringens um Wahrheit und Gerechtigkeit stellen, und daß dieser Kampf mit dem sittlichen Ernste, der Gründlichkeit strengen Forschens und ehrlichen Strebens geführt wird, dafür spricht eine Fülle von Veröffentlichungen, über die nichts weiter gesagt werden soll. Auch abgesehen davon ist es für alle Bedürfnisse des Staates wie des einzelnen Bürgers die Stelle, an der Fragen, die sonst oft überhaupt nicht beantwortbar sind, ihre Entscheidung erhalten, es ist auch die Stelle, an der die von allen Kämpfen des Tages losgelöste rein wissenschaftliche Forschung das Feld reicher und fruchtbringender Betätigung findet.

Der Löwe im Danziger Wappen.

Von Anton Bertling.

Die Kron in deinem Wappen weist,
Daß du die Kron in Preußen seyst.
Die Kreutze geben uns zu sehn,
Daß du bei Christo wollest stehn.
Was bilden denn die Löwen für?
Der Löwen art und Muth an dir.

Diese Verse befinden sich auf dem Kupferstich eines Danziger Bildes aus dem Jahre 1644. Ein wenig erkünstelt wollen sie das Danziger Wappen beschreiben, das durch zwei übereinander stehende silberne (weiße) Kreuze mit darüber schwebender goldener (gelber) Krone auf rotem Felde gekennzeichnet ist. Seit der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts war es üblich, das Wappenschild von zwei Löwen gehalten darzustellen.

Gar mannigfach haben Kunstgeschmack, Willkür und Laune den Wappen und insbesondere den Löwen Form gegeben. Neben heral-

dischen Verschnörkelungen gibt es humorvolle Darstellungen (so an den Innenseiten von Brotbänken- und Frauentor) oder politische Andeutungen, wie z. B. im Wappen am Rathausportale, wo beide Löwen nach derselben Seite, zum Langgasser Tore, schauen, von wo der Feind zu erwarten ist.

Zwar sind die Löwen als Schildhalter nur Beiwerk des Wappens. Im Danziger Volksgefühl werden sie aber vielfach für die Hauptsache gehalten, zumal in manchen Wappendarstellungen der Löwe gegenüber dem Schilde dominiert. So in den beiden Löwen, die die Beischlagtreppe zum Artushof flankieren.

Die Löwen haben nicht immer dort gestanden. Curikes bekannte Danziger Chronik zeigt an deren Stelle zwei Säulen, die als Fackelträger zu dienen schienen. Als Mitte der 90 er Jahre vorigen Jahrhunderts das Jakobstor abgebrochen wurde, fanden die das Tor zierenden Ovalschilde, die je von einem sitzenden Löwen gehalten wurden, vor dem Artushofe Aufstellung. Sie waren zwar stark verwittert, hätten aber noch etliche Menschenalter überdauern können, wenn sie nicht ruchlose Hand so verstümmelt hätte, daß ihre Erneuerung unabweisbar war. Die neuen Löwen sind im Jahre 1925 getreu den guten alten Stilformen nachgebildet.

Die Löwen sind an dieser Stelle von besonderer symbolischer Bedeutung, denn der Artushof, den sie bewachen, ist von jeher eine Stätte Danziger Gastlichkeit. Dort trafen sich einst die Danziger Bürger zu Dämmerschoppen und gemütlicher Aussprache. Was diese an Kunstschätzen stifteten, ist heute eine Sehenswürdigkeit ersten Ranges. Seit der Jahrhundertwende, seit Danzig alljährlich von vielen Kongressen besucht wird, wird den meisten von diesen ein Begrüßungsabend dort bereitet, der in den geselligen Veranstaltungen jedesmal ein Höhepunkt zu sein pflegt, weil der Fremde dort in nuce den einstigen Glanz der Hansestadt Danzig vereinigt sieht.

Danzig im internationalen Verkehr.

Von Dr. Carl Bechler.

Wenn ich der an mich gerichteten Bitte nachkomme und mich zu dieser Frage hier äußere, so sehe ich mich gezwungen, die Überschrift einzuschränken auf den Fremdenverkehr allein, denn über die vielseitigen Auswirkungen des Verkehrs schlechthin, seine Organisationen, seine Bedingtheiten, seine geschichtlichen Verankerungen, seine

politischen und kommerziellen Gebundenheiten zu sprechen, bedarf einer volkswirtschaftlich geschulten Feder und kann nicht die Aufgabe eines Mannes sein, der in ehrenamtlicher Arbeit im Rahmen einer von Danziger Bürgern geschaffenen Verkehrsorganisation („Danziger Verkehrszentrale") sich bemüht, durch die Hebung des Fremdenverkehrs dem durch internationale politische Überlegungen geschaffenen Freistaate das harte Los eines Leben-Müssens unter nahezu unmöglichen Bedingungen zu erleichtern.

Es hieße Eulen nach Athen tragen, wollte ich hier auf die große Bedeutung des Fremdenverkehrs für ein Gemeinwesen — die Größe spielt keine Rolle dabei — hinweisen. Das ist hinreichend bewiesen und gelehrt worden. Schon in den mittleren Klassen lernt man auf der Schule, daß Länder wie die Schweiz und Italien ihren Staatshaushalt aus den Einnahmen durch den internationalen Fremdenverkehr in der Schwebe zu halten vermögen. Nun ist allerdings jeder Fremdenverkehr an gewisse Bedingungen geknüpft, die sich im allgemeinen wohl treffend umspannen lassen durch die Frage: „Was wird dem Zureisenden geboten?" Es muß also immer etwas vorhanden sein, was lockt. Dies Etwas kann die mannigfachste Form haben, von einer kaum bemerkbaren Inschrift, die ein bedeutendes Ereignis verkündet (z. B.: Jenes zweifelsohne bald geschaffene Erinnerungsmal in der Eiswüste: „Hier landete das erste Flugzeug, das von Ost nach West den Atlantik überquerte.") bis herauf zu den ergreifenden Schönheiten, wie sie die allgütige Natur in der Landschaft oder der geniale Mensch in der Unvergänglichkeit seiner Kunstschöpfungen uns geschenkt haben.

Danzig ist nun mit beidem begnadet. Natur und Mensch haben, wohl nicht in enger Schicksalsgebundenheit, so doch in gewisser Beziehung zu einander die Stadt mit Bedingungen ausgestattet, die für den Fremdenverkehr ideal genannt werden können. Es ist daher nicht verwunderlich, wenn der Fremdenverkehr immer eine gewisse Rolle im Danziger Leben gespielt hat und wenn seine Wirkungen sich gezeigt haben in der wirtschaftlichen und kulturellen Äußerung dieses Gemeinlebens. Daß aber die Bedeutung heute, nachdem wir Freie Stadt geworden sind, in ihrem Wert klarer erkannt wird, geht auf die oben gestreiften allgemeinen Erkenntnisse zurück, die Gemeingut der leitenden Stellen geworden sind.

Auch der Radius ist erweitert worden. Während es vor dem Kriege genug war, wenn das Mutterland Deutschland und das Hinterland,

Polen—Rußland, seine Gäste schickte, bemüht man sich, Danzig in den Kreis der Stätten zu ziehen, die das Ziel der internationalen Reisenden geworden sind.

Nun ergibt sich hier aber eine geographische Hemmung. Wir liegen abseits des „beaten track", des breiten alljährlich begangenen Touristenweges, der in Berlin—Dresden sich seine östliche Grenzmarke gesetzt hat. Uns trennt — verkehrstechnisch gesprochen — ein breiter Streifen Ödland hiervon, den die Eisenbahn nur in wenigstens acht Stunden zu überwältigen vermag und der dem Reisenden als Krönung noch die Zoll- und Paßmanipulationen bringt. Es ist also, solange der Schienenstrang den Hauptnerv des Fremdenverkehrs bildet, Danzig nicht leicht in die belaufenen Gegenden einzubeziehen, umso mehr als Danzig nicht den Ausgangspunkt für eine Kette von andern Orten oder Landschaften bildet, sondern vasenhaft sich einsam herausschält. Für den internationalen Verkehr sind wir daher allein auf die See angewiesen. Wir können uns nur im Zusammenhang mit den Vorzügen einer Seereise, die gleichzeitig andere Hafenstädte der Ostsee berührt, an den Weltfremdenverkehr schließen. — Die Zeiten, da der Luftverkehr den Begriff Entfernung zur Lächerlichkeit herabwertet, sind noch nicht gekommen, obschon diese Zeit sich in die Lebensdauer der heutigen Generation einfügen wird. — Also der Seeweg, der uralte Weg, der einst Kulturträger und Kaufleute nach dem Osten brachte, ist das einzige Mittel „Die Königin der Ostsee" dem internationalen Fremdenverkehr, — der sich in der Hauptsache anglo-amerikanisch gibt — zu erschließen.

Das ist bereits getan. Denn jedes Jahr laufen mehrere Dampfer unseren Hafen an. Sie bringen eine große Anzahl englisch sprechender Fremder zu uns, die aus einem Aufenthalt von verhältnismäßig kurzer Zeit, die Begeisterung und die Pflicht, die Schönheiten Danzigs zu preisen, in ihre Heimat nehmen und dankerfüllte Werber im Sinne unserer Arbeit werden. Die beiden großen deutschen Schiffahrtsgesellschaften: „Der Norddeutsche Lloyd" und die „Hapag" lassen auch jährlich Dampfer-Ostseefahrten machen, die uns namentlich Süd- und Westdeutsche herbringen. Was das für uns ist, braucht hier nicht unterstrichen zu werden.

Immerhin muß eingestanden werden, daß solche Besuche nur zeitlich begrenzte Einzelerscheinungen sind, die sich nicht auf die Stufe stellen lassen mit dem ununterbrochen sich bewegenden Strom von Fremden, den die Eisenbahn oder das Auto herbeischaffen! Aber auch

hier werden sich wohl schon im Laufe dieses Jahres Lieblingsgedanken, denen ich schon lange nachgegangen bin, verwirklichen lassen. Die regelmäßigen Tourendampfer Danzig—London werden sich wohl als Ersatz — wenn auch noch als unvollkommener Ersatz — erweisen.

Vielleicht liegt aber gerade in der Tatsache, daß wir nicht überlaufen sind, ein Vorzug, den man nicht außer Acht lassen darf. Welcher einigermaßen tief empfindende Mensch hat nicht gelitten unter der Nachbarschaft von Touristen, wenn er sich still versenkte in die Schönheiten, die sich seinem Auge erschlossen. Ich selbst habe niemals das Erleben mit mir aus der Westminster Abtei oder dem Kölner Dom nehmen können, das mich, selbst in einer schlichten Dorfkirche, in mir formt. Für die reifsten und tiefsten Dinge verlangen wir Abgeschiedenheit, Einsamkeit. Nur aus beschaulicher Eigenversenkung erwächst der große Wert, den Schönheiten in uns erschließen.

So lösten diese Betrachtungen zum Schluß den Dank aus an die gütige Hand der Vorsehung, die unser Danzig vor dem Hasten und dem Staub des „beaten track" bewahrt und es in seiner lärmfremden dennoch begehrenswerten Einsamkeit erhält.

Danziger Volkstypen.

Von Herbert Sellke.

Volkstypen gibt es überall dort, wo alte Kultur ist. Sie sind die Ergebnisse ihrer Umgebung. Das Leben hat sie geformt, und solange seine Bedingungen ihm günstig sind, bleiben sie erhalten. Deshalb verschwinden sie, wo das moderne Leben seine Herrschaft ausbreitet. Aber neue Typen werden kommen, wieder aus den Lebensformen ihrer Zeit heraus geboren.

Danzig mit seinem geschlossenen Stadtbilde, seiner gesonderten Lage, seinem ausgeprägten Landschaftscharakter, war immer ein Boden für die Bildung interessanter Volkstypen, und schon Matthias Oeisch, der sie im Bilde festhielt, wußte, daß sie charakteristischen Wert besitzen.

In allen Hafenstädten der Welt, in denen es auch Fischfang gibt, spielt die Fischfrau eine bemerkenswerte Rolle. In Danzig gehört sie zum Ganzen, wie die gewaltige Haube des Krantores zu dem Ufergebilde an der Mottlau. Sie darf nicht verschwinden, denn dann hätte der Fischmarkt aufgehört, ein Merkmal Danzigs zu sein. Man

hat der Danziger Fischfrau so manches nachgesagt. Sie sei rechthaberisch und zänkisch, und mit ihr sei nicht gut Kirschenessen. Aber man vergesse nicht zu erwähnen, was für ein lebenstüchtiger Mensch sie ist. Sie sitzt unermüdlich, vom Wetterwechsel unangefochten, in ihrer Tonne und bietet die Ware feil, die von Mann und Söhnen von der Reede hereingeholt worden ist. Ihres Ehegefährten Lebenskameradin und Arbeitsgenossin ist sie durch die Jahrhunderte gewesen, wie kein sozialpolitisches Ideal sie besser zeichnen könnte. Dazu schenkte sie dem Staate Kinder, ein Dutzend manchmal und auch mehr. Ihr blieb sogar Zeit, sie wiederum zu braven Menschen zu erziehen. Und wenn sie Kummer hatte, den ertrug sie wie ein echter Philosoph. Sie weiß, daß Tränen trösten und daß an ihnen niemand stirbt. Aber ihr Töpfchen Kaffee muß sie haben. Das hilft ihr, Hitze und Kälte ertragen, das macht ihr die schwere Tagesarbeit leicht.

Übrigens ist sie gar nicht rechthaberisch, wenn man ihr nicht widerspricht, und auch nicht zänkisch, wenn man sie nicht ärgert. Wenn man ihr freilich sagt, ihre Fische seien nicht mehr frisch und zu klein und zu teuer, ja dann — — — — So etwas hört niemand gern und die Danziger Fischfrauen schon ganz und gar nicht. Dann zeigt sich ihre Zungenfertigkeit und ihr Wortreichtum und wenn nötig auch ihre Lungenkraft. Aber in solchen Augenblicken blüht Alt-Danzig auf wie ein Garten vergessener Blumen.

Danzig vom Bischofsberg.

Mitarbeiter- und Quellenverzeichnis.

Bechler, Dr. Carl, geb. 1886 zu Danzig. Er studierte neuere Sprachen, machte den Weltkrieg mit und ist z. Z. Studiendirektor in Danzig. Vielgeschäftig und gewandt, leistete er im Reich und in Übersee tüchtige Aufklärungsarbeit über die Nöte der Heimatstadt, der er auch als Direktor der Verkehrszentrale seine Dienste leiht. Im Sportleben Danzigs spielt er eine große Rolle; seit einiger Zeit ist er Theaterkritiker der Danziger Zeitung. Die liebenswürdigsten und wesenhaftesten Kinder der Bechlerschen Muse sind seine romantischen Jugendwerke, vor allem die Novelle „Anna Dorothea".

Bertling, Anton, geb. am 7. Mai 1861 in Danzig, war viele Jahre Redakteur der „Danziger Zeitung" und hat sich besonders durch seine Heimatschriften verdient gemacht. Seine Heimatliebe kommt auch bei den von ihm herausgegebenen Führern und Kalendern über Danzig zum Ausdruck, die im Verlag A. W. Kafemann erschienen sind. Anton Bertling ist einer der besten Kenner des alten Danzig und gehört seit Begründung dem Vorstand des „Deutschen Heimatbundes Danzig" an.

Blech, Dr. Abraham Friedrich, geb. 1762 zu Danzig, seit 1812 Professor der Geschichte und Geographie am Danziger Gymnasium, gest. 1830. Der hier abgedruckte Abschnitt ist dem lebensvollen Werk: Geschichte der siebenjährigen Leiden Danzigs von 1807—1814 (Danzig 1815) entnommen.

Braun, Fritz, Professor, geb. 1873 zu Danzig, studierte in Königsberg Geographie, Naturwissenschaften und Geschichte. Von 1900—1908 hielt er sich zumeist in Konstantinopel auf, wo er von 1900—1905 als Lehrer an der deutschen Oberrealschule wirkte. Er nützte diese Zeit zu ornithologischen Studien und bemühte sich, der deutschen Kolonie eine allgemeinverständliche Landeskunde ihrer neuen Heimat zu schenken. Hierauf trat er in den preußischen Schuldienst zurück, wirkte in Marienburg, Graudenz und Dt. Eylau und ging 1921 nach Danzig, wo er z. Z. als Oberstudienrat am Realgymnasium zu St. Johann tätig ist. Seit seiner Rückkehr arbeitet er hauptsächlich auf dem Gebiete der Heimatkunde. Von den Brandstetterschen Heimatbüchern gab er „Die Ostmark" und mit Lüdtke und Müller-Rüdersdorf „Entrissene Ostlande" heraus. Daneben schuf er zahlreiche Arbeiten über das Seelenleben der Vögel, vor allem im „Journal für Ornithologie" und den „Naturwissenschaften". Als Geograph bearbeitete er in Gerbings großem Werk „Das Erdbild der Gegenwart" Europa und den näheren Orient. Der Schwerpunkt seiner Lebensarbeit liegt in seinen tierpsychologischen Forschungen. Überall bemühte er sich, fachmännischer Arbeit sprachliche Würde und gefällige Form zu geben.

Brausewetter, Arthur, geb. am 27. Januar 1864 in Stettin, lebt als Archidiakonus an St. Marien in der Frauengasse zu Danzig. Sein Name ist durch die in Hunderttausenden von Stücken erschienenen Unterhaltungsromane weitesten Kreisen bekannt. Danzig und der Osten stehen im Mittelpunkt seines Schaffens. Von seinen Büchern nennen wir: „Wer die Heimat liebt wie Du," „Von

Juans Erlösung" (Westermann, Braunschweig), „Stirb und Werde," „Zum Herrschen geboren," „In Lebensfluten, im Tatensturm" (Martin Warneck, Berlin), „Die große Liebe" (Reclam, Leipzig), „Der Kampf mit den Geistern," „Die Halbseele," „Dämonen der Zeit," „Nichten und Nixen" (Max Koch, Leipzig), „Und hätte der Liebe nicht," „Der See" (Bergstadtverlag, Breslau). Lebensbücher: „Mehr Liebe," „Sonne ins Leben," „Freuden des Lebens," „Höchstes Glück der Erdenkinder," „Der Meister des Lebens".

Carsten, Albert, Geh. Regierungsrat und ord. Professor an der Technischen Hochschule zu Danzig, ist geboren am 1. November 1859 in Berlin. Erbauer der Technischen Hochschule, wirkt seit einigen Jahrzehnten als Professor der Architektur in Danzig.

Craczer, Dr. Hellmuth, geb. 1900 in Berlin. Studierte in Danzig und Jena Staatswissenschaften und promovierte zum Dr. rer. pol. Zur Zeit wirkt er als Schriftleiter an den Danz. Neuesten Nachrichten, für die er die ständige Abteilung „Langfuhr" bearbeitet.

Cuny, George, Oberregierungsbaurat, ist in Borgfeld, Kreis Danziger Höhe, am 2. Dezember 1857 geboren. Eine Reihe der Danziger Bauten ist ihm zuzusprechen, u. a. der Hauptbahnhof. Seine Werke beschäftigen sich meist mit seiner östlichen Heimat, das ehemalige Westpreußen eingeschlossen. Auch jetzt wirkt er noch im Verein der Danziger in Berlin. Von seinen Schriften seien genannt: „Beiträge zur Kunde der Baudenkmäler in Westpreußen" (Thorn 1899), „Danziger Kunst und Kultur im 16. und 17. Jahrhundert" (Frankfurt a. M.), zahlreiche Abhandlungen in den Organen des Westpreußischen Geschichtsvereins.

Domansky, Walther, Pfarrer a. D. und Schriftsteller, geb. am 2. Dez. 1860 in Danzig, studierte 1880—83 in Leipzig und Königsberg Theologie, 1885—88 Pfarrer in Neu-Barkoschin Kreis Berent Westpr., 1888—1890 Pfarrer in Sachsenberg in Waldeck. Seit 1890 widmet er sich ausschließlich der Schriftstellerei. Seine Lyrik, Skizzen und Erzählungen, in Zeitungen, Zeitschriften und Büchern erschienen, zeugen von tiefer Liebe zur Heimat und von gründlichem Wissen der Vergangenheit unserer alten Hansestadt. Überall, wo es gilt, die alte Geschichte wieder lebendig werden zu lassen, steht er mit an erster Stelle. Das beweist wiederum das kürzlich (bei Gorschalky, Danzig) erschienene Werk „Rund um den Pfarrtum".

Dütschke, Dr. Martin, ehemaliger Oberstabsarzt, geb. am 19. Februar 1887 in Lübbecke, lebt als praktischer Arzt in Danzig-Neufahrwasser. Neben seiner beruflichen Tätigkeit beschäftigt er sich vor allen Dingen mit Heimat- und Volkskunde. Als Leiter der Spielgruppe und Vorsitzender des Deutschen Heimatbundes Neufahrwasser veranstaltet er Festspiele zu den verschiedenen Jahreszeiten, u. a. auch Oster- und Weihnachtsspiele in der Kirche.

von Eichendorff, Joseph Freiherr, geb. in Schloß Lubowitz in Schlesien (1788—1857), ist mit dem Osten besonders eng verbunden, da er in Danzig als Regierungsrat um 1820 lebte und hier einige seiner schönsten Lieder und Novellen schuf. Sein Sommersitz war das Gut Silberhammer bei Danzig-Langfuhr. Hier entstand auch sein bekanntestes Werk „Aus dem Leben eines Taugenichts". Von Silberhammer aus besuchte er häufig seinen Freund, den Fürstbischof Joseph von Hohenzollern, der als Abt im Kloster Oliva weilte. Die Landschaft und das Leben in Danzig wur-

den ihm immer lieber, sein Freundeskreis immer größer, so daß er später an die Jahre hier und in Königsberg mit besonderer Freude zurückdachte. Zu nennen ist noch in seinen Beziehungen zum Osten sein aufrüttelndes Werk über die Wiederherstellung der Marienburg und seine Freundschaft mit dem Minister Heinrich Theodor v. Schön. Er war zuletzt vortragender Rat in Berlin und starb 1857 in St. Rochus bei Neiße.

Falk, Johann Daniel (1768—1826), hat in seinen Schriften und Werken für seine Heimat geworben. Sein Roman „Das Leben des Johannes von der Ostsee" (1805) schildert uns Westpreußen. Immer ist er in seinen künstlerischen Arbeiten mit der Heimat eng verbunden, auch in der Zeit, da er von 1797 an in Weimar lebte und Verbindungen zu Goethe und Wieland anknüpfte. Seine Aufzeichnungen über Goethe sind bekannt. Auch mit Johanna Schopenhauer, seiner nahen Landsmännin, trat er in Weimar in Verkehr. Sein Weihnachtslied „O du fröhliche, o du selige" und sein oft komponiertes Seefahrer-Lied „Nach dem Sturme fahren wir" werden noch heute gesungen.

Enderling, Paul, geb. am 22. April 1880 in Danzig, lebt als Dichter und Schriftsteller in Stuttgart. Er hat die Seele Danzigs in seinen Romanen und Erzählungen mit am tiefsten erfaßt. Enderling ist auch der Verfasser der vielgesungenen Danzighymne. Seine Hauptwerke sind: „Ostpreußen", „Der Hungerhaufen", „Im Jahr des Friedens", „Fräulein", „Stürme in der Stadt" (beides Danziger Romane), „Die Glocken von Danzig", „Wächter im Turm", „Danziger Geschichten und Gedichte" (erschienen bei Thienemann, Stuttgart, August Scherl, Berlin, A. W. Kafemann, Danzig).

Faber, Dr. Walther, geb. 1884 in Mülhausen-Elsaß als Sproß einer Pfälzer Familie. Machte den Weltkrieg mit und wirkt seit 1919 am Danziger Realgymnasium zu St. Johann. Er beschäftigt sich vornehmlich mit Schulgeschichte. Seine Gattin ist die Danziger Märchenfrau Elsa Faber-v. Bockelmann, an deren freundlichem Schaffen er großen Anteil hat.

Faber-v. Bockelmann, Elsa, geb. am 4. Februar 1890 zu Danzig, hat als Märchenerzählerin viele Wanderungen durch die östliche Heimat unternommen. Eine Reihe stimmungsvoller Geschichten und Märchen künden von ihrer Liebe zur engeren Heimat. Viele ihrer Erzählungen sind dem alten Pfarrtum und der Marienkirche gewidmet. Schöne Jugendjahre verbrachte sie im Mormonenschloß bei Oliva. Ihre Bücher führen uns in ihre Märchenwelt: „Danziger Märchen" (Verlag Hans Rhaue, Danzig), „Märchen", „Zwölf wunderschöne Märchen", „Fern dem Alltag" (aus dem Wandertagebuch einer Märchenfrau), (Erich Matthes, Leipzig).

Federau, Wolfgang, ist am 8. März 1894 in Danzig geboren. Als Lehrer im Baltenlande wurde er während des Krieges Zivilgefangener und verlebte diese Jahre im fernen Sibirien. Durch den Ausgang des Krieges und durch finanzielle Schwierigkeiten war er gezwungen, sein Studium aufzugeben und ist jetzt Beamter in Danzig. Federau gehört zu den fruchtbarsten jüngeren Dichtern Danzigs und ist Mitarbeiter vieler Zeitungen und Zeitschriften im Osten und im Reich. Als Bücher sind erschienen: „Das Herz und die Erde", „Danziger Dichter und wir" (A. W. Kafemann-Danzig) „Amur und Tamare".

Förttemann, Ernst Günther, Professor Dr., geb. 1822 zu Danzig, gest.

1906 in Charlottenburg. Studierte Germanistik und wurde zuerst Lehrer, dann Bibliothekar, zuletzt an der Kgl. Bibliothek zu Dresden. Als Sprachforscher genoß er hohen Ruf; uns geht vor allem sein hübsches Büchlein: Aus dem alten Danzig (Saunier, Danzig, 1909) näher an, das in Danzig weiteste Verbreitung verdiente, weil es mit erquicklicher Wärme geschrieben ist.

Hellingrath, Berthold, ist am 27. Oktober 1877 in Elbing geboren. Seine Danziger Radierungen sind weitesten Kreisen bekannt. Er wurde 1926 Professor an der Technischen Hochschule zu Hannover. Seine Danzigmappen, die von seinem technischen Können und seiner Liebe zur Heimat Zeugnis ablegen, sind in der Danziger Verlagsgesellschaft erschienen.

Hinz, Martha, geb. am 3. Januar 1870 in Willenberg, Ostpreußen, war Privatlehrerin in Allenstein und Danzig. Sie ist seit 1915 Hilfsbibliothekarin der Danziger Volksbücherei. Ihre Gedichte, Skizzen und Erzählungen behandeln Danziger Motive.

Hirsch, Theodor, Professor Dr., geb. 1806 in Altschottland bei Danzig, studierte Geschichte und wirkte am Danziger Gymnasium, bis er einen Ruf nach Greifswald erhielt, wo er als Professor der Geschichte und später auch als Oberbibliothekar der Universitätsbibliothek amtierte. In Greifswald verstarb er 1882. Er schrieb geschichtliche Lehrbücher, durch die er als methodischer Reformer wirkte und schenkte uns Danzigern grundlegende Werke zur Geschichte unserer Marienkirche. Einem derselben entstammen die von uns gebrachten Aufsätze.

Hübner, Dr. Hans, geb. 1896 in Grätz (Posen). Studierte in Berlin, Breslau und Frankfurt hauptsächlich Geschichte, machte den Weltkrieg mit und trat dann in den Schuldienst der Stadt Danzig. Seine Arbeiten zur westpreußischen Geschichte zeichnen sich durch gründliche Quellenstudien und lebhafte Darstellung aus.

Jaenicke, Fritz, Redakteur der Danziger Neuesten Nachrichten, geb. am 9. Dezember 1885 in Dt. Eylau, war Abiturient von St. Johann in Danzig und studierte Architektur und Kunstgeschichte. Er ist Schöpfer der populären Gestalt des „Rentier Poguttke", durch die er u. a. seit Jahren für den aufblühenden Badeort Heubude wirbt. Ihm ist es zu verdanken, daß Heubude eine immer größere Bedeutung gewonnen hat. In seiner humorvollen und geistreichen Art liegt tiefer Ernst. Wesentliches hat er auch als Referent für die bildende Kunst in Danzig getan.

Kalweit, Dr. D. Paul, geb. 17. Februar 1867 in Domnau, Ostpreußen, lebt als Generalsuperintendent in Danzig. Neben seinem Amt als höchster evangelischer Geistlicher ist er vor allen Dingen durch seine philosophischen Vorträge und Schriften bekannt. Dr. Kalweit gehört zu den besten Kennern Kants. Von seinen Abhandlungen seien genannt: „Die praktische Begründung des Gottesbegriffs bei Lotze", „Die Begründung der Religion", „Kants Stellung zur Kirche", „Die Stellung der Religion im Geistesleben" (in der Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt"), in zweiter Auflage unter dem Titel: „Einführung in die Religionsphilosophie." Eine größere Anzahl von Beiträgen sind außerdem erschienen in: „Die Religion in Geschichte und Gegenwart".

Kaufmann, Dr. Karl Josef, geb. 1865 zu Wertheim a. Main, studierte in Straßburg, München und Bonn hauptsächlich Geschichte, wirkte von 1891—1900 in Rom, hierauf bis 1903 am Archiv in Magdeburg. Seitdem

arbeitet er am Staatsarchiv in Danzig, dessen Leitung heute in seinen Händen liegt. Als geistvoller Mann von vielseitigen Interessen widmete er seine Kraft vor allem der bedrohten Heimat, deren Rechte er mit dem Rüstzeug des Historikers erfolgreich verteidigt.

Keyser, Dr. Erich, geb. 1893 in Danzig. Studierte in Freiburg, München, Halle und Berlin vornehmlich Geschichte. Nach dem Kriege am Geheimen Staatsarchiv in Berlin, seit 1920 als Staatsarchivrat in Danzig. Seit 1925 Privatdozent für mittlere und neuere Geschichte an der Technischen Hochschule in Danzig. 1927 wurde ihm die Leitung des neubegründeten Staatlichen Landesmuseums für Danziger Geschichte im Schloß Oliva übertragen. Er verfaßte zahlreiche Werke und Aufsätze zur Danziger und Ostdeutschen Geschichte, so „Danzigs Geschichte" (2. Aufl. 1928), „Die Entstehung von Danzig" (1924), „Die Stadt Danzig" (1925), „Der Kampf um die Weichsel" (1925), „Das hansische Danzig" (1926). Mit starken geistigen Waffen ist er ein Vorkämpfer jener Danziger Historiker, die für das Recht ihrer Vaterstadt eintreten.

von Kries, Georg, geb. 1863 in Smarczewo, Westpreußen, entstammt einer bekannten alteingesessenen Landwirtsfamilie. Nach einigen Jahren, in denen er als Oberförster tätig war, übernahm er das Gut Klein-Wazmiers in Kreis Dirschau, das heute zu Polen gehört. In seinen zahlreichen Dichtungen, vornehmlich Balladen, feiert er die deutsche Kulturarbeit und den Bauernstand seiner Vorfahren. Georg v. Kries starb 1921. Verschiedene seiner Arbeiten sind auch in Buchform erschienen.

Kudnig, Fritz, geb. am 17. Juni 1888 in Königsberg i. Pr., lebt dort als freier Schriftsteller. Mehrere Jahre war er als Schriftleiter des „Deutschen Volksrats" beim Heimatdienst in Danzig tätig. Nach seiner Übersiedlung nach Königsberg haben ihn vor allen Dingen das Samland und die Kurische Nehrung begeistert. Aus seinen Erlebnissen entstand das Buch „Das Lied der Kurischen Nehrung" (Kolbe & Schlicht, Dresden). Gedichte erschienen unter dem Titel „Durch Leid und Licht" (Max Ahnert, Kassel). Kudnig ist Mitarbeiter einer Reihe von Zeitungen und Zeitschriften und Mitherausgeber des Ostmarkkalenders.

La Baume, Dr. Wolfgang, geb. 1885 in Wurzen, besuchte das Gymnasium in Thorn und studierte in Jena Naturwissenschaften. Dann wirkte er als Assistent am Provinzialmuseum in Danzig, bis er nach dem Weltkriege mit frischer Kraft und dankenswerter Initiative die Verwaltung der von der Freien Stadt unterhaltenen Sammlungen übernehmen durfte. Seine eigene Arbeit bezieht sich hauptsächlich auf die Vorgeschichte, deren Ergebnisse er im Nationalitätenkampf der Ostmark zu einer brauchbaren Waffe zu machen wußte. Der hier gebrachte Aufsatz ist dem „Ostdeutschen Naturwart"(Breslau, Korn) entnommen.

Lakowitz, Konrad, Professor Dr., geb. in Danzig 1859 als Sohn eines Kaufmanns. Studierte in Breslau Naturwissenschaften und wirkte dann im Danziger Schuldienst, bis er 1925 in den Ruhestand trat. Die hohe Blüte, welche die Danziger Naturforschende Gesellschaft und der ihr angegliederte Westpreußische Bot. Zool. Verein um die Wende des Jahrhunderts erreichten, ist nicht zum mindesten seiner rastlosen Organisationsarbeit zu verdanken. Ihm gebührt das Verdienst, naturwissenschaftliche Interessen in weitesten

Kreisen geweckt zu haben. Die von L. geleiteten Exkursionen machten viele Danziger mit den Wundern der Fremde bekannt. Sein eigenes Arbeitsgebiet war vor allem die Danziger Bucht und ihre Organismenwelt. Noch heute bedeutet er für die Danziger Bürgerschaft eine Hauptstütze ihres geistigen Gemeinschaftslebens.

Lange, Carl, geb. am 27. Jan. 1885 in Schöneberg bei Berlin, kam als Schüler nach dem Osten und ist dort seit über 25 Jahren ansässig. Bis zur Revolution war er aktiver Offizier. 1919 begründete Lange die „Ostdeutschen Monatshefte", eine Zeitschrift für Kunst und Geistesleben. Während des Krieges leitete er die mehr literarisch gerichtete „Borkumer Kriegszeitung". Er ist Mitarbeiter zahlreicher Zeitungen und Zeitschriften. Von seinen Büchern nennen wir: „Verse" (Xenienverlag), „Strom aus der Tiefe" (Schünemann, Bremen), „Auswahlband der Borkumer Kriegszeitung" (R. v. Decker, Berlin), „Der Kronprinz und sein wahres Gesicht" (F. W. Grunow, Leipzig), „Harzbuch" „Deutscher Geist im Osten", „Almanach der Ostdeutschen Monatshefte" und die „Broschüre der Zoppoter Waldoper" (letztere sämtlich bei Georg Stilke, Berlin). Seit 1926 Herausgeber des Abreißkalenders „Danziger Bote".

Lick, Dr. med. Erwin, geb. 15. Mai 1878 in Löbau (Wpr.), lebt als Arzt in Danzig. Sein soziales Gewissen führte ihn zur Herausgabe seines schnell vergriffenen und nun schon in mehreren Auflagen erschienenen Buches „Der Arzt und seine Sendung (Lehmann, München), das vor allen Dingen in Laienkreisen Verbreitung und Teilnahme fand. Größere Reisen führten ihn in alle Teile der Welt.

Lüdtke, Dr. Franz, geb. am 5. Aug. 1882 in Bromberg, lebt seit 1913 in Berlin-Pankow. Er ist Mitbegründer der Freien Ostmärkischen Volkshochschule (1919), des Deutschen Ostbundes (1920), Schriftleiter der Wochenschrift „Ostland" und Herausgeber heimatlicher Schriften. Lüdtke steht mit an vorderster Stelle im geistigen Kampf für seine alte ostmärkische Heimat. Zeugnis dafür legen seine vielen Schriften und Bücher ab: „Menschen um 18", „Der Heilandsweg des Benedikt Freudlos", „Die Nacht der Erlösung", „Die grauen Blätter des Valentin Brunn, des Goldmachers", „Lieder und Balladen", „Das Jahr der Heimat". Franz Lüdtke ist auch Herausgeber eines vortrefflichen Heimatbuches „Grenzmark Posen-Westpreußen" und Mitherausgeber von „Entrissene Ostlande" (Verlag Friedrich Brandstetter in Leipzig).

Lüttschwager, Dr. Hans, geb. 1889 zu Bromberg; studierte in Breslau Naturwissenschaften. Machte dann größere Studienreisen im Mittelmeergebiet und wurde nach dem Weltkrieg Schulmann in Danzig. Neuerdings ist er daneben Direktor der Zool. Abteilung des staatlichen Museums für Naturkunde und Vorgeschichte. Als Vertreter des Naturschutzgedankens im Freistaat hat L. sich große Verdienste erworben.

Macholz, Ilse, ist am 15. Dezember 1896 in Diedenhofen in Lothringen geboren und lebt seit 1905 in Danzig. Auf der Technischen Hochschule zu Danzig hat sie 4 Jahre am Photographisch-physikalischen Institut studiert und später ein eigenes photographisches Atelier errichtet. Ihre Arbeiten umfassen Porträts, Landschaft, Architektur und medizinische Photographie.

Matthaei, Adalbert, Professor Dr., geb. 1859 in Heide-Gersdorf (Schlesien), gest. 1924 in Zoppot. Studierte hauptsächlich Kunstgeschichte und Ar-

chitektur und wirkte dann als Gymnasiallehrer (Gießen) und Hochschullehrer (Kiel und Danzig). Das Deutschtum Danzigs zu verteidigen, war dem ideal gerichteten Manne Herzenssache. Sein mannhaftes Wirken als Präsident des Volkstags und als Mitbegründer des „Deutschen Heimatbundes in Danzig", dessen erster Vorsitzender er war, wird in Danzig unvergessen bleiben.

Millack, Dr. Walter, geb. 1891 in Danzig. Studierte in Breslau Geschichte und trat dann in den Danziger Schuldienst. Nach dem Weltkrieg widmete er sich vornehmlich der Heimatgeschichte. Seine eigenen Arbeiten zeugen auch von schriftstellerischer Begabung, die sich oft im Kampf um Danzigs Rechte bewährt hat. Auch der sportlichen Ausbildung der Danziger Jugend dient er mit warmer Anteilnahme.

Oehlke, Waldemar, Professor Dr., ist am 29. April 1879 zu Krückwald bei Danzig geboren, durch seine Mutter Hermine geb. Thymian Großneffe des Dichters Joseph von Eichendorff. Er studierte Germanistik und Philosophie und habilitierte sich nach vielen Auslandsreisen an der Technischen Hochschule in Danzig. 1920 ging er als erster Auslandsprofessor an die Universität nach Peking, begründete dort ein germanisches Seminar mit Bibliothek und einen Deutschchinesischen Kulturverband, ging 1924 nach Tokio und 1926 nach den Vereinigten Staaten. Oehlke lebt nach seiner Rückkehr nach Deutschland in Göttingen. Seine Hauptwerke sind: „Bettina v. Arnims Briefromane", „Lessings Dramen und dramatische Fragmente", „Lessing und seine Zeit", „Geschichte der deutschen Literatur", „Die deutsche Literatur seit Goethes Tod und ihre Grundlagen", „Schopenhauers Ideenlehre", „In Ostasien und Nordamerika als deutscher Professor", „Deutsch in Prima", „Deutscher Wegweiser für Studierende", „Stifters Waldphilosophie", „Dickens Lebensphilosophie" und eine fortlaufende Reihe von Betrachtungen „Aus dem Leben eines Danzigers" in den „Ostdeutschen Monatsheften" (Georg Stilke, Berlin).

Omankowski, Willibald, geb. am 24. März 1886 in Danzig, besuchte das Städt. Gymnasium und wurde Lehrer. Reisen führten ihn durch Schweden, Norwegen, Dänemark, Holland, die Schweiz, Ungarn, Rußland und Frankreich. Nach dem Kriege übte er seinen Beruf weiter aus, wirkt als Kritiker für Kunst und Theater an der „Danziger Volksstimme" und ist ferner im Vorstand der „Freien Volksbühne". Er gehört zu den besten Lyrikern des Ostens, wovon seine Gedichtbücher „Die Windharfe" (Schwital & Rohrbeck, Danzig) „Antlitz einer alten Stadt" (Danziger Verlagsgesellschaft) und „Der Fackelträger" (Verlag Ferdinand Acker, Wolfach in Baden) zeugen.

Passarge, Louis, wurde 1825 als Sohn eines Gutsbesitzers in Wolittnick am Frischen Haff geboren. Noch im Greisenalter schrieb er in Erinnerung an seine Kindheit das ergötzliche Buch „Ein ostpreußisches Jugendleben", nachdem er sein europäisches Wanderleben abgeschlossen hatte. Louis Passarge studierte in Heidelberg, unternahm große Reisen in die Schweiz, nach Italien, nach Skandinavien und ins Baltikum. 1856 wurde er Kreisrichter in dem kleinen ostpreußischen Ackerstädtchen Heiligenbeil. Von seinen verschiedenen Reisen veröffentlichte er Schilderungen seiner Eindrücke in einer Reihe von Büchern, von denen genannt seien: „Fragmente aus Italien", „Drei Sommer in Norwegen", „Sommerfahrten in Nor-

wegen". Im August 1912 ist er kurz nach Vollendung seines 87. Lebensjahres in Lindenfels im Odenwald gestorben.

Pawlowski, Herbert, am 18. März 1910 in Danzig geboren, lebt als Schüler des Conradinums in seiner Heimat und arbeitet mit großem Eifer für seine Vaterstadt. Ein Zeichen dafür ist seine Begründung der heimatgeschichtlichen Schülervereinigung.

Pompecki, Bruno, geb. 1880 in Schwetz, ist ein Sohn des Weichsellandes. In allen seinen Schriften, Gedichten und kunstgeschichtlichen Betrachtungen kommt die Liebe zu seiner Heimat stark zum Ausdruck. Er war lange Zeit Lehrer in Graudenz und in mehreren anderen Städten des ehemaligen Westpreußen, zuletzt in Oliva, dem seine ganze Liebe gehörte. Seine „Westpreußische Literaturgeschichte", (A. W. Kafemann, Danzig), zeugt von unermüdlichem Fleiß und hat heute noch Quellenwert. Mehrere Gedichtbücher liegen von ihm vor. Pompecki starb im April 1922 in Oliva.

Recke, Dr. Walter, geb. am 4. Oktober 1887 in Essen a. d. R., jetzt Staatsarchivrat in Danzig, hat sich als Historiker einen Namen gemacht. Von seinen Schriften und Büchern heben wir hervor: „Danzig und der deutsche Ritterorden" (Hansische Volkshefte, Bremen), „Die polnische Frage als Problem der europäischen Politik" (Georg Stilke, Berlin). Das letztgenannte Werk gehört zu den bedeutendsten über das Ostproblem.

Reimesch, Ragimund, ist 1903 in Kronstadt in Siebenbürgen geboren, entstammt einem alten siebenbürgisch-sächsischen Geschlecht. In Leoben und Berlin studierte er Bergbau, später Kunstgeschichte, wurde dann Graphiker und hat sein ganzes Schaffen für das bedrohte Grenz- und Auslandsdeutschtum eingesetzt.

Rode, Max, Pfarrer an der St. Trinitatiskirche, ist geboren in Danzig am 16. Februar 1868.

Rühle, Dr. Siegfried, geb. 1887 zu Danzig, studierte in Berlin und Marburg alte Sprachen, Geschichte und Deutsch und trat dann in den Danziger Schuldienst. Seit 1918 wirkte er als Schulmann in Danzig, dessen Münzkabinett er seit 1926 verwaltet. Wie gut er sich in Danzigs Geschichte eingearbeitet hat, zeigt auch der hier veröffentlichte Aufsatz. So wirkt er ganz im Sinne seines verewigten Schwiegervaters Matthaei (s. d.).

Runge, Dr. Wolf, Senator der Freien Stadt Danzig, geb. am 8. Febr. 1876 in Neuenhausen, Kreis Marburg i. Westf. Kam 1911 zunächst als Stadtrat nach Danzig. Er hat durch seine Initiative später das Radaunekraftwerk geschaffen.

Schempp, Marie, Schriftstellerin in München-Pasing, geb. am 23. März 1890 in Ulm. Mitarbeiterin zahlreicher Zeitungen und Zeitschriften.

von Schillings, Max, geb. am 19. April 1868 in Düren im Rheinland, hat u. a. die Opern „Ingwelde" und „Mona Lisa" komponiert. Seit einigen Jahren ist Professor Dr. Max v. Schillings musikalischer Leiter der Zoppoter Waldoper. v. Schillings war Generalintendant der Staatsoper Berlin.

Schirmacher, Dr. Kaethe, geb. am 6. Aug. 1865 in Danzig, studierte und promovierte in Paris und Zürich. Von 1895—1910 lebte sie in Paris und seitdem in Marlow in Mecklenburg und in Berlin. Kaethe Schirmacher hat auf allen Gebieten der Literatur, Frauenbewegung und Politik gewirkt und ist Mitarbeiterin führender Zeitungen und Zeitschriften. Ihre Studien- und Vortragsreisen führten sie viel ins Ausland. Am 4. Februar 1919 trat sie als deutschnationale Ab-

geordnete für Danzig-Westpreußen in die Nationalversammlung ein und begann eine umfangreiche politische Tätigkeit in nationalem Sinn. Aus ihren Werken spricht die große Liebe zu ihrem abgetrennten Heimatland.

Schmidt, Dr. Arno, geb. 1879 in Belster, Pommern, studierte in Greifswald vor allem Germanistik und trat 1908 in den Danziger Schuldienst. Zur Zeit wirkt er als Oberstudienrat an der Viktoriaschule. Als Volkstumsforscher ist er von unermüdlichem Fleiß und auf diesem Arbeitsfeld die Hauptstütze des Danziger Heimatbundes.

Schultz, Johann Carl, wurde 1801 als Sohn eines Kaufmanns in Danzig geboren. Er besuchte die Kunstschule in Danzig, später die Akademie in Berlin. Das alte Danzig hat er in ausgezeichneten Radierungen dargestellt, die Danzigs Leben und Treiben und seine architektonischen Schönheiten des vergangenen Jahrhunderts veranschaulichen. Weite Reisen führten ihn mehrmals nach Italien; in späteren Jahren wurde er Direktor der Danziger Kunstschule. Gest. 12. Juni 1873.

Schulz, Werner, wurde im Dezember 1901 als Sohn eines Danziger Kaufmanns geboren. Seine Eltern starben sehr früh. Nach Ablauf seiner Schuljahre widmete er sich dem journalistischen Beruf. Auf Studienreisen besuchte er Skandinavien, Österreich, die Schweiz, die spanische und italienische Halbinsel, Frankreich, Ägypten, die Türkei und Griechenland, Madeira und die Kanarischen Inseln. Als Schriftleiter einer Danziger Tageszeitung lebt er in Oliva.

Schultze-Pillot, Professor, geb. 1872 in Berlin, Rektor der Technischen Hochschule vom 1. 7. 27—30. 6. 28. Ordentlicher Professor der Abteilung für Maschinenbau, vertritt die Lehrgebiete Maschinenelemente, Wasserturbinen und Kraft- und Wärmewirtschaft.

Schwandt, D. Wilhelm, Konsistorialrat in Danzig, geb. am 27. Okt. 1871 in Butzig, Westpr., seit 1910 Pfarrer an der St. Johanniskirche zu Danzig und 1924—27 Konsistorialrat beim evangelischen Konsistorium, gestorben am 22. Sept. 1928 in Danzig. Seine Schriften beschäftigen sich mit der Marienburg, Danzig und vor allen Dingen mit der schönen Johanniskirche.

Schwarz, Dr. Friedrich, geb. 1875 in Kassel, studierte Geschichte und Kunstgeschichte und leitet seit 1922 als Direktor die Danziger Stadtbibliothek. Er schrieb viele anschauliche Aufsätze über die Stadt Danzig und ihre Bauten, durch die er unsere Heimat dem Deutschen näherbrachte.

Sellke, Herbert, ist in Danzig geboren und lebt dort als Redakteur der „Danziger Neuesten Nachrichten". Unter seinen literarischen Veröffentlichungen ist die ernste Erzählung im plattdeutschen Danziger Werderdialekt bemerkenswert. Sellke widmet einen großen Teil seiner Schaffenskraft dem Studium und der Pflege der modernen Bewegungskunst. Er ist der Schöpfer der „Danziger Tanzkultur". Seine Schriften und Bücher kennzeichnen Art und Wesen des Dichters: „Kuß der Judith Simon", „Idol der Königin" (Dramen), „Geisterstunde von Wittenberg" (Erzählung), „Das goldene Tor" (Gedichte), „Maria am Gestade", „Nohberschlied" (Danziger Platt) (Novellen), „Danziger Nachtgesichte", ein Sagenbuch, „Vom Sport zur Kunst", zusammen verfaßt mit G. v. Donop, Essays (erschienen bei A. W. Kafemann, Danzig, Danziger Verlagsgesellschaft, Danzig, Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart, Dieck & Co., Stuttgart).

Semrau, D. Alfred, Pfarrer Lic., ist am 24. April 1882 in Obergruppe Kreis Schwetz an der Weichsel geboren und lebte bis 1912 in Westpreußen. Seit 1912 ist Semrau in Danzig amtlich tätig. Er steht an der Spitze des Evangelischen Bundes und gibt das weit verbreitete „Danziger Kirchenblatt" heraus. 1926 und 1927 war er Präsident des Volkstages.

Strunk, Dr. Hermann, geb. 1882 zu Dobien bei Wittenberg a. d. Elbe. Studierte in Halle zunächst Theologie, dann Geschichte und Deutsch. War in vielen Teilen Norddeutschlands als Schulmann tätig, ehe er 1914 nach Stargard, Westpr., kam. Seit 1919 war er Stadtschulrat in Danzig, seit 1920 Senator für Kunst, Wissenschaft und Volksbildung in der Freien Stadt. Ihm gebührt das Verdienst, für das Deutschtum Danzigs unermüdlich gewirkt zu haben. Als Gründer und Leiter des „Deutschen Heimatbundes Danzig" sammelte er in Danzig die Freunde der deutschen Volkskunde. Die „Deutschkundlichen Wochen", die er ins Leben rief, haben weit über Danzig hinaus große Beachtung gefunden. Strunks eigene Arbeiten (Flurnamenforschung) zeugen von dem wissenschaftlichen Ernst ihres Verfassers. Alles in allem gehört er zu den bekanntesten Vertretern des Danziger Deutschtums.

Trojan, Johannes, geb. 14. Aug. 1837 in Danzig, gest. 22. November 1915, war Redakteur des Kladderadatsch in den Jahren 1886—1909 und ein Humorist und Satiriker, dessen Schriften immer mehr Verbreitung fanden. Danzig, dem Weichselland und der Ostsee war Trojan immer verbunden und hat sie vielfach zum Gegenstand seiner Dichtungen gemacht. Besondere Beachtung fand im Osten sein Erinnerungsbuch „Zwei Monate Festung", eine Schilderung der Zeit, die er im Fort Weichselmünde verbrachte. Eine Trojangasse in Danzig und eine Gedenktafel an seinem Geburtshaus in der Hundegasse zeugen von der Dankbarkeit seiner Vaterstadt.

Wangerin, Walter, Professor Dr., geb. 1884 in Giebichenstein bei Halle a. S. Studierte in Halle und wirkte als Schulmann in Halle, Burg, Königsberg und Danzig. 1914 wurde er Dozent, 1923 außerord. Professor an der Technischen Hochschule. Daneben ist er Direktor der botan. Abteilung am Museum. Um die floristische Erforschung unserer Heimat (Moosflora) hat er sich recht verdient gemacht.

Weltphal, Helene, ist am 21. November 1884 zu Jastrow in Westpreußen, jetzt Grenzmark Posen-Westpreußen, geboren und lebt seit vielen Jahren als Lehrerin in Zoppot. Sie ist Mitarbeiterin verschiedener Zeitungen und Zeitschriften des Ostens. Ihre Dichtungen verraten eine tiefe religiöse Einstellung zur Natur und ihr Schaffen ist eng verbunden mit ihrer Heimat.

Wüst-Buldre, Jenny, ist im August 1846 im Danziger Werder geboren und hat sich in ihren Dichtungen, Erzählungen, mundartlichen Gedichten und Erinnerungen hauptsächlich mit dem Werder beschäftigt. Ihre Veröffentlichungen sprechen von ihrer tiefen Liebe zur Heimat.

DIE DANZIGER BUCHT UND IHR LANDRAHMEN

● Orte von über 20.000 Einw ■ □ Orte von über 5.000 Einw
● " " " 10.000 " ● ◎ ○ " " " 2.000 "
● ● ○ " " unter 2.000 "

Maßstab 1:1.000.000 Kilometer

1 Kilometer in der Natur = 1mm auf der Karte

Geogr. Anst. v. Wagner & Debes, Leipzig

DD
901
D283B7

Braun, Fritz, 1873-
Die freie Stadt Danzig; Natur, Kultur und Geschichte des freistaates,
F. Brandstetter ([n.d.])

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 13 18 18 01 001 7